LEON HEMPEL,
MARIE BARTELS,
THOMAS MARKWART (HG.)

AUFBRUCH INS UNVERSICHERBARE

ZUM KATASTROPHENDISKURS DER GEGENWART

[transcript] sozialtheorie

Leon Hempel, Marie Bartels, Thomas Markwart (Hg.)
Aufbruch ins Unversicherbare

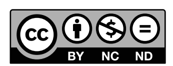
Sozialtheorie

Leon Hempel, Marie Bartels, Thomas Markwart (Hg.)

Aufbruch ins Unversicherbare

Zum Katastrophendiskurs der Gegenwart

[transcript]



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat: Die Herausgeber
Satz: GegenSatz Berlin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-1772-6
PDF-ISBN 978-3-8394-1772-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Einleitung

Ein Streit über die Katastrophe

LEON HEMPEL, THOMAS MARKWART

DIE KATASTROPHE ALS GEMEINPLATZ

Überschlagen sich gegenwärtig Katastrophenerklärungen, so ist der inflationäre Gebrauch des Begriff ‚Katastrophe' zugleich flankiert von einer undeutlichen Semantik. Öffentliche wie politische Sprecher nutzen die rhetorische Schlagkraft, Medien und Interessengruppen profitieren vom skandalisierenden Effekt, von der ‚Performanz' des Begriffs, dessen dunkle Bedeutung jedoch gleichsam magisch die Wirkung der Erklärung noch potenziert. Die Vielzahl von Katastrophenerklärungen lässt auf einen politischen Willen schließen, der mit und durch den Ausnahmefall zu regieren sucht.

Wird der Begriff synonym für ein schreckliches Ereignis verwendet, so gibt es vermutlich gar nicht so viele Ereignisse wie Erklärungen. Es stellt sich die Frage, was diesen ausufernden Gebrauch erklärt? Worauf dieser zuweilen beklagte inflationäre Gebrauch jedoch hinzuweisen scheint: Katastrophen sind nicht unmittelbare Ereignisbeschreibungen, sondern vielmehr performative Sprech- und Bildakte, die, Ereignis, Rhetorik und Poiesis verschmelzend, auf den Zusammenhang von Ästhetik und Politik deuten.

Mit der Vielzahl skandalierender Katastrophenreden korreliert spätestens seit 1989 die Wahrnehmung steigender humanitärer wie auch militärischer Einsätze, einer, wie Craig Calhoun konstatiert, „wave of emergencies", die eine „social emergency imaginary" hervorgebracht habe. Insofern entspricht der medialen Repräsentation katastrophischer Ereignisse offenbar eine wirklichkeitserzeugende politische Praxis. „In fact, have become normal", betont Calhoun, „we now

see not one large emergency dismissed as an exception, but innumerable smaller ones still treated as exceptions to an imaginary norm, even though repeated so frequently as to be normalized“[1]. Die medialen Inszenierungen sind fest in die Katastrophen-Administration integriert, der begriffliche Bedeutungsverlust, bewirkt insbesondere durch die Medien, ist weniger Problem als vielmehr instrumenteller Teil einer handlungsleitenden Praxis, die das Politische – als subjektive Stimme – zu verschleiern sucht.

Der zunehmende Gebrauch des Katastrophenbegriffs scheint symptomatisch für eine sich perpetuierende Krise sowie für das Ringen um Kontrolle und sprachlichen Konsens. Sie zeigt sich auch als Sprachkrise, in der sich die Formeln der Katastrophenerklärungen von der Faktizität der Ereignisse ablösen, zugleich aber der eine Begriff, ‚Katastrophe‘, alternative (konkrete) Ereignisbeschreibungen auslöscht. Behauptet der Katastrophenbegriff, ein Ereignis zu bezeichnen, so zerschlägt der inflationäre Gebrauch diesen Zusammenhang von Namen und Ereignis – und offenbart zugleich eine originäre Bedeutung des Begriffs jenseits bestimmter Geschehnisse. Die Katastrophendeklarationen übersteigen nicht bloß die Faktizität der Ereignisse,[2] sie suchen vielmehr ein eigenes Faktum zu erschaffen.

Handelt es sich um einen superlativischen Begriff, der unüberbietbare Sensationen beschwört, auf eindrückliche Wirkung zielt, weist er sich insbesondere als ein den Medien angehörender Begriff aus – keine öffentliche Institution benutzt den Begriff häufiger. Die Medien reproduzieren täglich die Welt des Spektakels und normieren die katastrophische Imagination. Ähnlich der Werbung, die Kunst und Politik bzw. ökonomische Interessen vermischt, beteiligen sie sich am ästhetisch-politischen Ordnungssystem. Die Unbestimmtheit des Begriffs, an der meinungsbildende Institutionen emsig mitarbeiten, wird zum wesentlichen Bezugsrahmen, aus dem Politik ihre rhetorische Vehemenz zieht und mit dem sie zugleich dessen Potenz kaschiert.

1 Craig Calhoun: „A World of Emergencies: Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, in: The Canadian review of sociology and anthropology/Revue canadienne de sociologie et d’anthropologie 414 (2004), S. 373-395, hier S. 388.

2 Vgl. Olaf Briese und Timo Günther: „Katastrophe. Terminologische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, in: Archiv für Begriffsgeschichte 51 (2009), S. 155-196.

Beschränkt Politik sich heute auf die Sicherung des Status quo durch katastrophische Zukunftsentwürfe, die die einstigen moralisch und ästhetisch positiven Utopien ersetzen, so vollzieht sich der Begriffsgebrauch immer noch als Herrschaftspraxis und ist zugleich die tradierte, gleichsam revolutionäre Bedeutung als ‚Umwendung' beinahe endgültig erloschen.

Deutlich wird diese Sprachkrise auch in den unzähligen Katastrophen-Beschwörungen, die die Finanzkrise begleiten, wenn nicht gar erschaffen, folgt man den medialen Aussagen einerseits, andererseits aber den Methoden der Rating Agenturen bzw. des Finanzkapitals, auf den Untergang ganzer Volkswirtschaften zu spekulieren. Indem diese über die Medien bestimmte Verlautbarungen in die Welt setzen, suchen sie ökonomische Mechanismen in Gang zu bringen, um an den beobachteten Reaktionen Gewinne zu generieren. Die Finanzwelt hat sich die ‚Katastrophe' angeeignet; diese ist negativ in ihren Produkten enthalten.

In ihrer Analyse der Finanzkrise von 2008 beschreibt Elena Esposito Finanzinstrumente als Mittel, die ungewisse Zukunft auszurichten und nutzbar zu machen. Als Reaktion auf die stagnierende Weltwirtschaft und die Abkehr von Bretton-Woods[3] wurden seit den 1970er Jahren zahlreiche Finanzinnovationen entwickelt und propagiert, die den sinkenden Gewinn aus der Industrieproduktion ersetzen und – nun gewissermaßen als abstrakten Profit – potenzieren sollen. Durch die selbstreferentiellen Instrumente der Derivate schafft sich die Finanzwelt ihre eigene, von der Realität entkoppelte „gegenwärtige Zukunft" als versicherte Zukunft: „Derivate können diese Freiheit der Welt gegenüber offenlassen, weil sie faktisch nicht auf die Welt bezogen sind. […] Man kauft und verkauft lediglich ein Versprechen, und auf dieses Versprechen konzentriert sich der gesamte Handel mit Transaktio-

3 Beim Bretton-Woods Abkommen von 1944 handelt es sich um eine Antwort auf die erklärten Katastrophen der Weltkriege sowie der Weltwirtschaftskrise, die unter anderem auch durch frei flottierendes Finanzkapital verursacht wurde. Ein neues internationales Handelssystem wurde eingeführt, das auf feste Währungsbeziehungen zwischen den Nationalstaaten beruhte und insofern auch deren Souveränität über das Finanzsystem gewährleistete.

nen."[4] Es sind Versprechen eines sicheren Gewinns, der sich aus der Freiheit von politischen und ökonomischen Realien ergibt, die als prinzipiell instabil und riskant verstanden, mit einem Wort als katastrophisch apostrophiert werden. Bei den „sale of promises" handelt es sich mithin um negative Katastrophenbeschwörungen, die die seit den 1970er Jahren wachsenden Krisen wie Öl- und Energiekrise, Terrorismus und Umweltzerstörung in sich aufzuheben suchen.

Die Termingeschäfte erzeugen jedoch einen Anschein von Sicherheit, mit dem sich Profite zwar generieren lassen, gleichzeitig aber eine immer größere Risikobereitschaft entsteht, welche paradoxerweise zu einem immer größeren Risiko für eine „zukünftige Gegenwart" wird – zu erkennen insbesondere an den zunehmenden sozialen Verwerfungen. Es ist die vermeintliche Sicherheit rationaler Mittel, die in die Krise führt. Die Derivate sind anti-katastrophische Instrumente, die letztlich zu Katastrophen führen:

> Das Hauptproblem der Risikokonzeption der letzten Jahrzehnte […] besteht in einem Übermaß an Rationalität gekoppelt mit einer zu stark vereinfachten Vorstellung von der Zukunft und von der damit zusammenhängenden Verschränkung von Ungewissheiten. […] Treten Krisen auf, passt die [versicherte] Zukunft hier nicht hinein.[5]

Aus dem Übermaß an Rationalität entsteht, wie Esposito verkennt, die Unverantwortlichkeit der Akteure, indem diese ihre gesellschaftspolitische Verantwortung auf Derivate eben *ableiten*. Im Gegensatz zu den Derivaten wird die jetzige Krise aber als reale, also ‚positive' Katastrophe beschworen, in der Verantwortung zu übernehmen sei und gehandelt werden müsse. Entsprechend also schlagzeilt *Spiegel*: „Ökonomen warnen vor Euro-Katastrophe" und die inzwischen selbst bedrohte *Frankfurter Rundschau*: „Europa schlafwandelt in die Katastrophe". Die medial vermittelte Katastrophenerklärung fordert zum politischen Handeln auf. Von politischen, in diesem Fall europäischen Institutionen wird der Aufkauf von Staatsanleihen durch die Europäische Zentralbank (EZB) mit dem Artikel 122 AEU (ehemals Artikel 100 EGV) begründet, wonach einem „Mitgliedstaat aufgrund von Naturkatastrophen oder außergewöhnlichen Ereignissen, die sich sei-

4 Elena Esposito: Die Zukunft des Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft, Heidelberg: Carl-Auer 2010, S. 155.

5 Ebd., S. 244.

ner Kontrolle entziehen […], finanzieller Beistand der Union zu gewährleisten“ ist. Entsprechend legitimiert die Europäische Union die finanzielle Stützung Griechenlands und hebelt die so genannte „No-Bailout-Klausel“ (heute Artikel 125 AEU) mit dem Verweis eben auf eine Katastrophe aus.[6] Gleichzeitig aber verwandelt sich die zur Katastrophe erklärte Finanzkrise in ein politisches Instrument, die Souveränität europäischer Institutionen gegen die europäischen Nationalstaaten durchzusetzen.

Die Schulden-Katastrophe kommt der Ausnahme gleich, dem Notstand, in dem Regeln außer Kraft gesetzt werden. Das politische Versicherungssystem gleicht gewissermaßen das privatwirtschaftliche aus. Tatsächlich sichert es aber nur wiederum das Finanzkapital ab, während die Risiken auf die Gesellschaft abgewälzt werden. „On the contrary, when others bear the costs of mistakes, the incentives favor self-delusion. A system that socializes losses and privatizes gains is doomed to mismanage risk“, wie Joseph E. Stiglitz in *Gambling with the Planet* konstatiert.[7] Der Ökonom tritt als Warner auf, er beschwört die Katastrophe, den Finanzgau, im realen Sinn, indem er diesen mit anderen katastrophischen Ereignissen wie Fukushima vergleicht, um nachdrücklich zu einem Paradigmenwechsel aufzurufen, mithin die liberalisierten Märkte politischen Regularien und Kontrollen zu unterwerfen.

Das Beispiel der Finanzkrise zeigt die Not des Diskurses, einen allgemeingültigen Begriff der Katastrophe zu entwickeln. Gleichzeitig ist ein konkurrierender Begriffsgebrauch, ein Ringen um Deutungshoheit erkennbar. Eine Intention des Bandes äußert sich nun darin, den Katastrophenbegriff aus dem rein deskriptiv-quantifizierenden Zusammenhang zu lösen, ihn der Versicherungslogik zu entreißen und seine politisch-theatralisch-ästhetisch-performative Dimension wieder zu entdecken und auf die Gegenwart anzuwenden.

---

6 Rudolf Hickel: „Nach der Rettung ist vor der Rettung. Europa in der Krisenschleife“, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 9 (2011), S. 59-68, hier S. 62.

7 *http://www.project-syndicate.org/commentary/gambling-with-the-planet*

DIE KATASTROPHE ALS EMBLEM

Katastrophen-Sprechakte sind, so die These der Herausgeber, als Souveränitätsbehauptungen konzeptualisiert. Dass in der Begriffsgeschichte Katastrophe und politische Souveränität miteinander verknüpft sind, scheint heute vollkommen aus dem öffentlichen wie wissenschaftlichen Bewusstsein gedrängt – wie auch der Begriff der Souveränität selbst. Die Praxis aber dieser Katastrophenreden zeugt von politischen Motiven und Handeln, die sich durch das Ungewusste noch zu potenzieren scheinen. Das Problem besteht also darin, dass dem politischen Sprechakt ‚Katastrophe' kein oder nur ungenügendes politologisches und soziologisches Wissen zur Seite steht, dass also dieses Nichtwissen implizit Bestandteil dieser Reden ist, ohne dass dieses Defizit offenbar reflektiert wird. Es erscheint als humanitärer oder gleichsam naturrechtlicher Konsens, angesichts der erklärten Katastrophe, der Deklaration größtmöglichen Schreckens, ohne Diskussion, sogar unter Missachtung geltender Gesetze[8] handeln zu müssen. Die

8 Während der großen Hamburger Flut von 1962 erklärte der damalige Innensenator Helmut Schmidt die Katastrophe, um ungeachtet geltender rechtlicher Regelungen, mithin der Verfassung, handeln zu können. „Es hatte sogleich in der ersten Nacht sehr viele Tote gegeben, „ erinnert sich der Altkanzler in seiner Marburger Rede von 2007. „Man mußte mit der Möglichkeit von Tausenden weiterer Toten rechnen; deshalb mußten wir, ohne Zeit zu verlieren, eine internationale Rettungsoperation improvisieren. Ich habe damals mehrere Gesetze verletzt – vielleicht sogar auch das Grundgesetz. Ich muß gestehen, darüber damals nicht nachgedacht zu haben; vielmehr hat mich allein die bedrängende moralische Pflicht geleitet, viele Menschen aus unmittelbarer Lebensgefahr zu retten. Am Ende hatten wir dreihundert Tote zu beklagen. Später hatten wir das Glück, von keiner Seite angeklagt zu werden." Helmut Schmidt, Verantwortung und Gewissen des Politikers. Marburg 27. Februar 2007
http://www.uni-marburg.de/aktuelles/news/2007/0431/rede
Die Grundgesetzverletzung bezieht sich insbesondere auf die Einbindung der Bundeswehr. „Hier ging es um Menschenleben", Nato- und Bundeswehrgeneräle „haben genauso wenig wie ich gefragt, was die Verfassung sagt." Schmidt nahm gewissermaßen das Urteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2012 über den Einsatz der Bundeswehr im Kata-

Katastrophen-Erklärung entzieht sich dem politischen Diskurs, ist nicht verhandelbar, weil die unmittelbare Folge des katastrophischen Ereignisses als existenzielle Not behauptet wird. Letztere wird zum Argument für Interventionen, wie das Paradebeispiel Haiti zeigt: „Given the urgency of Haiti's needs and the weakness of its institutions, the only option was hands-on international assistance, but even this faced an insuperable difficulty.“[9] Naturrechtliche Argumente, nämlich deklarierte lebensnotwendige Bedürfnisse, die durch ineffektive Institutionen nicht mehr befriedigt werden können, unterwandern völkerrechtliche Regeln. Als objektiver Tatbestand wird heute ausgegeben, was der (subjektiven) Katastrophenrede als handlungslegitimierendes Argument angehört.

Insofern bezieht sich die Idee der Herausgeber auf die Thesen der Kopenhagener Schule, nach der Sicherheit als ein performatives Sprechen, als Sprechakt zu verstehen sei. Der abstrakte Begriff, ‚Katastrophe‘ hier durch den nicht weniger abstrakten der ‚Sicherheit‘ ersetzt, muss durch ein Sprechhandeln gefüllt werden: „What then is security? With the help of language theory, we can regard ‚security‘ as a speech act. In this usage, security is not of interests as a sign that refers to something more real; the utterance itself is the act.“[10] Mit der Bestimmung von Bedrohungen beschwört die Rede von Sicherheit eine existentielle Dimension, mit der sie potentiell jedes soziale Phänomen in den ihren Horizont zu rücken vermag. Solcherart kann sie aber nicht nur den Einsatz von Gewalt rechtfertigen oder auch Kontrolle, Über-

---

strophenfall vorweg. *http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/320/_der_ausdruck_held_ist_abwegig.html*

9 Paul Collier: „Haiti's rise from the rubble“, in: Foreign Affairs 9 (2011). In seinem Artikel weist Collier auf die prinzipielle Schwierigkeit hin, dass einerseits der Haitianische Staat, auch bedingt durch die Geschichte ausländischer Interventionen, sich als unfähig erweise, die Folgen des Erdbebens zu lösen, gleichzeitig externe Hilfe in die Souveränität des Staates eingreift und damit womöglich die akut gewordene Dauerkrise nur fortsetzt. *http://globalpublicsquare.blogs.cnn.com/2011/09/05/haitis-rise-from-the-rubble/*

10 Ole Wæver: „Securitization and Desecuritization“, in: Ronnie D. Lipschutz (Hg.), On Security, New York: Columbia University Press 1995, S. 46-85, hier S. 55.

wachung und Regulation legitimieren.[11] Vielmehr vermag sie durch diese existenzielle Perspektive, ebenso ihre eigene Subjektivität und Unsicherheit zu verschleiern, die ihr, zumal als behauptende Rede, notwendig anhaftet.

Auch die ‚Katastrophe' erscheint als politische Funktion, welche eine bestimmte Referenzialisierung und Handlung durchzusetzen hat, worauf Claudia Aradau und Rens Van Munster aufmerksam machen.[12] Doch dies beschränkt sich nicht allein auf die Beschwörung künftiger Katastrophen, wenngleich gegenwärtige Politik in erster Linie Zukunft als Lockmittel wie vor allem Drohung instrumentalisiert, sondern auch auf vergangene Ereignisse, die zur Katastrophe erklärt werden. Zunächst erscheint das katastrophale Chaos als eine ‚Katastrophe' der Sprache, spezifische, teilweise konkurrierende Ereignisdeklarationen wie Tsunami, Erdbeben oder Unfall, Epidemie werden unter einen generalisierten Begriff, Katastrophe, subsumiert, in dem das konkrete Ereignis sich verwandelt in eine politische Praxis, in zweckorientierte Entscheidungen und Handlungen. Die Ereignisdeklarationen wissenschaftlicher Experten haben sich der politischen Sprache zu unterwerfen, zu verstummen. Diese Auslöschung des Spezifischen potenziert nicht nur die Schrecken des Ereignisses zur äußersten existenziellen Not, der Katastrophenbegriff imaginiert gleichsam eine Sprachlosigkeit, die er zugleich entschieden aufzuheben trachtet. Mithin sucht der Katastrophen-Begriff den unbestimmt-irrationalen mit dem rationalen Anteil, den numinosen mit dem begriffenen Aspekt von Bedrohung zu vermitteln, potenzielle Bedrohung zu verwandeln in politisches Handeln. ‚Katastrophe' scheint also nicht identisch mit einem bereits eingetretenen oder einem zukünftigen möglichen Ereignis. Vielmehr tritt dieses selbst in die Unsichtbarkeit und Sprachlosigkeit des Augenblicks zurück.

In der Erklärung eines Ereignisses als Katastrophe manifestiert sich Herrschaft und Disziplinierung. Die erste ordnungspolitische Tat vollzieht ein sich ermächtigendes Subjekt, das ein Ereignis bezeichnet und damit seiner Deutung unterwirft. Der Akt inauguriert ein Ord-

---

11 Barry Buzan/Ole Wæver/Jaap De Wilde: Security: A New Framework for Analysis, Boulder/London: Lynne Rienner 1998, S. 14.

12 Vgl. Claudia Aradau und Rens Van Munster: Politics of Catastrophe: Genealogies of the Unknown. New York: Routledge 2008. Aradau und Van Munster beziehen sich vor allem auf zukünftige, imaginäre Katastrophen.

nungsmodell, indem es lineare Referenz herstellt und die mögliche Vielfalt von Zuschreibungen einer einzigen radikal subsumiert. Es handelt sich um einen autoritären Akt, der zugleich politische Autorität generieren muss. Entsprechend schaffen sich Katastrophenerklärungen eine Akteurs- und eine Bezugsgruppe, ein Volk als Repräsentant einer konsensualen Einheit und eine Bevölkerung als passives Objekt, als Untertan.

Als letztmögliche, superlativische Bezeichnung, die sich jeder weiteren Debatte zu entziehen sucht, gebietet ‚Katastrophe' ehrfurchtsvolles Schweigen der ‚Opfer' und dezidiertes Handeln der ‚Helfer', wobei dieses Handeln immer auf die erste (sprachliche) Tat bezogen bleibt. Die Handlungen, die der Erklärung folgen, sind keine selbstbestimmten, sondern abgeleitete, sie beruhen auf Befehlen, Anweisungen oder Plänen. Der Übergang zwischen der Erklärung und den abgeleiteten Handlungen bildet den Übergang vom Souverän zur Administration, zur Exekutive. Die polizeilich-administrativen Praktiken leiten sich von der Sprachordnung der Erklärung her und realisieren diese, indem sie topografisch, politisch und moralisch sortieren und aufteilen.[13] Nicht allein die konkreten und anschaulichen Handlungen der Organisationen wie Feuerwehr, Polizei, technische Hilfsdienste etc. belegen die ordnende Funktion der administrativen Macht, sondern ebenso und vielmehr noch deren grundsätzliche Praxis der Unterscheidung zwischen Rettern und Opfern, Schuldigen und Unschuldigen, Schutzraum und Gefahrenzone. Die Institutionen definieren den Raum der Katastrophe, begrenzen die Evakuierungszone als das ihnen eigentümliche, allein ihnen gehörende Aktionsfeld. Es ist der Raum einer reinen

---

[13] Vgl. Jacques. Rancière: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002 und J. Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin: b_books 2008. Politik wird zur ästhetischen Technik, indem sie Sinnliches auf- und zuteilt, über Sichtbarkeit und Stimme entscheidet. „Eine Aufteilung des Sinnlichen legt sowohl ein Gemeinsames, das geteilt wird, fest als auch Teile, die exklusiv bleiben. […] Eine bestimmte Befähigung […] definiert die Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit in einem gemeinsamen Raum und bestimmt, wer Zugang zu einer gemeinsamen Sprache hat und wer nicht, etc. Der Politik liegt mithin eine Ästhetik zugrunde […]. J. Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen, S. 25-26.

Macht, abgeschieden von Störern, die in den polizeilichen Maßnahmen sichtbar wird.

Katastrophenerklärungen erweisen sich nicht nur als performative Katastrophensprechakte, die im Sinne der Sprechakttheorie[14] Handlungen mit einer bestimmten Wirkungsabsicht darstellen, sondern sind ebenso einer ästhetisch-emblematischen Struktur unterworfen. ‚Katastrophen' vereinen imaginativ-suggestive Bilder – Katastrophenbilder von hungernden Kindern, brennenden Hochhäusern oder rauchenden Atomkraftwerken sind allgegenwärtig – und Narrative von zukünftigen oder vergangenen Ereignissen sowie rationalisierende Kommentare in Gestalt von Erklärungen, Schuldzuweisungen, Handlungsanleitungen etc. zu wirkmächtigen Emblemen. Diese verschränken, die Differenz von Bild und Wort bewahrend, den pathetischen mit dem sachlichen Anteil der Rede und bewirken eine Potenz, die rational handeln kann ohne sich diskursiv-methodisch begründen zu müssen. Jene Differenz erst konstituiert die Katastrophe als den politischen Akt, der jene aufzuheben beansprucht. Symbolisiert das entworfene Schreckensbild das Ereignis, so liefert der Kommentar die konkreten Praktiken und Technologien zur „fiktiven" Antizipation möglicher katastrophaler Ereignisse einmal und ihrer Vereitelung zum anderen. Bild und Text werden zu einem funktionalen, performativen Ensemble, einer visuell-narrativen „Zweiheit von Zeigen und Deuten, von Präsentation und Interpretation"[15] zusammengefügt.

Verbindet das Katastrophen-Emblem Bild, vor allem in visuellen Medien aufgeführt, und Text, der sowohl als Bild-Deutung wie auch als Kommentar fungiert, so lässt es sich in der emblemtheoretischen Dreiteilung von Lemma, Pictura und Subscriptio darstellen: Das Bild

---

14 Vgl. John L. Austin: How to do things with Words, 1962, Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart: Reclam 1986; John R. Searle: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982 (im englischen Original 1969); und natürlich auch die Idee der „Sprachspiele", vgl. Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. Nach Austin erwiese sich die Katastrophenerklärung als perlokutionärer Sprechakt, mithin als Sprachhandlung, die eine Wirkung auf den Hörer ausübt.

15 Georg Braungart: „Rhetorik, Poetik, Emblematik", in: Horst Albert Glaser (Hg.), Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Zwischen Gegenreformation und Frühaufklärung. Späthumanismus und Barock 1572-1740, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, S. 135.

gewordene schreckliche Ereignis, dem Tote und zerstörte Infrastruktur bilddramaturgisch aufbereitet, wird durch eine Lemma (Überschrift) ‚Katastrophe' bezeichnet. Die Subscriptio weist ganz im Sinne barocker Emblemtheoretiker auf eine Didaxe, die Deutung und Handlungsanweisung zugleich, das Katastrophenlemma in politisch-soziale Praxis verwandelt. Somit entfernt sich ‚Katastrophe' von reiner Deskription, vom Anspruch substanzieller Ausdruck eines schrecklichen Ereignissen, und wird zum bi-medialen Modell eines politischen Sprechakts. Der Sprechakt setzt ein Ereignis ins (sprachliche) Bild, das zugleich kommentiert wird. Aus dieser Konstellation gewinnt der Sprechakt seine handlungslegitimierende Gewalt, die Differenz als Unbestimmtheit wird zur Handlungsmacht, Potenz, die zuletzt Regeln außer Kraft zu setzen vermag, „brauchbare Illegalität"[16] erzeugt.

DIE VERSAMMELTEN BEITRÄGE

Der gegenwärtige Katastrophen-Diskurs bewegt sich zwischen der Behauptung, mit dem Titel ‚Katastrophe' schreckliche Ereignisse bezeichnen und quantifizieren zu können, und der Aufdeckung dessen politischer Funktion. Die in diesem Band versammelten Beiträge repräsentieren die verschiedenen Positionen im Kampf um den Begriff. Auf der einen Seite wird die Faktizität der Ereignisse gleichgesetzt mit dem Begriff, um Folgen thematisieren zu können wie auch unzureichendes Handeln anzuklagen und die Katastrophe als Katharsis zu etablieren. Auf der anderen Seite wird dem Begriff misstraut und aufgrund seiner politischen Dimension zurückgewiesen.

Sowohl Dombrowsky wie auch Lorenz und Voss fordern in ihren Beiträgen zum institutionalisierten Umgang mit Katastrophen, wie er sich im gegenwärtigen Katastrophenschutz manifestiert, die Emanzipation des Katastrophenobjektes, der Bevölkerung. Dombrowsky demonstriert in seinem Essay, dass der gegenwärtige Katastrophenbegriff oftmals nur dazu hinreicht, Untertanen zu erzeugen. In dieser Hinsicht ist er ein Relikt des Obrigkeitsstaats. Es werde eine Asymmetrie zwischen Handelnden, Behandelten und Nichthandelnden, zwischen Informierten und Nicht-Informierten hergestellt. Letztere sind diejeni-

16 Niklas Luhmann: Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin: Duncker & Humblot 1964, S. 304.

gen, über deren Tod oder Leben entschieden wird.[17] In diesem Sinne sucht Dombrowsky, den Katastrophenbegriff zu entmachten. Katastrophenerklärungen werden fraglich vor der Hintergrund mündiger Bürger, die sich in der Ausnahmesituation selbst zu helfen und zu organisieren wissen.

Auch Lorenz und Voss wollen die Perspektive ändern, doch beziehen sie sich in ihrem Beitrag nicht auf den Katastrophenbegriff, sondern auf die Debatte um den Schutz Kritischer Infrastrukturen – deren Auftakt gemeinhin in der von Bill Clinton im Jahr 1996 einberufenen *Commission on Critical Infraprotection Commission* gesehen werden kann. Sind in diesem Diskurs kritische Infrastrukturen dadurch definiert, dass ihr Ausfall von ökonomischer und gesellschaftlicher Relevanz sei, so weisen Lorenz und Voss darauf hin, dass diese Deutung keinerlei Fragen geschweige denn Antworten zu Problemen sozialer Vulnerabilität – wie die Verbesserung der öffentlichen Gesundheitsvorsorge oder die Verringerung von Armut und Ungleichheit – sowie zu komplexen Ursachen zulässt. Der Diskurs abstrahiert gesellschaftliche Bedürfnisse und verwandelt sie in verdinglichte technische Funktionen, wodurch Aspekte sozialer Veränderung ausgeblendet werden. Repräsentieren die kritischen Infrastrukturen politische Ordnung, fordern Lorenz und Voss dagegen, die Perspektive wieder auf die in dieser Ordnung aufgehobenen Menschen zu wenden. Die Autoren widersprechen den Katastrophenerklärern und polizeilich-administrativen Schutzhandlungen. Die Aufteilung der Katastrophenerklärung wird in Frage gestellt, den aus dem Diskurs Ausgeschlossenen soll wieder Gehör verschafft werden.

Im Durchgang durch die Ideen-Weltgeschichte beobachtet Münkler die Katastrophe als Ereignis, das sich gegen das Leben und die Wünsche der Menschen wendet, menschlichen Willen übersteigt, Geschichte radikal umwälzendes Verhängnis ist. Gesteht er dem Begriff

17 Foucault bezeichnet als ein Hauptelement der klassischen Souveränitätstheorie das Recht über Leben und Tod. „Daß der Souverän das Recht über Leben und Tod innehat, bedeutet im Grunde, daß er sterben machen und leben lassen kann; in jedem Fall sind Leben und Tod keine natürlichen, unmittelbaren, in gewisser Weise ursprünglichen und radikalen Phänomene, die aus dem Bereich der politischen Macht herausfielen.“ M. Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 283.

zwar eine politisch-exkulpative Funktion zu – als Befreiung von Schuld –, so attestiert er der Katastrophe eine objektive, domestizierende Wirkung, die außerhalb menschlicher Verfügbarkeit liege. Am Beispiel des 1. Weltkriegs expliziert er, wie diese Katastrophe nicht intendierte Folgen, also die großen totalitären Schrecken des 20. Jahrhunderts erzeugt habe. Entsprechend wendet er sich gegen jede expressionistisch-revolutionäre Verwendung der ‚Katastrophe'. Aus dem Bedürfnis, sich katastrophischer Tonlagen zu widersetzen, spricht die Forderung nach Kontinuität, Stabilität und damit einher die Warnung vor politischer Radikalisierung, die Münkler zur eigentlichen Katastrophe erklärt.

Dagegen insistieren Hempel und Markwart auf die ästhetisch-politische Bedeutung des Katastrophenbegriffs und versuchen diese durch die Geschichte zu verfolgen – nicht anhand von schrecklichen Ereignissen, die erst seit dem 16. Jahrhundert, dem sich durchsetzenden wissenschaftlichen Naturbegriff und -bild als Katastrophen markiert werden, sondern vermittels literarischer Texte. Sie spüren den Begriff an seiner Quelle auf, in der antiken Geschichtsschreibung wie Theaterliteratur, um ihn vom simplifizierenden Ballast, der pejorisierenden und verschleiernd-mythischen Gleichsetzung von Katastrophe und Ereignis zu befreien. Wo der Begriff auf das Ereignis reduziert und deskriptiv verwandt wird, droht das zentrale Element der Katastrophe, die politische Tat, verschüttet zu werden. Die Stoffaufschüttungen, als die gemeinhin Katastrophen bestimmt werden, also Trümmer-, Erd- und Wassermassen, Radioaktivität usw. werden ersetzt durch kulturgeschichtlichen Stoff, wobei die Autoren den Zusammenhang von Katastrophe und Souveränität freizulegen suchen. Ohne im Beitrag erwähnt zu werden, steht Carl Schmitt, ‚Katastrophe' schon nicht mehr verwendend, geradezu am Ende dieser Begriffsgeschichte. War das sogenannte Barock, also die Epoche zwischen den Religionskriegen und der Französischen Revolution, dasjenige Zeitalter, das den Katastrophenbegriff noch in seiner ästhetisch-politischen Dimension wahrzunehmen vermochte, so konstatieren die Autoren abschließend in der aktuellen Präsenz des dramatischen Begriffs eine Wiederkehr des ästhetischen Elements, ohne dass das politische Element deutlich wäre. Der Unterschied zwischen den Epochen liegt gerade darin, dass der „Ort der Macht" zwar nicht unbesetzt ist, aber unbesetzt erscheinen soll.

Die Logik der Katastrophenerklärung steht im Fokus von Bartels Beitrag. Am Kausalitätsdenken verdeutlicht sie, dass es sich bei politischen Katastrophenerklärungen nicht um wissenschaftliche Erklärungen handelt, sondern um monokausale Argumente, die sich komplexer Analysen verweigern. Können diese Widerstand erzeugen, muss umfängliche Ursachensuche vermieden werden, um bestimmtes Handeln auf das zunächst als ‚Katastrophe' herausgehobene Ereignis zurückzuführen. Die einfache Fokussierung auf eine bestimmte, alles erklärende und auch sämtliches Folgehandeln auslösende Ursache führt potentiell zu weiteren und unter Umständen größeren Schäden. Durch die monokausale Fokussierung erzeugt sich die Politik immer wieder als Ordnungsinstanz und Polizei.

Dunn Cavelty setzt bei der These der Kopenhagener Schule an, nach welcher ‚Sicherheit' ein sprachlich-performatives Verfahren darstellt, das mögliche Ereignisse als Realität konstituiert und damit bestimmte außerordentliche politische Mittel zu legitimieren sucht.[18] Entsprechend stellt die Autorin die Erklärung von Cyber-War als eine politische Erzählung dar, als einen Mythos, wobei die allumfassende technische Vernetzung durch das Internet den Schrecken erzeugt. Die Cyber-Narrative verwandeln die Allgegenwart des weltweiten Netzes in die Schrecken omnipräsenter Bedrohung – in Gestalt von Botnets und kaskadierenden Infrastrukturausfällen. Es werde ein Theater des Schreckens errichtet, um genau die Techniken zu entwickeln und durchzusetzen, vor denen gewarnt wird. Erzeuge dieses Theater Angst, versetze es Gesellschaften in einen Zustand der Schreckstarre, drohen die Techniken der Sicherheit unkontrollierbar zu werden, Vernunft und Maß auszusetzen. Implizit wird eine kritische Öffentlichkeit gefordert, die das „Märchen von der Sicherheit"[19] als Instrument durchschaut.

Ellebrecht, Jenki und Kaufmann akzentuieren ebenfalls das theatralisch-performative Element. Die politische Ästhetik wird greifbar an einer Praxis der Preparedness, welche durch Szenariotechniken, Simulationen und Übungen Herrschaftstechniken vorführt. So werden Informationen und Wissen erzeugt, um einerseits Akteure der Sicherheit zu disziplinieren, wie an der Geschichte der Feuerwehr gezeigt wird,

18 Vgl. O. Wæver: Securitization and Desecuritization.

19 Ludwig Marcuse: Das Märchen von der Sicherheit, Zürich: Diogenes 1981.

und andererseits die zu schützende Bevölkerung als potentielle Opfer zu fixieren. Es erfolgt eine klare sinnliche polizeiliche Aufteilung des Raumes und der Gesellschaft, die die soziale Ordnung im Zeichen der Katastrophe demonstriert. So erscheint auch hier Katastrophe wieder als Theaterbegriff.

In ihrem Aufsatz zum Klimawandel macht Grammelsberger – entgegengesetzt zu Ellebrecht, Jenki und Kaufmann aber auch Bartels – der Politik den Vorwurf, die drohende ökologische Katastrophe dem wissenschaftlichen Diskurs zu überlassen. Sie beklagt das Verschwinden der Katastrophe in den Normativen wissenschaftlicher Verfahren und institutionalisierter Diskurse. Ihre grundsätzliche Frage lautet, wie von der abstrakt wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu konkreten Empfehlungen und Handlungen gelangt werden könne. Sie fordert von der Wissenschaft, deren globale Szenarien in regionale, erfahrbare zu übersetzen. Die Abstraktion führe zur Normalisierung und mithin der Gefahr, dass nicht gehandelt wird, wo gehandelt werden müsse. Auch Grammelsberger argumentiert gegen die Institutionen, insbesondere die Wissenschaft, die sie durch ein performatives Element zu erweitern sucht. Fehlende Wahrnehmung beklagend, fordert sie, den Klimawandel von der wissenschaftlichen Abstraktion zu befreien und zu veranschaulichen, denn erst die sinnliche Qualität einer konkreten Erfahrung vor Ort ermahne und führe schließlich zum Handeln. Die Wetterereignisse der Gegenwart sollen nicht als beliebige erscheinen, sondern als Symptome des Klimawandels. Grammelsberger reaktiviert damit den klassischen Katastrophenbegriff. Wie beim antiken, auf maximale Wirkung zielenden Theaterbegriff, der nach Aristoteles zur Katharsis führe, fordert sie gleichsam einen ‚realen' Theaterdonner, der die Menschen aus ihren Gewohnheiten und Gleichgültigkeiten aufschrecke, um sie zum Handeln zu zwingen und den Klimawandel aufzuhalten.

Sticher konfrontiert in ihrer Darstellung den Katastrophenbegriff mit der Realität individueller traumatischer Erfahrungen, wobei es sich um jede Form schrecklicher Ereignisse handeln kann, ohne dass diese zur Katastrophe erklärt werden müssten. Sie untersucht zahlreiche Reaktionsmuster im Umgang mit katastrophischen Ereignissen. Es werden insbesondere Ansätze stark gemacht, die die individuelle Reaktion an das Vorhandensein von ökonomischen und sozialen Ressourcen bindet. Sie zeigt implizit den Zusammenhang von Trauma und Souveränitätsverlust auf. Denn Ressourcen stellen, so ließe sich folgern,

Souveränitätskapital dar. Wer genügend Ressourcen akkumuliert, besitzt die Fähigkeit, Katastrophen aktiv zu bewältigen. Deshalb habe Hilfe bei den Ressourcen und ihrer Wiederherstellung anzusetzen. Denn es sei zu befürchten, dass Gruppen niedriger Ressourcenausstattung mangels verfügbarer Alternativen auf anti-soziale Bewältigungsstrategien zurückgreifen. Ausgehend von der materiellen wie sozialen Ressourcenausstattung, entwickelt sie den Ansatz eines klassifikatorischen Systems zur Beurteilung von Vulnerabilität und Resilienz verschiedener sozialer Gruppen, um eine sozial differenzierte Katastrophenvor- und -nachsorge einzurichten.

Der Beitrag von Ghamari-Tabrizi begibt sich in das Amerika der 1950er Jahre und beschreibt, wie Katastrophenforschung und Zivilschutz sich etablieren und zu diesem Zweck die zurückliegende Erfahrung des 2. Weltkrieges wie auch die aktuelle des sowohl Kalten wie auch Koreakrieges verwenden. Die Autorin betrachtet die frühe amerikanische Katastrophenforschung gleichsam wie auf einer Theaterbühne. Der Essay belauscht die Gespräche der Forscher, die zu ergründen suchen, wie die amerikanische Gesellschaft gegen die absolute Bedrohung durch den Atomkrieg, der nicht mehr unterscheidet zwischen Zivilbevölkerung und Soldaten, abzusichern sei. Verfehlte wider Erwarten die Strategie der Flächenbombardements ihre demoralisierende Wirkung, so wird die Standhaftigkeit der Bevölkerung im erwarteten Atomkrieg jetzt als Voraussetzung für die Überlebensfähigkeit und dem Sieg der amerikanischen Gesellschaft angesehen. Es gilt nun, den Bewusstseinszustand der amerikanischen Bevölkerung auf seine Widerstandsfähigkeit im Falle eines Atomschlags zu testen. Die Zivilmoral der Bevölkerung wird zum Programm der Katastrophenforschung im Kalten Krieg. Der Horror, nicht vorbereitet zu sein, den man nach den Atombombenabwürfen von Hiroshima und Nagasaki in Japan beobachtete, wie auch das Fehlen einer vergleichbar konkreten Erfahrung lenkte den Blick auf Industrieunfälle und regionale Schadenslagen, um in Feldstudien Reaktionsmuster und damit den Bewusstseinszustand der Bevölkerung zu beobachten und auf die Zeit nach dem Atomschlag zu übertragen.

In der maximal denkbaren Katastrophe heißt es, souverän zu bleiben, wie die Biografin Herman Kahns, jenem Denker des Undenkbaren, am Katastrophendiskurs des Kalten Kriegs zeigt. Die geforderte Souveränität wird übersetzt in rationale Maßnahmen, die das Überleben sichern und gleichzeitig die Bevölkerung auf ein Leben im

Schutzbunker vorbereiten sollen. Die Entstehung der Katastrophenforschung, deren apokalyptischen Vorstellungen wie rationalen Souveränitätsprogrammen, wie Ghamari-Tabrizi sie vorführt, gründen ausdrücklich auf den Bedingungen des Kalten Kriegs. Unter dem Zeichen der möglichen wechselseitigen Auslöschung beinhaltet die spezifische Freund-Feind-Erklärung ein existenzielles Entweder-oder, ein radikales Wir-oder-Sie, aus der sich die moralische Disziplinierung der Bevölkerung erklärt. Der Beitrag weist damit auf die Analogie zwischen der frühen und der aktuellen Katastrophenforschung wie die Diskussionen um Resilienz.

Feltes und Kudlacek verknüpfen die wörtliche Bedeutung von ‚Katastrophe' mit dem alltagssprachlichen Begriffsgebrauch von Kriminalität, nur um die Vorstellung, Kriminalität falle mit persönlichem oder gesellschaftlichem ‚Niedergang' zusammen, als Irrglauben zu entlarven. Vehement widersetzen sie sich der Verknüpfung von Kriminalität und Katastrophe – und weisen implizit noch auf die politische Dimension dieses Begriffs. Die Autoren fordern, den Begriff der Katastrophe von dem der Kriminalität zu entkoppeln, und lehnen es ab, dass Kriminalität, gehegt von Spezialisten, wird, was es längst ist: Kampffeld der Politik bzw. Argument, bestimmte politische Zwecke zu verfolgen. Mit der Erklärung von Kriminalität als Katastrophe erfolge die Verschärfung staatlicher Eingriffe in Form polizeilicher Maßnahmen. Kriminalität soll als Argument für die Legitimation von Sicherheits- und Überwachungsmaßnahmen entschärft werden.

Henckel untersucht den Katastrophenbegriff an einem analog verwendeten Terminus im Kontext von Stadtdiskursen und -forschungen: Urbizid bezeichne zunächst den Stadtmord. Seine Schlagkraft gewinnt er durch die etymologische Herkunft vom Genozid als stets präsente Assoziation. Damit ist die rhetorische Relevanz des Begriffs angezeigt. Wo der Urbizid erklärt wird, ist der reale Konflikt schon da, der maßvolle Diskurs bereits verlassen. Wie bei der Katastrophe handelt es sich hier um einen politischen Kampfbegriff, Deutungshoheit über bestimmte städtische Ereignisse zu erlangen. Henckel zeigt die beiden Seiten der Verwendung auf: Einerseits erscheint der Begriff im Kontext des Bosnienkriegs, andererseits findet er Verwendung in den Auseinandersetzungen um Stadtentwicklung und -umbau. Jener bezieht sich auf ein zurückliegendes oder drohendes zukünftiges Ereignis, droht mit der intentionalen Vernichtung der Voraussetzungen des sozialen und städtischen Lebens. Doch wo die einen die Vernichtung des

vielfältigen urbanen Lebens sehen, wollen die anderen den Weg frei machen für Erneuerung im Namen einer bestimmten Verwertungselite.

Ina Blümel, humanitäre Helferin in Katastrophengebieten, löst im Interview die Praxis vom Katastrophenbegriff. Er spielt auf der Ebene der Nothilfe vor Ort keine Rolle, ist der Situation eher äußerliches Beschreibungsmerkmal als konkrete Charakterisierung. Sie entlarvt dessen implizite hierarchische Struktur und Machtanspruch, indem sie eine bestimmte Erfahrung sucht und beschwört – einen Zustand, in dem sämtliche Beteiligte an ihre psychische wie physische Grenzen geraten. Wenn hier der Begriff der Katastrophe überhaupt noch bemüht werden muss, dann im Sinne einer geradezu mystischen Erfahrung von Unterschiedslosigkeit in einer Situation, die den Herrschaftsanspruch der Katastrophenerklärung aufhebt in einen Augenblick der Unversicherbarkeit.

Während die politische Katastrophenerklärung intendiert, durch die Anwendung des Begriff einen Konsens über das betreffende Ereignis und eine als alternativlos dargestellte Handlungsweise zu erzeugen, setzt Blümel diesem zwischen Opfer und Helfer, Schuldigen und Unschuldigen, Sprachmächtigen und Sprachlosen unterscheidenden Modell einen Konsens ganz anderer Art entgegen, der weniger auf einen Sprechakt, sondern auf konkrete gemeinsame Arbeit beruht. Blümels Praxis kehrt vor den Sprechakt zurück, indem sie sich gegen die Viktimisierung sträubt und auf die Bedürfnisse der Betroffenen insistiert. Sie sucht ihre Stimmen jenseits der institutionalisierten Katastrophenhilfe wahrzunehmen, welche das gleichsam industrialisierte Programm abarbeitet. Durch die Tätigkeit des Zuhörens, durch das praktische Bemühen, schafft sie Momente des Respekts und der Distanz, in denen die erklärten Opfer zu Subjekten werden und unterhalb der staatlichen und institutionellen Ebene jene Souveränität gewinnen können, sich selbst zu helfen. Damit unterwandert sie die paternalistische Vorstellung des ‚Westens', des Apparats internationaler Katastrophenhilfe, im Namen einer universalistischen Ethik durch Hilfe politische und kulturelle Überlegenheit zu präsentieren. So sucht sie in ‚Katastrophen' den Institutionen zu entkommen, welche sie beauftragt haben, und damit zugleich dem Dilemma des Helfens, welches die eigene Praxis stets noch als Gewalt und Demütigung dem Fremden gegenüber anerkennen muss.

Fungiert ‚Katastrophe' als ein politischer Macht- und Teilungsbegriff, als das ästhetische Aufteilungs- und Disziplinierungssystem

schlechthin, um alternative Wahrnehmungen und Handlungen radikal auszuschließen, so führt die Perspektive der Praxis zu einer anderen (sozialen) Facette des Begriffs. Dieser Aspekt könnte dazu verhelfen, der institutionalisierten Katastrophe zu entkommen, welche durch eine neue umfassende Sicherheitsarchitektur repräsentiert und den „Schutz kritischer Infrastrukturen" symbolisiert wird. Und er könnte noch als Versprechen dienen, die Katastrophe dem polizeilichen Zugriff der Macht zu entziehen, den Schrecken zu wenden in einer der Ausnahme abgewonnenen Erfahrung, in der Teilung aufgehoben erscheint zwischen den Akteuren, Opfern und Zuschauern sowie hinsichtlich sozialer und ökonomischer Ressourcen. Die beschriebenen existenziellen Ereignisse lassen sich nach einer Formel des Schriftstellers Hans-Erich-Nossack als Aufbruch ins Unversicherbare verstehen.[20]

Nossacks Erzählung *Unmögliche Beweisaufnahme* zum Beispiel berichtet von einem Gerichtsverfahren, in dem sich ein Versicherungsvertreter für das Verschwinden seiner Frau verantworten muss. Die Unbestimmtheit des bloßen Verschwindens, für das sich ein Grund nicht angeben lässt, gerät zur Provokation und zum Anlass der Anklage, die nicht ausgeführten katastrophischen Imaginationen in Strafrechtsbestände zu verwandeln. Doch der unauffindbare Grund des Verschwindens markiert den Verlust des Kausalitätsprinzips, auf das noch jede Erklärung angewiesen bleibt. Unausgesprochen bleibt die Katastrophe reine Potenzialität, die ihren angsterzeugenden Schrecken noch verstärkt. Während der verunsicherte Angeklagte sich von der Institution des Gerichts Aufklärung verspricht, gewissermaßen eine versicherte Identität, erhofft sich umgekehrt das Gericht vom Angeklagten eine konkrete Aussage, wodurch sich die Grundlosigkeit des Verschwindens in Begründbarkeit verwandeln ließe. Die verhandelnden Partner suchen das Vakuum aufzulösen in Beweisen, Schuld, Urteil und Strafe. Doch der Satz vom Grund – nihil est sine ratione, nichts ist ohne Grund – bleibt außer Kraft. Die Aporie siedelt in der wechselseitigen wie vergeblichen Erwartung von Gericht und Angeklagtem, mithin versichert, in ordentlicher Identität festgesetzt zu werden. Das verhandelte Ereignis, das Verschwinden, aufzuklären und die Ordnung zu reinstallieren, erweist sich als unausführbar. Es stellt sich

20 Die korrekte Formulierung Nossacks „Aufbruch ins Nicht-Versicherbare" konnte aus rechtlichen Gründen nicht als Titel für den Band gewählt werden.

für beide Parteien als ein Aufbruch ins Nicht-Versichbare dar, dessen Ergründung sich schließlich als das eigentliche Thema der Verhandlung herausstellt.

Als unbeabsichtigtes Resultat dieser unmöglichen Beweisaufnahme erweist sich der Beweis der Nicht-Versicherbarkeit. Besteht Versicherbarkeit nur durch und in der institutionalisierten Zeit, wie sie etwa im Risikoschema oder Katastrophenerzählungen bezeugt wird, so entzieht sich das Verschwinden als verlöschendes Ereignis dieses Zugriffs. In diesem Sinne möchte der vorliegende Band einen Beitrag dazu leisten, die eingetretenen Pfade eines dem gegenwärtigen Katastrophenbegriff eingeschriebenen Herrschaftsdiskurses zu verlassen. Der gewählte Titel gilt als Programm. Einerseits soll der Blick abseits des deskriptiv funktionalen Begriffsverständnisses geworfen werden, um andererseits die Unbestimmtheit der Katastrophenerklärung durch konkrete Benennung oder komplexe Ursachenforschung zu ersetzen bzw. generell auf den Begriff zu verzichten. Wenn überhaupt sollte er den Geistes- und ggf. den Politik-/Sozialwissenschaften überlassen werden.

Gewissermaßen als Postskriptum beschließen den Band Ausschnitte aus sowie Anmerkungen zu einem Manga von Shiriagari Kotobuki, der ästhetisch die Ereignisse von Fukushima auf eine für den Europäer vermeintlich fremde Weise bewältigt. Scheinbar erkennt der Comic *Ano hi kara no manga (Manga seit jenem Tag)* von 2011, die Vorstellung eines radikalen historischen Bruchs, einer abrupten und fatalen Wendung, wie sie dem Katastrophenbegriff ursprünglich eignet, nicht an. Unterscheiden lassen sich zunächst drei Weisen des Umgangs mit den tragischen Ereignissen: die erste betont eine evolutionäre Kontinuität, die zweite eine passive, mithin unverantwortliche Hinnahme und die dritte eine aktive Bewältigung des Traumas, die sich noch am ehesten als Wendung verstehen ließe. Die Zukunft erweist sich weder durch katastrophische Imagination noch durch rationale Planung verstellt, sondern als unversicherbare Offenheit.

LITERATUR

Aradau, Claudia/Van Munster, Rens: Politics of Catastrophe: Genealogies of the Unknown. New York: Routledge 2008.

Austin, John L.: How to do things with Words, Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart: Reclam 1986.

Braungart, Georg: „Rhetorik, Poetik, Emblematik“, in: Horst Albert Glaser (Hg.), Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Zwischen Gegenreformation und Frühaufklärung. Späthumanismus und Barock 1572-1740. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985.

Briese, Olaf/Günther, Timo: „Katastrophe. Terminologische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, in: Archiv für Begriffsgeschichte 51 (2009), S. 155-196.

Buzan, Barry/Wæver, Ole/De Wilde, Jaap: Security: A New Framework for Analysis, Boulder/London: Lynne Rienner 1998.

Buzan, Barry/Wæver, Ole: „Slippery? Contradictionary? Sociologically untenable? The Copenhagen school replies“, in: Review of International Studies 1997.

Calhoun, Craig: „A World of Emergencies: Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, The Canadian review of sociology and anthropology. Revue canadienne de sociologie et d’anthropologie 414 (2004), S. 373-395.

Esposito, Elena: Die Zukunft des Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft, Heidelberg: Carl-Auer 2010.

Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999.

Hickel, Rudolf: „Nach der Rettung ist vor der Rettung. Europa in der Krisenschleife“, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 9 (2011), S. 59-68.

Luhmann, Niklas: Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin: Duncker & Humblot 1964.

Marcuse, Ludwig: Das Märchen von der Sicherheit, Zürich: Diogenes 1981.

Rancière, Jacques: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin: b_books 2008.

Rancière, Jacques: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002.

Searle, John R.: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982.

Wæver, Ole: „Securitization and Desecuritization“, in: Ronnie D. Lipschutz (Hg.), On Security, New York: Columbia University Press 1995, S. 46-85.

Der Mensch als Risiko – oder: Geht alle Gefahr vom Volke aus?

WOLF R. DOMBROWSKY

PROLOG

Die Berichterstattung über Fukushima war in höchstem Maße von Verwunderung geprägt. Ganz offensichtlich wurde ganz Anderes erwartet, als eine so besonnene, disziplinierte, ja, beinahe stoische Bevölkerung.[1] Was aber hatte wer erwartet und wäre dies erwartbarer gewesen als das von den Medien für wahr genommene Verhalten?

Die Frage formuliert, worum es im Folgenden gehen soll – und zugleich einen Subtext über die Schwierigkeiten von Politikberatung im Bereich „schwindender Entscheidbarkeit". Mit schwindender Entscheidbarkeit seien Situationen attribuiert, die landläufig als „Krise" bis „Katastrophe" bezeichnet werden[2] und die zumeist dadurch charakterisiert sind, dass sie Menschen nicht nur an den Rand (zum Beispiel der Leistungsfähigkeit, der Erschöpfung, der Verzweiflung oder des Nervenzusammenbruchs) führen, sondern oftmals auch darüber hin-

1 Die Ortsbezeichnung „Fukushima" dominierte in der deutschen Berichterstattung sehr schnell Wahrnehmung und Bewertung der Trias aus Erdbeben, Tsunami und Reaktorkatastrophe, die Japan ab den 11. März 2011 heimsuchte. Der verwunderte Blick auf die Bevölkerungsreaktion in Japan ergab sich überwiegend durch Vergleiche mit den Reaktionen auf Tschernobyl in Deutschland und der seitdem virulenten „Ausstiegsdebatte".

2 Auch in den wissenschaftlichen Diskursen wird nicht immer trennscharf zwischen Krisen und Katastrophen unterschieden. Grundlegendes zu „Krise" stammt von Reinhart Koselleck.

aus. Dort beginnt das „Außer-Sich-Sein“, – dunkle Momente des Kontrollverlustes, bei denen mehr im Argen liegt, als es die Metaphern von „Stress“ und „Tunnelblick“ umschreiben. Aus diesem Argen speist sich die Furcht vor dem, was man (auch) in Japan erwartet hatte.

Lag es an den Japanern, dass das Erwartete so nicht eintrat? Wäre bei uns oder in anderen Ländern bei ähnlichen Katastrophen ganz Anderes zu Tage getreten? Die meisten befürchten es – und richten sich darauf ein. Den Sozialwissenschaftler schaudert, zum einen, weil er zur Genüge weiß, was „Thomas-Theorem“ und „self-fulling prophecies“ anzurichten vermögen,[3] zum anderen, weil auch das Empirische eine Volte ins Paradoxe zu schlagen vermag. Dort nämlich, wo es Empirie gibt, stützt sie ganz Anderes als das Erwartete, doch rechnet damit niemand, und dort, wo es keine Empirie gibt, fehlen die Erwartungswerte, auf die man valide Aussagen stützen könnte und dennoch reden alle nur darüber und halten es für das Reale. Nichts leichter also, als außer sich zu geraten, umso schneller, desto schroffer Erwartetes und Reales in Kollision geraten. Das gilt auch für Wissenschaftler, für beratende zumal, sobald sie mit Entsetzen feststellen müssen, dass ausgerechnet in Momenten schwindender Entscheidbarkeit am entschiedensten entschieden wird. Geradewegs das aber wird erwartet, weil es so *sicher* wirkt…

ERWARTBARKEITEN

Das Militärische hat daraus eine Tugend gemacht: Lieber falsch entscheiden, als gar nicht. Im Angesicht höchster Not erscheinen Zweifel und Nachdenklichkeit als Not verstärkend. Dem lehnen sich alle Krisen- und Katastrophen-Management-Praxeologien an, indem sie betonen, dass der Notfall nicht die Zeit zum langen Nachdenken sei, son-

3 Das Thomas-Theorem (vgl. William I. Thomas und Dorothy S. Thomas: The Child in America, New York: A. Knopf 1928, S. 572) besagt, dass die Einschätzung der Wirklichkeit zu Handlungskonsequenzen führen kann, die dadurch die Einschätzung real werden lässt, auch, wenn die Wirklichkeit falsch eingeschätzt wurde. Dies entspricht der Tendenz nach einer Vorhersage, die bewirkt, dass das Vorhergesagte eintritt, vgl. Robert K. Merton: „The self-fulfilling prophecy“, in: Antioch Review 8 (1948), S. 193-210; Merton bezieht sich dabei auf Thomas.

dern zur entschiedenen Anwendung aller Kenntnisse und Kompetenzen, die man genau dafür zuvor erlernt und eingeübt habe.

Mit diesem unterteilenden Kunstgriff hofft man, jede Not in Tugend transformieren zu können, ganz buchstäblich, indem die durch Wiederholung (des Erlernten, Trainierten) habitualisierte Sicherheit auch im Notfall wiederholt wird und ihn so durch sichere Routine respektive routinierte Sicherheit bewältigt. Dadurch aber erweist sich der Satz, nach dem besondere Umstände besondere Maßnahmen erfordern, als hochfahrende Phrase. Ginge es um die Besonderheit von Umständen, benötigte man Zeit, um die Besonderheiten verstehen und entsprechende Maßnahmen entwickeln zu können. Geht es dagegen um „knappe" Zeit, kann es nicht um die Besonderheit der Umstände gehen, letztlich nicht einmal um die Umstände schlechthin, sondern allein um eine schnelle In-Anschlag-Bringung verfügbarer Wiederholbarkeiten samt den daran habitualisierten Vorteilen.[4]

Dies erklärt, warum Lernen schwer und der Rückgriff auf habitualisierte Vorteile so leicht fällt, vor allem, wenn sie als symbolische Formen besonders wohlfeil verfügbar sind.[5] Es erklärt ebenso die Kehrseite, warum offen wie öffentlich vollzogene Nachdenklichkeit als Unsicherheit oder gar als Inkompetenz wahrgenommen und medial auch gern so inszeniert wird.[6]

---

4 Man kann dies Sicherheit durch Verfahren nennen. Die meisten Katastropheneinsätze verfahren so: Im Getümmel entpackt man seine Routinen und Gerätschaften und setzt dadurch „Ordnung" auf, die das Chaos unter den Pflug nimmt. Aber auch „darunter", im eher alltäglichen Scheitern, wird so verfahren. So verlaufen beispielsweise Rettungsdiensteinsätze bei einem Massenanfall von Verletzten sehr häufig nach dieser Dynamik. Statt die Gesamtlage zu erkunden und den Raum bestmöglich zu organisieren, vollziehen die meisten Ersteintreffenden primär die Routinen ihrer erlernten medizinischen Abläufe.

5 Beispielhaft dafür steht die Phrase: „Wir sind gut aufgestellt". Sie impliziert nicht nur, bestens gewappnet und auf alles vorbereitet zu sein, sondern sie verbietet geradezu jegliches Lernen, weil dieses ja einräumte, noch besser aufgestellt sein zu können.

6 So ist die Reaktion von Bundeskanzlerin Merkel auf Fukushima sofort als Wahlkampf gedeutet worden, also als Ritual parteipolitischer Instrumentalisierung, aber keinesfalls als offen vollzogenes Lernen.

Und so stehen alle Akteure in doppelter Gefahr: Unter dem vermeintlichen Zwang zu höchster Eile wird eilfertig reproduziert, was, ebenfalls auf doppelte Weise, Sicherheit gewährt – nämlich Sicherheit des Gekonnten bei den Agierenden zur Erzeugung von Sicherheitsgefühl bei den Adressaten. Die erste Gefahr dieser Transformation in wechselseitige Versicherung mag anfangs gar nicht auffallen, am wenigsten, wenn sie wirksam scheint. Wie alle andere Wiederholung wird auch diese Transformation sichere Routine und als solche immer aufs Neue wiederholt. Doch was beim ersten Mal noch zupackende Entschlossenheit signalisiert, nutzt sich, allein schon durch die Halbwertszeiten medialer Reproduktion, mit jedem weiteren Mal schneller ab und erstarrt zur symbolischen Inszenierung.[7]

Die zweite Gefahr ist beträchtlicher und empirisch weit schwerer zu fassen. Es geht nämlich nicht um Motivationen, sondern um Prozesse. Die Frage lautet deshalb nicht, aus welchen Motiven die Agierenden handeln wie sie handeln oder ob ihr Handeln bloß eine „Inszenierung" aus politischem Kalkül ist,[8] sondern es geht um Folgefolgen aus Handlungsfolgen, um autologische Bezüge der Selbstveränderung also, die stattfindet, ohne dass die Einbegriffenen sie als solche wahr-

---

7 Wie oft, mag man denken, hätte Bundeskanzler Schröder bei einem Flusshochwasser in Gummistiefeln und Öljacke auftreten und den beherzten Katastrophenmanager geben *und* damit eine Wahl gewinnen können? Natürlich fehlen die Fallzahlen, um einen wie immer gearteten Grenznutzen herleiten zu können, doch könnte es sich ähnlich verhalten wie mit der gleichfalls bei jeder Katastrophe verlautbarten Phrase von der „unbürokratischen Hilfe". Auch sie wird beständig versprochen, ohne dass noch irgendjemand an sie glaubt.

8 Was selbst schon spezifisches Handeln wäre, als Denunziation, die unterstellen soll, dass aus niederen Motiven so getan wird, als ob. Es könnte auch ganz anders sein: Keine „Inszenierung" aus politischer Opportunität, sondern pflichtschuldige Befolgung eines Amtsethos, nach dem ein Staatsoberhaupt, ein Kanzler oder Ministerpräsident grundsätzlich im Moment höchster Gefahr Präsenz zu zeigen hat. Das Problem läge dann in der Skalierung: Wie groß muss die Not sein, damit diese Amtspräsenz angemessen und bedeutsam bleibt? Der Zusammenhang lässt sich auch umgekehrt deuten: Sobald das Amt Präsenz zeigt, ist es ernst. So jedenfalls interpretierten die Japaner den Besuch ihres Kaisers in einer Notunterkunft in der Präfektur Fukushima.

nehmen und reflektieren.[9] Jenseits von Zuschreibungen vollzieht sich „Etwas“, das Wirksamkeit entfaltet, ohne dass es explizites „Datum“ des Wahrnehmens, Entscheidens und Handelns ist.

Es geht, analytisch besehen, um „Sphären“ und deren Beeinflussungen. Bewirkt das Erlernte noch, was es bei seinem Erwerb bewirkte? Umfasst es ein reflexives Prüfwissen, mit dem eine Differenz zwischen einmal Erlerntem, früherem Bewirken und aktuellem Bewirkungserfordernis erkannt werden kann? Und in welchem Verhältnis steht dieses Wissen zur „gegenüberliegenden Seite“? Darf man ungebrochen davon ausgehen, dass ehedem bediente Bewirkungserfordernisse unverändert geblieben sind, also die „Sicherheit“, die das eigene entschiedene Handeln aktualisieren soll, auch tatsächlich so wahrgenommen wird und dadurch reale Sicherheitsgefühle bewirkt?[10]

Längst funktioniert keine einzige dieser Beeinflussungen mehr hinlänglich. Der Ablauf der jüngsten EHEC-Epidemie führte die Veränderungen ebenso eindrücklich vor wie der Verlauf der sogenannten Griechenland-Krise. In beiden Fällen erwiesen sich Einsichten und Entscheidungen bereits überholt, als sie beim Informationskonsumenten ankamen. Jenseits aller sachlichen und inhaltlichen Unterschiede bestand die Übereinstimmung in einer nicht mehr überbrückbaren Unvereinbarkeit von System- und Handlungszeiten. Was kann man, so sinnhaft wie wirksam, im Falle EHEC, überhaupt tun, inmitten vollkommen inkompatibler wie undurchschaubarer Zeittakte und Abläufe in den Anbau- und Verarbeitungssystemen international prozessierender Lebensmittelindustrien, eingesprenkelter nationaler Mittel- und Kleinindustrien für Nischenprodukte, organisatorischer Vertriebs- und

---

9 Erst diese Einbeziehung, die in der Systemtheorie Beobachtung zweiter Ordnung genannt wird (vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 144ff), eröffnete die Chance, Positionen im historischen Prozess als Positionierungen sichtbar machen zu können.

10 Über einen realen Sonderfall sei an dieser Stelle hinweggegangen. Schadens- wie Rückversicherungen bewirken durch das sie begründende Bewirkungserfordernis die Perpetuierung von beidem – ihr Erfordernis und seine Bewirkung. Weil die Schäden ersetzt werden, muss man sie nicht wirklich verhindern, sondern nur so policieren, dass sie dem ewigen Wachstum der zu versichernden Werte und drohenden Wertverluste in akzeptabler Umlage folgen.

operativer Transportindustrien, Umschlagplätzen, Großmärkten und Einzelhändlern, Zwischenverarbeitern und Endkonsumenten? Allein dies zurückzuverfolgen dauert Tage bis Wochen, doch berücksichtigt es noch nicht den ebenfalls aufzuklärenden Umweg über Symptome, die, so noch gar nicht zuzuordnen, bei Hausärzten und Krankenhäusern in Erscheinung traten. Und so brauchten die Labore ihre (System-) Zeit zur Identifikation des Erregers und der Aufklärung seiner (neuen) Struktur, brauchte die Zusammenführung verstreuter, scheinbar einzelner Fälle zu einer gemeinsamen Verursachung unendlich viel mehr Zeit, als die Untergangsmeldungen aus den Redaktionen der Medien und die Hysterisierung ihrer Zuschauer und Leser. Zum realen und nachvollziehbaren Erwartungsdruck gegenüber einer gemeinen Erkrankung gesellte sich ein Verfolgungsdruck öffentlicher Erwartung, dem allein zu widerstehen schon mehr erfordert hätte als nur Rückgrat. Aus ihrer Kombination aber entstand Chancenlosigkeit, weil letzterem nicht Einhalt geboten werden konnte, ohne ersterem gegenüber als fühl- und verantwortungslos zu erscheinen.

Noch dilemmatischer verläuft die Griechenland-Krise, weil ihr so etwas Reales wie ein Bakterium und ein überprüfbares Nachweisverfahren durch ein Labor fehlen. Wie im Spiel „Schlapp hat den Hut verloren“ werden Schuldverschreibungen hin und her geworfen, wobei nicht sichtbar werden soll, wer aus welchen Motiven welchen Titel wohin verfrachten möchte. Jede Aussage dient dabei der Umverteilung und der Verschleierung, so dass eigentlich allein die exakte Analyse aller Schuldentitel und der Verschachtelungen jener, die sie halten, Auskunft geben könnte über die tatsächliche Lage. Sie aber gäbe Auskunft über Abhängigkeiten und Macht und über die Gestaltungskraft von Einrichtungen, die dazu eigentlich geschaffen worden sind. Tatsächlich aber hinken die Parlamente allen anderen Akteuren am aussichtslosesten nach. Ehe sie entscheidungsbereit und -fähig sind, haben andere bereits Meldungen lanciert, die umgehend neue Fakten geschaffen, auf die dann wiederum politisch reagiert werden muss. So setzt sich ein Karussell der nacheilenden Verlächerlichung in Gang, das den politischen Betrieb nicht nur vorführt, sondern destruiert. Zugleich machen die Börsennotierungen und Bewertungen der Ratingagenturen kenntlich, dass Geschwindigkeit und Differenz die eigentlich entscheidenden Imperative sind und Jene, die sie zu beeinflussen vermögen die wirklichen Entscheider sind.

BE- UND ENTSCHLEUNIGUNG

„EHEC“ wie „Griechenland“ führen vor, dass sich etwas wandelt. Die meisten haben ein Gespür, doch kommt es noch nicht autologisch zu Selbstbewusstsein. Zu laut und zu häufig beherrschen noch die überkommenen Deutungen die Wahrnehmungs- und Denkhorizonte. Dennoch ist deutlich, dass sich eine Erwartung gar nicht mehr erfüllen lässt: Es gibt keine vorteilhaft ungleich verteilten Zeitabläufe mehr aus langer Normalität und kurzen krisenhaften bis katastrophalen Störungen. Vielmehr beschleunigen sich die Taktungen und bewirken immer häufiger Unvereinbarkeiten zwischen System- und Handlungszeiten. Dadurch zerstiebt ganz zwangsläufig auch die Erwartung, man könne sich in den langen Phasen ungestörten Gleichlaufs mit dem wappnen, was nötig ist, um die kurzen Momente des Quer- und Zuwiderlaufenden bestehen zu können.[11]

Letztlich wirken hier Sichtweisen einer vergangenen, vormodernen Lebensauffassung nach, in der die Sphäre der Handlungen weitgehend bis überwiegend von der realen Welt der Dinge abhängig erschien.[12] Die Moderne rückte ein anderes Bewirken in den Mittelpunkt; bei ihm wird „Welt“ über Operationen konstituiert, die sich als Kommunikation zwischen Systemen manifestieren. Auf paradoxe Weise verschwindet dadurch die Sequenzierung aus „Normalität“ und „Unterbrechung“ zugunsten einer zeitlosen Risikalität, bei der jede Operation zu jeder Zeit systemrelevant oder systemirrelevant sein kann und damit Chance wie Risiko.

Was in welchem Moment für wen zu was wird, entscheidet sich temporal, als Be- oder Entschleunigung. Deswegen steigt der Zeit- und damit auch der Entscheidungsdruck[13] und damit die Gefahr, lieber

---

11 Der gesamte Katastrophenschutz gründet auf dieser Erwartung. Er ist die Ersatzroutine und -ressource, die für außeralltägliche Stör- und Notfälle vorgehalten und ausgebildet wird, um sozusagen über das erste Gröbste hinwegkommen zu lassen.

12 Anhand der vielen Fabeln von Bienen, Ameisen und Grillen lässt sich erahnen, wie sehr man sich abhängig sah von Jahreszeiten, Naturunbilden und sammelndem Fleiß.

13 Joschka Fischer warf der Bundesregierung im Kontext der Griechenland-Krise vor, viel zu lange gewartet zu haben und damit die ganze EU und den Euro zu gefährden (Süddeutsche Zeitung vom 21.06.2011).

schnell zu Strategien Zuflucht zu nehmen, die sich schon einmal bewährt haben und einen erwünschten Eindruck erweckten. Gleichwohl muss dieses Zufluchtnehmen zwangsläufig immer lächerlicher wirken, weil der Operator „Zeit" alle realen Operationen nicht nur die Schau stiehlt, sondern auch die Wirksamkeitskoppelung von „Sicherheit ausstrahlen" und „Sicherheitsgefühl erzeugen". Wie bei der Fabel von Hase und Igel ist „Zeit" immer schon da und destruiert als Vorwurf vom „zu spät", „zu langsam", „zu zögerlich" jede inhaltliche Anstrengung. Helmut Kohl hatte dem die Strategie des „Aussitzens" entgegen gestellt. Es war Entschleunigung durch (scheinbares) Nichtstun, doch wurden hinter den Kulissen die Fäden gezogen. Das Fädenziehen aber bedarf der Ressource Macht, ohne sie könnte die Entschleunigung nicht wirken.

Auf andere Weise entschleunigt Verwaltung; ihre Ressource ist das rechtsförmige Verfahren. Indem sich alle Ansprüche einfädeln müssen in die Abläufe von Vorgängen, entsteht ein Nacheinander der Reihenfolge und damit Entschleunigung. Bezogen auf demokratisch legitimierte Entscheidungsprozesse ließe sich von beidem lernen: Das „zu Schnelle" muss entschleunigt werden auf die Systemzeit des demokratischen Verfahrens, also auf die Abläufe des Parlaments, damit dort, auf legitimierte Weise, „die Fäden gezogen" werden können.

Systematisch betrachtet, ließe sich auch umgekehrt fragen, ob, sofern die bisherigen Verfahren des Demokratischen objektiv zu langsam geworden sind, das System „Demokratie" so verändert werden muss, dass es den real entstandenen Geschwindigkeiten der anderen gesellschaftlichen Subsysteme wieder entsprechen kann. Unter diesem Blickwinkel wäre eine Reformdiskussion zu führen, während die erste Variante auf eine Verfahrensdiskussion ausliefe.

SCHEITERNSPRODUKTION

Sofern die vorgelegte Gegenwartsanalyse zutrifft und vitale Entscheidungen aufgrund veränderter systemischer Verlaufsgeschwindigkeiten sowie daran geknüpfter Temporalisierungschancen nicht oder nur noch rudimentär in ihren tradierten Arenen und deren Verfahren getroffen

---

http://www.sueddeutsche.de/politik/joschka-fischer-zur-griechenland-krise-es-geht-um-fast-alles-1.1110783 vom 21.06.2011.

werden, findet, offen oder verdeckt, eine Entscheidungsverlagerung hin zu anderen Arenen und anderen Verfahren statt, bei gleichzeitiger Ent- bis Dysfunktionalisierung der bisherigen Reglements. Vermutlich substantiieren diese Veränderungen die Vorgänge hinter dem Begriff „Politikverdrossenheit" weit zutreffender, als alle individualisierenden Zuschreibungen.

Gleichwohl spielen die Verfahren individualisierender Zuschreibungen noch immer eine zentrale Rolle, – ganz prominent im Bereich „Innere Sicherheit". Den Tat-Täter- oder Kausalitäts- wie Verursachungs-Koppelungen kommt dort keineswegs eine ideologische, sondern eine systematische Funktion zu.[14] Die bürgerliche Gesellschaft stellt auf individuelle Handlungsakte und kontraktuelle Beziehungen ab. Die systemisch zugehörigen Steuerungsakte sind die individualisierte Sanktion als Maßnahme und die Intervention als Strategie. Immer häufiger jedoch gerät diese historische Form der Koppelung an ihre Grenzen. So zeigen die Erörterungen neuer Bedrohungslagen, beispielsweise sogenannter „kritischer Infrastrukturen" oder neuer „Seuchen", einen paradigmatischen Shift hin zu systemtheoretisch orientierten Betrachtungsweisen, innerhalb derer jedoch die Zurechenbarkeitserfordernisse von Sanktion und Interventionen gar nicht greifen. Man kann bei einem Massenanfall von Brandverletzten nicht alle Klinikdirektoren zur Rechenschaft ziehen, weil die erforderliche Behandlungs- und Bettenkapazität fehlt. Die Ökonomie des Gesundheitswesens forciert Optimierungen, denen Vorhaltekapazitäten für seltene Ereignisse schlicht ruinöse Mittelallokationen wären.[15] Auch lassen sich längst keine Kapazitäten mehr durch vorzeitige Entlassungen freimachen. Durch die Beschleunigung der Verfahren wurde die durchschnittliche Klinikverweildauer derart reduziert, dass hier keinerlei Spielräume mehr bestehen. Die Risikalität der Systeme entwächst also ihnen selbst. Diese Einsicht setzt sich erst allmählich durch und sie konkurriert aufs Heftigste mit individualisierenden Zuschreibungen, bei denen die Systeme durch „Täter" gestört werden.

14 Ideologische Koppelungen finden eher mittelbar und nachgeordnet statt, in Bereichen politischer Bewertung, beispielsweise bei Anteilen von Ausländern an Kriminalitätsarten.

15 Dies gilt prinzipiell für alle ökonomisch optimierten Systeme, von der Energieerzeugung über den Energietransport bis hin zu Just-In-Time-Strukturen.

Nun ließe sich die Konkurrenz paradigmatisch analysieren und evaluieren, welcher Ansatz zum einen erklärungsmächtiger und zum anderen für die Lösung praktischer Probleme geeigneter ist. Ginge man so vor, eröffnete sich ein höchst wahrscheinlich äußerst interessanter und aufschlussreicher gesellschaftlicher Diskurs. Tatsächlich aber wird dieser Diskurs nicht befördert. Unter dem Verfolgungsdruck einer fortwährend beschleunigten Bedrohungskulisse sollen Entscheidungen für die Entwicklung und Implementierung von Systemen getroffen werden, die selbst wiederum ausschließlich personalisieren.[16]

Inzwischen erscheint alles gefährlich und noch mehr möglich, sogar EHEC-Erreger aus dem Bio-Waffenlabor.[17] Wir werden daran gewöhnt, dass den Bösen alle Mittel recht sind, einschließlich atomarer, biologischer und chemischer Massenvernichtungswaffen, und wir gewöhnen uns daran, dass längst nicht mehr zwischen Zivilisten und Kombattanten unterschieden, sondern potenziell jeder zum Bösewicht werden kann. Die „Schläfer" und „Gefährder" wohnen unter uns, die Attacke nistet in unseren Computern und Mobiltelefonen und bildet die Infrastruktur, mit der die Kriege der Zukunft geführt werden können.

Wer stellt demgegenüber die Frage, ob all die modernen Systeme, die heute unser gesellschaftliches Funktionieren begründen, tatsächlich durch Täter und deren Taten zerstört werden können? Lässt sich eine Just-in-time-Struktur, beispielsweise der Automobilindustrie, wirklich durch eine „asymmetrische Attacke" zerstören – und was müsste real zerstört werden, um das System als Ganzes zu zerstören? Aus einer systemischen Perspektive könnte nicht einmal die Zerstörung eines Kernkraftwerkes das System der Elektrizitätserzeugung zerstören, so furchtbar die Folgen auch wären. Umgekehrt dagegen gibt es bereits Beispiele, dass das System dieser Systeme selbst zum Risiko geworden ist: Weil eine der wenigen Fabriken für „embedded chips", die den internationalen Preiskampf überlebten, in Kobe, Japan, stand, fiel de-

---

16 Die Mehrzahl aller Sicherheitssysteme stellen auf Personen und Handeln ab: Biometrie, Überwachung, Schließ- und Erkennungssysteme, Bild- und Ton erkennende Systeme, Tracing- und Mustererkennung.

17 Alexander S. Kekulé, wiss. Berater der Bundesregierung, warnte vor einer „absichtlichen" in Umlaufbringung: Welt-online vom 26.05.2011. *http://www.welt.de/gesundheit/article13396670/EHEC-Ausbruch-Szenario-fuer-biologische-Anschlaege.html*

ren gesamte Belieferung des Weltmarktes nach dem Kobe-Erdbeben 1995 aus und legte über Monate komplette Produktlinien der Auto-, Mobiltelefon- und Kühlschrankproduktion still. Noch dramatischer wäre der Ausfall eines Unternehmens, das allein und ausschließlich beinahe die Hälfte des weltweit benötigten Samen für Zuckerrüben und Mais produziert sowie für andere Nährpflanzen für große Teile Afrikas, Südamerikas und Osteuropas. Schneller und nachhaltiger wären Hungerkatastrophen nicht herbeiführbar.

WOVON GEHT GEFAHR AUS?

Betrachtet man die Gefährdungsszenarien nach dem Zerfall der Sowjetunion, rücken eindeutig personalisierende Betrachtungen in den Vordergrund. Letztlich stehen den „verletzlichen" Systemen der Industriegesellschaften Gruppierungen und Einzeltäter gegenüber: Terroristen, Selbstmordattentäter, Fanatiker, Gestörte, Desperados. Sie alle werden mit Musterbiographien ausgestattet, die ihnen Ort und Zeit und Schicksal verleihen. So entsteht der „Fritz" der Sauerlandgruppe, oder der „Pass-Deutsche mit marokkanischem Hintergrund", der Deutschland für seine Machenschaften ebenso missbrauchte wie seinerzeit Mohammed Atta Hamburg als „Ruheraum" und immer wieder die Moschee, die Versammlungsstätte der Parallelgesellschaft. „The Making of…" Wir erleben nach, wie das Böse Gestalt annimmt, wie es buchstäblich konvertiert und dann ins Leben tritt um es zu zerstören.

Spielt da Empirie noch eine Rolle? Fragt angesichts solch erschlagender Plausibilität noch jemand nach Zahlen? Wie bei anderen Risikoabschätzungen auch, sollte es um die Berechnung von Eintrittswahrscheinlichkeit und Schadensausmaß gehen, um wohl begründet über Maßnahmen entscheiden zu können. Nimmt man das empirische Material ernst, haben wir es mit einem low-probability/low consequence-Risiko zu tun, so dass man fragen muss, was den enormen Aufwand für Innere Sicherheit faktisch begründet?

In den Medien und somit in den Köpfen tritt jedoch fortwährend das Gegenteil ein: high-probability/high-consequence-risks – jedenfalls nach Häufigkeit der Berichterstattungen und Warnungen und vor allem nach dem Umfang des Befürchteten. Nimmt man für wahr, was man wahrnimmt an potenziellen Cyber Wars, Chemie- und Bio-

Hazards oder schmutzigen Bomben, so liegen alle „Undenkbarkeiten" schon hinter uns.[18] Doch was tritt dann ein, wenn die Phantasien eintreten? Reality als O-Ton zur vorweg inszenierten Show? Tatsächlich gibt es bislang weder „O-Töne" noch „Reality". Die Horror-Szenarien von der „schmutzigen Bombe", der Bio-Waffen-Attacke oder dem „Cyber War" sind mehr oder weniger begründete Szenarien.[19] Folglich fehlen empirische Erkenntnisse, auf die wir uns stützen können – vor allem bei den Fragen der Personalisierung. Das allerdings ist das Erstaunlichste – dass gerade dort, wo am intensivsten personalisiert wird, die empirische Kenntnis darüber so grundlegend fehlt.

Was werden die Menschen tun, wenn es ernst wird? Werden sie besonnen bleiben, sich gegenseitig helfen, die „Karre aus dem Dreck ziehen"? Oder werden sie in Hysterie und Panik verfallen, die Flucht ergreifen, gar plündern und alle Ordnung ins Chaos stürzen? Die beschämende Wahrheit ist, dass wir es nicht wissen und dass sich, trotz vieler Warnungen und Mahnungen, dafür bislang kein Forschungsetat gewinnen ließ. Gleichwohl wird munter „Verhalten" unterstellt und werden, schlimmer noch, darauf bezogene Maßnahmen entwickelt und umgesetzt.

Was handlungsleitend unterstellt wurde, sieht man, gelegentlich, bei realem Scheitern, zumeist jedoch nicht unmittelbar. Man kann nur zurückschließen, über die maßlose Verwunderung über Japan, oder, noch komplizierter, über die impliziten Annahmen, die den Vorbereitungen aufs Scheitern innewohnen: Wie stellen sich die Verantwortlichen die Abläufe in Ernstfällen vor, was lassen sie üben und aus welchen Szenarien und Maßnahmen wird, ganz im Sinne des Thomas-Theorems, schließlich Realität – zum Beispiel als Beschaffung, Ausbildung, Einrichtung oder Umsetzung in Gesetze und Verordnungen? Ein weites Feld für empirische Analysen und eine Fundgrube für kog-

---

18 Herman Kahns „Thinking the Unthinkable" prägte die berühmte Formel, um den „All-out Nuclear War" vorzudenken, vgl. H. Kahn: Thinking about the Unthinkable in the 1980s, New York, N. Y.: Simon & Schuster 1985.

19 Dies gilt auf spezifische Weise für den Cyber War, aber ebenfalls für verschiedene „Ausbrüche" im B- und C-Bereich, bei denen allesamt staatliche Einrichtungen im Zentrum standen. Dies gilt für Anthrax wie für stuxnet, vgl. Spiegel-online vom 23.06.2011. *http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,718927,00.html*

nitive Dissonanzen, beispielsweise entlang der Frage, ob die Verantwortlichen an die Wirksamkeit ihrer eigenen Planungen glauben?[20]

Doch auch umgekehrt wird ein Schuh daraus: Was erwarten die Betroffenen, wenn eintritt, was trotz aller Beschwörungen von Sicherheit und „guter Aufstellung“ nie passieren sollte? Auch dazu existieren keine neueren Untersuchungen, fehlen mithin zutreffende Einsichten. Auf der Folie von erwarteten Erwartungen wird häufig der Begriff „Anspruchsgesellschaft“ in Anschlag gebracht: „Die“ Bürger, so die Insinuierung, erwarteten umgehende und umfassende Hilfe, eine Art „Rund-Um-Sorglos-Versorgung“, ohne selbst etwas tun zu wollen. Konfrontiert man dies mit verfügbarer Empirie, beispielsweise über ehrenamtliches Engagement allein in den Segmenten des gegenseitigen Helfens, müsste die Denunziation ins Auge stechen. Gleichwohl lebt sie in vielen Köpfen fort. Dort aber, wo die potenziell Betroffenen selbst zur Sprache kommen, fordern sie in hoher Ähnlichkeit, was auch Einsatzkräfte wissen wollen: Wie ist die Lage, wie wird sie sich entwickeln, was kommt als Belastung auf mich und die mir Nahestehenden zu und schließlich, was lässt sich, nach Lage der Dinge und Verfügbarkeit von Mitteln, vernünftigerweise tun?

KATASTROPHENINFORMATION

Was wollen Menschen wissen und was (oder wem) können sie glauben, wenn es um Kopf und Kragen geht? Die Frage ist keineswegs so naiv oder trivial, wie sie im ersten Moment anmutet. Zum einen ist die Welt voller Beispiele horribler Desinformation, Irreführung und absichtsvoller Beeinflussung, gerade wenn es um viel geht; zum anderen sind die Bandbreiten der Extremereignisse und der darauf beziehbaren Optionen so groß, dass sich allgemeingültige Zuspitzungen verbieten.

Im Prinzip möchten Menschen „reinen Wein eingeschenkt“ und Fingerzeige dafür bekommen, wie sie ihre Haut und Habe retten können. Dies ist, auch wenn die meisten glauben, für diese Binsenweisheit keine Wissenschaft nötig zu haben, der empirisch bestätigte Kernge-

20 Dem Autor sind zahlreiche Fälle höchster Skepsis in unteren Katastrophenschutzbehörden gegenüber ihren Planungen zur Verteilung von Jodtabletten oder zur Evakuierung bei einem kerntechnischen Notfall bekannt.

halt weltweiter Katastrophenforschung über menschliche Reaktionen in Ernstfällen. Weit schwieriger ist allerdings die Beantwortung der Frage, warum diese Binsenweisheiten in den wenigsten Fällen befolgt und eingelöst werden.

Womöglich liegt das Problem in der Information selbst. Wie Geld ist sie zugleich Ware *und* deren allgemeinste Form und als solche Synthesis. Informationen sind die Träger aller Steuerungs- und Bezugnahmeprozesse und zugleich, in ihrer Gesamtheit, die immaterielle Synthesis allen Steuerns und Bezugnehmens und damit die Basis all jener Prozesse, die heute unser aller Leben bedingen.[21]

Im Segment politischer Steuerung gilt Information der Öffentlichkeit als *die* Grundbedingung von Demokratie.[22] Ohne Meinungsbildung und ohne gebildete Meinungen erscheint eine Willensbildung weder sachlich fundiert noch mehrheitsfähig. Zwar hängt politische Legitimation von quantitativen Mehrheiten ab, doch lässt sich weder von deren inhaltlicher Qualität noch von den Verfahren ihres Zustandekommens ganz abstrahieren. Mehrheitsentscheidungen ermangeln der Akzeptanz, wenn sie in Relation zu ihrer Tragweite „zu knapp" erscheinen oder „zweifelhaft" zustande kamen.[23] Von daher legen alle am Meinungs- und Willensbildungsprozess beteiligten Akteure Wert darauf, ihre Positionen zu vermitteln, also darüber im je eigenen Sinne öffentlich zu informieren.[24]

---

21 Synthesis wäre hier „Informatisierung" als Begriff für eine Autologie, also ein Neues, das sich aus dem wechselseitigen Miteinander seiner Elemente ergibt und das darin besteht, dass menschliche Verstandes- und Erkenntnisleistungen in die Dinge Eingang finden und dort, indem sie selbst autologisch prozessieren, eine Verstandes- und Erkenntnisleistung jenseits des Menschen zu entwickeln beginnen. Was anfangs Regelkreis und Kybernetik war, ist heute Prozesssteuerung gekoppelter Systeme.

22 Waldemar Besson/Gotthard Jasper: Das Leitbild der modernen Demokratie. Bauelemente einer freiheitlichen Staatsordnung, Bonn: BpB 1990.

23 Klassisches Beispiel sind 99,9%ige Wahlergebnisse nicht nur in totalitären Systemen, sowie die immer wieder erhobene Forderung, „vitale" Entscheidungen allein von qualifizierten Mehrheiten treffen lassen zu dürfen.

24 Eine systematische Klärung legte Kai Paetow 2005 mit seiner Dissertation über „Organisationsidentität" vor, in der er Zusammenhänge von und Differenz zwischen Public Relations und Identität stiftender Kommuni-

Allerdings ist das wie immer motivierte *Vorhaben* des Informierens noch nicht das Realisat, also die Information, die der Öffentlichkeit gegeben werden soll. Aus dieser Differenz erklärt sich, warum dem Vorhaben generell zugestimmt wird, seine Umsetzung in konkrete Information jedoch sehr häufig konfliktuell verläuft. Dort, wo solche Umsetzungen wissenschaftlich begleitet werden konnten, zeigte sich, dass die Erstellung der Realisate kollektive Aushandlungen und damit politische Kompromisse sind, durch die sich der Konsens über das Vorhaben relativiert, gelegentlich sogar vorsätzlich aushebeln lässt.[25] „Politisch" meint dabei keineswegs nur parteipolitische, sondern generell von Interessenlagen geprägte Willensbildung und Entscheidungsfindung.

Ebenfalls muss zwischen diskursiven, kommunikativen Interaktionsformen[26] und eher instrumentell motivierten Aktionsformen unter-

---

kation aufzeigte, vgl. Kai Paetow: Organisationsidentität. Eine systemtheoretische Analyse der Konstruktion von Identität in der Organisation und ihrer internen wie externen Kommunikation, Hamburg: Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg, Diss. 2004.

25 Vgl. Frank Claus et al.: Überprüfung der Wirksamkeit der Information der Öffentlichkeit (nach § 11a Störfall-VO), Umweltbundesamt Texte 99/59, Berlin: UBA 1999; Wolf R. Dombrowsky et al.: Erarbeitung von Alarm- und Gefahrenabwehrplänen und Umfang der Information der Bevölkerung in der Nachbarschaft störfallrelevanter Anlagen, Umweltbundesamt Texte 43/93, Berlin: UBA 1993; Volker Schneider: Politiknetzwerke der Chemikalienkontrolle. Eine Analyse einer transnationalen Politikentwicklung, Berlin/New York: De Gruyter 1988. Dies trifft für die Anfangsphase der Umsetzung der Seveso Richtlinie in deutsches Recht zu. Vielfach versuchten Unternehmen, ihre Informationspflichten nach § 11a BimSchG durch Firmen-PR zu ersetzen oder durch standardisierte Verbandslösungen zu verwässern, vgl. Wolf R. Dombrowsky/Lutz Ohlendieck: Survey on the state of implementation of the EEC Directive 82/501/EEC, Article 8, in the Federal Republic of Germany: Information to the public likely to be affected by major accident hazards of certain industrial activities. Study prepared for European Commission Joint Research Centre, Ispra, Italy, Kiel: KFS 1992.

26 Wie sie z. B. durch partizipative und advokative Verfahren gekennzeichnet wurden, vgl. Anne Bischoff/Klaus Selle/Heidi Sinnig: Informieren, Beteiligen, Kooperieren. Kommunikation in Planungsprozessen. Eine

schieden werden, die Meinungen beeinflussen und spezifisches Verhalten bewirken *sollen*. Die Verfahren staatlicher, behördlicher „Information der Öffentlichkeit“ entstammen überwiegend dem zweiten Bereich; sie zielen darauf ab, im Zweifelsfall das vorausgeplante Verhalten mit den Mitteln des Staates durchsetzen zu wollen. In dieser Tradition staatlich-administrativen „Informierens“ erscheint „Information“ primär als „situative Unterweisung“ in Form von „Maßnahmen“, „Empfehlungen“ oder „Anordnungen“, denen, aus Sicht der Informierenden, ein „unwahrscheinliches Wissen“ gegenüber steht, also ein vermuteter Kenntnismangel, den es gleichermaßen zu kompensieren und zu kontrollieren gilt – woraus sich in der Regel der Anspruch auf strikte Befolgung und Disziplin ableitet.[27]

Den darin eingeschlossenen Annahmen liegt eine doppelte Asymmetrie zugrunde, durch die staatlich-administratives Informieren in Gefahr gerät, sich selbst zu konterkarieren. Die erste Asymmetrie resultiert aus Dünkel. Er unterstellt beim Gegenüber Kenntnismängel, ohne eigene blinde Flecke für möglich zu halten.[28] So erscheint die

---

Übersicht zu Formen, Verfahren, Methoden und Techniken, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur 1996; Peter C. Dienel: Die Planungszelle. Eine Alternative zur Establishment-Demokratie, Opladen: Westdeutscher Verlag 1991.

27 Der kategorische Imperativ des Obrigkeitsstaates: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“, wird Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert zugeschrieben, der als Gouverneur von Berlin nach der Niederlage des preußischen Heeres in der Schlacht von Jena am 14.10.1806 die Bevölkerung zur Ordnung aufforderte. Die Beschwörung äußerer, politischer und innerer, individueller Ordnung, als Selbstzucht, wurde zum klassischen literarischen Topos: „Ohne Ruhe geht es nicht, Ruh‘ ist erste Bürgerpflicht“, vgl. Willibald Alexis: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder Vor fünfzig Jahren. Vaterländischer Roman, Berlin: Barthol 1852.

28 Kenntnismängel sind für arbeits- und funktionsteilige Gesellschaften strukturell konstitutiv und schließen unvermeidbar Spezialisierung bei gleichzeitiger Laïsierung bis hin zu sekundären und terziären Analphabetismen ein. Wollte staatlich-administratives Informieren primär diese objektiven Kenntnismängel adressieren, müsste konsequent auf unmittelbar nützliche, praktikable und edukativ-kooperative Informationsstrategien abgestellt und ein Wissen über beidseitiges Nichtwissen erworben werden. Ohnehin darf angesichts exponentieller Wissenszunahmen in

Annahme „unwahrscheinlichen Wissens" evident, gleichwohl ist sie nicht empirisch. Was die zu informierende Öffentlichkeit weiß oder nicht weiß wissen die Informierenden ebenso wenig.[29] Der Dünkel besteht somit im vorgeblich „wahren" Blick auf die Adressaten, also in Bildern, die sich die informierenden Akteure von ihren Adressaten machen und die in der Regel wenig schmeichelhaft sind.[30] Die verbrei-

isolierten Spezialisierungen davon ausgegangen werden, dass auch alle Einzelwissenschaften laïisieren und das Nichtwissen ebenso anwächst. Die Zeitschrift „ungewußt" widmet sich diesem Problem.

29 Tatsächlich existieren keinerlei empirische Untersuchungen über einschlägige Kenntnisse und Einstellungen über „Schutzhandeln" im weitesten Sinne. Zaghafte Versuche fragten in den 50er und 60er Jahren nach Zivil- und Selbstschutzmaßnahmen der Bevölkerung. Andererseits fällt es schwer, die „Neuen Sozialen Bewegungen" nicht nur als Protest- und „Anti"-Bewegungen zu sehen, sondern auch als autopoietische Volkshochschulen, die über Waffenwirkung, Kriegführung und Kernenergie nicht nur breite Teile der Bevölkerung alphabetisiert haben, sondern auch ihre Counterparts.

30 In erster Näherung lässt sich die offizielle, politisch korrekte Sicht des „mündigen Bürgers" im Umkehrschluss als Wunschprojektion dekodieren, vgl. Axel Honneth (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M.: Campus 2002 und Theodor W. Adorno: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969, hrsg. v. Gerd Kadelbach, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971. Insbesondere in der Umweltdebatte offenbarte das Ausmaß, mit dem „Mündigkeit" und „Kompetenz" eingefordert wurden, für wie beschränkt und unfähig der gemeine Bürger wirklich gehalten wird (vgl. stellvertretend Hans-Martin Sass: „Methoden ethischer Güterabwägung in der Biotechnologie", In: Volkmar Braun/Dietmar Mieth/ Klaus Steigleder (Hgg.), Ethische und rechtliche Fragen der Gentechnologie und der Reproduktionsmedizin. Gentechnologie Chancen und Risiken, Bd. 13, München: Schweitzer 1987, S. 92). In zweiter Näherung lassen sich Untersuchungen über Bürokratie als empirische Vorwurfsreservoire („Amtsschimmel") und damit als Demaskierung wechselseitiger Wahrnehmungen dechiffrieren, wobei die Figur der „Entbürokratisierung" die funktional äquivalente Wunschprojektion zum „mündigen Bürger ist, vgl. Helmut Klages: Bürgerbüros in Speyer. Ergebnisse der Befragungen von MitarbeiterInnen und Kunden. Projekt-

tete Geringschätzung der Adressaten in Bezug auf Mündigkeit und Kompetenz wird zusätzlich verstärkt durch historisch überkommene und empirisch unhaltbare Unterstellungen, die mit dem tatsächlichen Verhalten in Extremsituationen nichts,[31] aber desto mehr mit eigenen Ängsten vor Chaos und Umsturz zu tun haben, frei nach dem Motto: „Alle Gefahr geht vom Volke aus".[32]

Dies paart sich mit der zweiten Asymmetrie. Sie ergibt sich auf Seiten der Informierenden aus der Verwechselung ihrer, aus den eige-

---

orientierte Arbeitsgemeinschaft (AG) „Verwaltungsmodernisierung in der Praxis" im Wintersemester 1999/2000, Speyer: Deutsche Hochschule für Verwaltungswissenschaften 1999; allgemein Maurizio Bach: Die Bürokratisierung Europas. Verwaltungseliten, Experten und politische Legitimation in Europa, Frankfurt a. M./New York: Campus 1999.

31 Vgl. Wolf R. Dombrowsky/Frank G. Pajonk: „Panik als Massenphänomen", in: Der Anaesthesist 54, 3 (2005), S. 245-253. Die Beharrlichkeit der Asymmetrie ist erstaunlich. So beharren Schlüsselfiguren im politisch-administrativen Meinungsbildungs- und Entscheidungsfindungsprozess wie auch auf der operativen Ebene selbst dann auf ihren empirisch nicht belegbaren Annahmen über Bevölkerungsverhalten, wenn sie darauf hingewiesen und ihnen die entsprechenden Quellenlagen benannt werden.

32 Vermutlich wirken hier noch immer die Traumata permanenter Umsturz- und Bürgerkriegsgefahr der Weimarer Republik sowie die vorausgehenden sozialen Verwerfungen der Industrialisierung und dem Entstehen von Proletariat und Massenarmut. Die Angst vor Revolution und Kriminalität, ideologisch zur „sozialen Frage" verharmlost, präformierte den „Blick nach Unten" bis heute, vgl. Wolf R. Dombrowsky/John K. Schorr: „Angst And The Masses. Collective Behavior Research In Germany", in: Mass Emergencies And Disasters 4, 2 (1986), S. 61-89. Karl Otmar Freiherr von Aretin (ders: „Historische und politische Belastungen der Ausnahmegesetzgebung", in: Helmut Ridder/Otto Schönfeldt (Hgg.), Notstand der Demokratie, Frankfurt a. M.: EVA 1976, S. 27-41, hier S. 27ff) verwies in seinem Vergleich des Ausnahmerechts darauf, dass nach deutscher Rechtsauffassung der Staat als das primär zu Schützende angesehen wird, wobei die Rechte der Bürger in den Hintergrund zu treten hätten, während in der angelsächsischen Rechtsauffassung umgekehrt das Volk das primär zu Schützende sei, dem sich zu diesem Zweck alle staatlichen Funktionen auch um den Preis ihrer Gefährdung unterzuordnen hätten.

nen Anschauungen hergeleiteten Information mit Informationen, die die Öffentlichkeit informieren. Auf Seiten der zu Informierenden liegen die Sachverhalte komplizierter, weil sie (insbesondere im Notfall) einerseits objektiver Informationen bedürfen, andererseits aber genau deren Objektivität *und* deren situative Brauchbarkeit in Zweifel ziehen. So sitzen im Moment des größten Erfordernisses beide Seiten in der Falle: Die einen versuchen, mit dem zu informieren, was sie für informativ halten, die anderen fordern Informationen ein, die sein sollen, was man nicht glaubt: wahrhaftig, und die bewirken sollen, was man für unmöglich hält: vor Schaden zu bewahren.[33]

Dies schließt den Idealfall nicht aus: Dass das, was die Informierenden für Information halten, tatsächlich vor Schaden bewahrt und so erreicht, was die Öffentlichkeit weder glaubte noch für möglich hielt. Dieser Idealfall ist möglich, aber höchst unwahrscheinlich. Er ist möglich, weil sich keine Bedingung der asymmetrischen Bedingungen „kausal" bedingt,[34] sondern nur historisch Einfluss aufeinander ausübt – im Sinne von erwarteten Erwartungserwartungen zwischen den Interagierenden.[35] Paradoxerweise ist aber gerade dadurch der Eintritt des Idealfalls so unwahrscheinlich. Im Sozialen scheint der Stabilisierung von Erwartungserwartungen ein höherer Wert zuzukommen als deren Revision. Zielte man auf Revision, müssten alle Beteiligten auf empirische Erkenntnis umstellen.[36] Doch was weiß man von einander wirklich, welche „phantastischen Zusätze" müsste jede Seite gegen Empirie eintauschen?

---

33 Neben den zitierten Untersuchungen zur Umsetzung der Seveso-Richtlinien zeigen insbesondere die Bereiche Verbraucherschutz und Gesundheitsinformationen (z. B. Positivliste) die extreme Differenz zwischen „Nutzen"-Interpretation durch Konsumenten und Patienten auf der einen und Lebensmittel- und Pharmaindustrie auf der anderen Seite.

34 Vgl. Judea Pearl: Causality. Models, Reasoning, and Inference, Cambridge, Mass.: Cambridge University Press 2000.

35 Vgl. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994, S. 139.

36 In der Metaphysik definiert Aristoteles (1073a: 38f) das Ziel aller Philosophie im „Abstreifen aller phantastischen Zusätze", die den Blick aufs Empirische verstellen, vgl. Aristoteles: Metaphysik, hrsg. von Christof Rapp, Berlin/München: Akademieverlag 1996.

WISSEN UND GEWISSHEIT

In einem ersten Schritt könnte es für beide Seiten hilfreich sein, sich von den phantastischen Zusätzen in den Vorstellungsgehalten von „Wissen“ und „Gewissheit“ zu befreien. Eine der häufigsten Rationalisierungen für misslungene Kommunikation ist quantitativ: Die übermittelte Information und damit das verfügbare Wissen hätten nicht ausgereicht – doch ist dieses „Argument“ selbst absichtsvolle Desinformation. Vollständiges Wissen wäre Allwissenheit; sie bedürfte weder auf der einen noch auf der anderen Seite irgendeiner (weiteren) Information. Die kritischen Margen sind also nicht der (normale, nur graduell unterschiedliche) Mangel an Information und ein gesellschaftlich generell ungleich verteiltes Nicht-Wissen, sondern, zumindest bei Notfällen, die Kluft zwischen zwei inkompatiblen Formen von „Gewissheit“ und deren umgekehrte Proportionalität: Im Moment geringster Gewissheit verlangen die Betroffenen nach höchster Gewissheit. Dies formuliert keinen Nonsense, sondern einen historischen Wandel im Konzept von „Gewissheit“ bei gleichzeitigem Verlust seines „vormodernen“ Anteils.

Die gegenwärtig vorherrschende Bedeutung von „Gewissheit“ rekurriert auf „Wissen“, das für „wahr“ gehalten wird im Sinne von „zutreffend“, „richtig“. Diese moderne, szientifische Deutung von Gewissheit unterscheidet sich radikal von der vormodernen Sicht, die auf tiefem, unerschütterlichem Glauben basierte. Gewissheit floss allein dem Glauben an Gott aus. Wer sich gewiss war, wusste sich in der Hand des HERRn oder, Charakteristikum feudaler Ordnungen, in der Hand seiner (Lehns- oder Kriegs-)Herren. Die säkulare, dem Verhältnis zu Gottvater nachgebildete Gewissheit begründete eine Verpflichtungsverhältnis, das in einem Mischungsverhältnis aus Verpflichtung und Verlässlichkeit bestand. Der Begriff Vertrauen birgt beides, Treue und Zutrauen, auch wenn heute niemand mehr ein eidesstattliches Zeremoniell, einen Treueeid, einfordert. Vielmehr schleicht sich eine Interpretation ein, die „blindes Vertrauen“ gegenüber hoheitlichen Akten oder vorgeblicher Expertise erwartet. Und umgekehrt erwarten die von einer Notlage Betroffenen im ersten Moment höchster Gefahr kein

(szientifisches) Wissen, sondern Gewissheit im Sinne emotionaler Geborgenheit.[37]

Beide Erwartungen ergänzen sich innig. Sie operieren als perfekte Reduktion von Komplexität und zugleich als Kontingenz für stillschweigende Anschlussoperationen. Unter dem Deckmantel einer überhöhten Sozialbeziehung, die, je nach Geschmack und Bedürftigkeit, als Vater-Kind-, Herr-Knecht-, oder Kopf-Hand-Beziehung gerahmt werden kann, lässt sich Verantwortung delegieren und zugleich von anderen fordern; lässt sich machen, was immer gemacht wurde, weil Korrektur und Kontrolle fehlen; darf weitergemacht werden, wie bisher, weil nichts in Frage steht und niemand in Frage stellt.

EPILOG ODER NEKROLOG

Die Moderne wandelt ihr Prozessieren und treibt wechselseitige Bedingungen hervor, die als Autologie wahrgenommen und verstanden werden müssten. Wo dies nicht geschieht, entsteht und vollzieht unbezeichnete Differenz hinter den Rücken der Akteure, – Numinoses also, das diffus gespürt und je nach Aufladung als beängstigend oder hoffnungsvoll interpretiert wird. Das Numinose des Krisenhaften bewirkt diffuse Ängste; die zunehmende Apokalyptisierung selbst des Alltäglichen, vor allem der Ernährung, macht den Grad der Be- wie Verängstigung kenntlich und zugleich dessen Grad der Formbarkeit: Untergänge als ubiquitäre Geschäftsmodelle von der Versicherung bis zum Selbstschutzprodukt. Die Entdeckung des Untergangs als marktgängiges Geschäftsmodell bewirkt die Virtualisierung der Untergänge. Es soll nur daran verdient und nicht wirklich untergegangen werden. Auf diese Weise werden die Untergänge Teil der Unterhaltungsindustrie: Grandiose Monstrositäten, an denen man Teil haben kann, vom Pauschal-Event bis zum Cat-Bond, als Voyeur wie als spendender Gutmensch. Dadurch entkoppeln Realität wie Virtualität, beginnen beide, eigene Existenzformen auszuprägen, bis schließlich im Moment der realen Krise oder Katastrophe die Betroffenen merken, dass hinter ihren Rücken Differenzen zu ihrer eigenen Lebenswirklichkeit herangewachsen sind, die sie nicht mehr einfangen, geschweige denn kontrol-

37 Die Bibel versinnbildlicht dieses Bedürfnis durch Christus' Ruf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Matthäus 27,46.

lieren können. Die Regression ins Kindliche, das sich am liebsten auf den Arm flüchtet, liegt dann als Ausweg nahe und wird noch lieber nahegelegt von jenen, die sich in den Differenzuniversen systemischen Wandels längst häuslich fühlen.

Und tatsächlich, da Draußen ist eine ganz eigene Welt entstanden, eine, die aus den Daten ihres Prozessierens die Steuerungen generiert, die das Prozessieren möglich machen. Entscheidend sind heute jene Entscheidungen, die diese Prozesse steuern und darüber neue Daten liefern, an denen sich die Folgeprozesse orientieren. Brecht fragte einmal, was ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank sei, was man abwandeln kann in die Frage, was eine Weizenterminspekulation gegen eine Hungerkrise ist? Der Unterschied besteht offensichtlich in der Ansatzhöhe der Betrachtungsweise. Dem personalisierten Ansatz von Einbruch und Geschäftsgründung steht ein systemischer Ansatz gegenüber, bei dem es keine Akteure mehr braucht. Die meisten globalen Finanzströme rasen so schnell ihren Chancen nach, dass nur noch eine computerbasierte Differenzerkennung Gewinne beschert. Die Algorithmen freilich, die den Datenströmen ihre Melodie aufzwingen, bleiben denn doch personalisiertes Handeln. Das aber sitzt in keinem Parlament dieser Welt. Und so entwickeln sich die Dinge auseinander, bis endlich wieder alle Macht vom Volke ausgeht.

LITERATUR

Adorno, Theodor W.: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969, hrsg. v. Gerd Kadelbach, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971.

Alexis, Willibald: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder Vor fünfzig Jahren. Vaterländischer Roman, 5 Bde., Berlin: Barthol 1852.

Aretin, Karl Otmar Freiherr von: „Historische und politische Belastungen der Ausnahmegesetzgebung", in: Helmut Ridder/Otto Schönfeld (Hgg.), Notstand der Demokratie, Frankfurt a. M.: EVA 1976, S. 27-41.

Aristoteles: Metaphysik, hrsg. von Christof Rapp, Berlin, München: Akademieverlag 1996.

Bach, Maurizio: Die Bürokratisierung Europas. Verwaltungseliten, Experten und politische Legitimation in Europa, Frankfurt a. M./ New York: Campus 1999.

Besson, Waldemar/Jasper, Gotthard: Das Leitbild der modernen Demokratie. Bauelemente einer freiheitlichen Staatsordnung, Bonn: BpB 1990.

Bischoff, Anne/Selle, Klaus/Sinnig, Heidi: Informieren, Beteiligen, Kooperieren. Kommunikation in Planungsprozessen. Eine Übersicht zu Formen, Verfahren, Methoden und Techniken, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur 1996.

Claus, Frank et al.: Überprüfung der Wirksamkeit der Information der Öffentlichkeit (nach § 11a Störfall-VO), Umweltbundesamt Texte, Nr. 99/59, Berlin: UBA 1999. *http://www.umweltdaten.de/publikationen/fpdf-l/257.pdf*

Dienel, Peter C.: Die Planungszelle. Eine Alternative zur Establishment-Demokratie, Opladen: Westdeutscher Verlag 1991.

Dombrowsky, Wolf R.: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse, Wiesbaden: DUV 1989.

Dombrowsky, Wolf R./Ohlendieck, Lutz: Survey on the state of implementation of the EEC Directive 82/501/EEC, Article 8, in the Federal Republic of Germany: Information to the public likely to be affected by major accident hazards of certain industrial activities. Study prepared for European Commission Joint Research Centre, Ispra, Italy. Kiel: KFS 1992.

Dombrowsky, Wolf R./Pajonk, Frank G.: „Panik als Massenphänomen“, in: Der Anaesthesist 54, 3 (2005), S. 245-253.

Dombrowsky, Wolf R./Schorr, John K.: „Angst and the Masses. Collective Behavior Research in Germany“, in: Mass Emergencies and Disasters, 4, 2 (1986), S. 61-89.

Dombrowsky, Wolf R. et al.: Erarbeitung von Alarm- und Gefahrenabwehrplänen und Umfang der Information der Bevölkerung in der Nachbarschaft störfallrelevanter Anlagen, Umweltbundesamt Texte 43/93, Berlin: UBA 1993.

Honneth, Axel (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M.: Campus 2002.

Kahn, Herman: Thinking about the Unthinkable in the 1980s, New York: Simon & Schuster 1984.

Klages, Helmut: Bürgerbüros in Speyer. Ergebnisse der Befragungen von MitarbeiterInnen und Kunden. Projektorientierte Arbeitsgemeinschaft (AG) „Verwaltungsmodernisierung in der Praxis“ im Wintersemester 1999/2000, Deutsche Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer. Speyer 1999.

Koselleck, Reinhart: „Krise“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hgg.), Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, 8 Bde., Stuttgart: Klett-Cotta 1982, Bd. 3 (H-Me) (Redaktor: R. Koselleck), S. 617-650 (1972-1997).

Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp ^{5}1994 (Erst. 1984).

Merton, Robert K.: „The Unanticipated Consequences of Purposive Social Action“, in: American Sociological Review 1, 6 (1936), S. 894-904.

Merton, Robert K.: „The self-fulfilling prophecy“, in: Antioch Review 8 (1948), S. 193-210.

Paetow, Kai: Organisationsidentität. Eine systemtheoretische Analyse der Konstruktion von Identität in der Organisation und ihrer internen wie externen Kommunikation, Hamburg: Universität, Diss., 2004.

Pearl, Judea: Causality. Models, Reasoning, and Inference, Cambridge, Mass.: Cambridge University Press 2000.

Sass, Hans-Martin: „Methoden ethischer Güterabwägung in der Biotechnologie“, in: Volkmar Braun/Dietmar Mieth/Klaus Steigleder (Hgg.), Ethische und rechtliche Fragen der Gentechnologie und der Reproduktionsmedizin (Gentechnologie „Chancen und Risiken“), Band 13, München: Schweitzer 1987.

Schneider, Volker: Politiknetzwerke der Chemikalienkontrolle. Eine Analyse einer transnationalen Politikentwicklung. Berlin/New York: De Gruyter 1988.

Thomas, William I./Thomas, Dorothy Swaine: The Child in America. Behavior problems and programs, New York: Knopf 1928.

http://www.welt.de/gesundheit/article13396670/EHEC-Ausbruch-Szenario-fuer-biologische-Anschlaege.html vom 26.05.2011.

http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,718927,00.html vom 23.06. 2011.

http://www.sueddeutsche.de/politik/joschka-fischer-zur-griechenland-krise-es-geht-um-fast-alles-1.1110783 vom 21.06.2011.

„Not a political problem“

Die Bevölkerung im Diskurs um Kritische Infrastrukturen

Daniel F. Lorenz, Martin Voss

Einleitung

Mit dem Übergang zum 21. Jahrhundert drängt sich eine neue Erscheinungsform der Katastrophe in den Vordergrund. Zumindest für westliche Industriegesellschaften erscheinen Katastrophen immer weniger als „Natur“-Katastrophen und immer häufiger im Gewand des Infrastrukturausfalls aufzutreten. Unter dem Eindruck von großflächigen Stromausfällen, der Sperrung des Luftraumes aufgrund von Flugasche und den jüngeren Ereignissen in Japan wird die Vernetzung und Anfälligkeit hochkomplexer Industriegesellschaften in ihrem Gesamtzusammenhang immer augenfälliger. Dies sollte nicht verwundern: Mit zunehmender *Design*komplexität aufgrund *technischer* Komplexität von Gesellschaften sowie damit verbundenen vermeintlichen Sicherheitsgewinnen und zunehmender gesellschaftlicher Abhängigkeiten von Technik überhaupt müsste – selbst bei einer Stagnation *gesellschaftlicher* Komplexität – die *Kontroll*komplexität[1] proportional wachsen, damit die gesellschaftlichen Auswirkungen auf demselben Niveau blieben. Der gegenwärtige Diskurs um Kritische Infrastrukturen könnte als Versuch verstanden werden, diese Kontrollkomplexität zu erhalten oder wiederzuerlangen. Wenn dem so sei, weist der aktuelle politisch-administrative Diskurs um Kritische Infrastrukturen aller-

1 Vgl. Walter L. Bühl: Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens, Tübingen: Mohr 1982, S. 402.

dings eigentümliche (Selbst-)Beschränkungen in diesem Versuch auf. Der Fokus der Betrachtung ist fast ausschließlich auf dem Ausfall technischer Systeme begrenzt;[2] Rahmenbedingungen, Voraussetzungen, Abhängigkeiten sowie Handlungen und Verhalten der Gesellschaft im Bezug auf Kritische Infrastrukturen und mögliche Adaptionsmaßnahmen auf gesellschaftlicher Ebene spielen in der Betrachtung allenfalls eine marginale Rolle. Augenfällig ist, dass die geforderten Schutzanstrengungen sich in erster Linie auf technische Infrastrukturen als einen abstrakten Funktionszusammenhang beziehen, die Bevölkerung dagegen aber in den allerwenigsten Publikationen zum Thema präsent sind. Menschen tauchen explizit entweder überhaupt nur als Verursacher von Versorgungsausfällen[3] oder als Manager von Krisensituationen[4] auf, aber kaum als Betroffene und zu Schützende. Unter der Überschrift „Gefährdung Kritischer Infrastrukturen" finden sich fast ausschließlich Schriften, deren Thema ist, wie, durch was und unter welchen Umständen Kritische Infrastrukturen gefährdet werden können, aber nicht welche Gefährdungen sich mit der

---

2 Stellvertretend für viele vgl. Ted G. Lewis: Critical Infrastructure Protection in Homeland Security. Defending a Networked Nation, Hoboken: Wiley 2006. Inwieweit der jüngst erschiene Bericht des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag zum Thema Stromausfall und vergleichbare Publikationen daran etwas zu ändern vermögen, bleibt abzuwarten. Vgl. Deutscher Bundestag: TA-Projekt: Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften – am Beispiel eines großräumigen und langandauernden Ausfalls der Stromversorgung. Bericht des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung (18. Ausschuss) gemäß § 56a der Geschäftsordnung Technikfolgenabschätzung (TA) 2011, *http://www.bundestag.de/bundestag/ausschuesse17/a18/anhoerungen/Stromausfall/ADrs_17-5672.pdf* vom 26. 05.2011.

3 Vgl. Massoud Amin: „North American Electricity Infrastructure. System Security, Quality, Reliability, Availability, and Efficiency Challenges and their Societal Impacts", in: National Science Foundation (Hg.), Continuing Crises in National Transmission Infrastructure. Impacts and Options for Modernization, o.O. 2004.

4 Vgl. International Energy Agency: Learning from the Blackouts. Transmission System Security in Competitive Electricity Markets, Paris: OECD/IEA 2005.

gesellschaftlichen Nutzung von Kritischen Infrastrukturen für die Bürger verbinden. Das 2005 veröffentlichte *Grünbuch über ein Europäisches Programm für den Schutz Kritischer Infrastrukturen*[5] thematisiert in erster Linie – mit einem deutlichen Fokus auf Terrorismus und nachgeordnet Naturgefahren – Kritische Infrastrukturen als *Objekte* der Gefährdung. In diesem Sinne sind Bedrohungen („threats“) allein diejenigen Umstände oder Ereignisse, die Kritische Infrastrukturen (zer)stören können und Verletzlichkeit („vulnerability“) stellt allein eine Eigenschaft Kritische Infrastruktur dar.[6] Zwar findet auch die Sicherheit der EU-Bürger Erwähnung, diese scheint jedoch der europäischen Wettbewerbsfähigkeit nachgeordnet zu sein.[7]

Die im Jahre 2009 veröffentlichte *Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie)* für Deutschland verweist zwar auf die Notwendigkeit einer neuen generellen Risikokultur, die „unter anderem auf [...] einer verstärkten und selbstbewussten Selbstschutz- und Selbsthilfefähigkeit der von Störungen oder dem Ausfall Kritischer Infrastrukturleistungen betroffenen Menschen und Einrichtungen“[8] basieren soll. Wie diese ins Werk gesetzt und die Bevölkerung eingebunden werden soll, wird jedoch nicht thematisiert. Von Seiten das Bundesministerium des Inneren (BMI) als auch vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) wurden zwar verschiedene weitere Dokumente zum Schutz Kritischer Infrastrukturen herausgegeben, diese richten sich jedoch „grundsätzlich an die privatwirtschaftlichen Betreiber Kritischer Infrastrukturen“[9]

---

5 Vgl. Kommission der Europäischen Gemeinschaften: Grünbuch über ein Europäisches Programm für den Schutz Kritischer Infrastrukturen, Brüssel 2005, *http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/site/de/com/2005/com2005_0576de01.pdf* vom 21.06.2011.

6 Vgl. ebd., S. 25.

7 Vgl. ebd., S. 15.

8 Bundesministerium des Innern: Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie), Berlin 2009, *http://www. Bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/544770/publicationFile/27031/kritis.pdf* vom 24.05.2011, S. 9.

9 Bundesministerium des Innern: Umsetzungsplan KRITIS des Nationalen Plans zum Schutz der Informationsinfrastrukturen, Berlin 2007, *http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2007/Kritis.*

oder die Träger des Katastrophenschutzes und fokussieren vor allem die Aufrechterhaltung der *systemischen* Funktionen auch im Krisenfall. Die Bevölkerung wird entweder gar nicht[10] oder lediglich in ihrer Rolle als Konsument[11] oder als Adressat staatlicher oder betrieblicher Risikokommunikation thematisiert.[12] Eine darüber hinaus gehende Rolle ist für die Bevölkerung bisher – jedenfalls in offiziellen Publikationen – nicht vorgesehen.

Bislang erhält man den Eindruck, dass im gegenwärtigen Diskurs davon ausgegangen wird, dass die Bevölkerung *nur* geschützt werden kann, indem Kritische Infrastrukturen geschützt und deren Ausfall verhindert wird. Der Schutz der Bevölkerung scheint allenfalls ein Beiprodukt des Schutzes Kritischer Infrastrukturen zu sein. Dass die Bevölkerung auch *vor* Kritischen Infrastrukturen beschützt werden muss resp. die gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen so gestaltet werden, dass diese sich selbst effektiv schützen können, indem bestehende soziale Vulnerabilität verringert, Bewältigungskapazitäten gestärkt, allzu starre Abhängigkeiten reduziert, Ersatzstrukturen und Adaptionsmöglichkeiten auf Bürgerebene etabliert und technische Entwicklungen kritisch begleitet, hinterfragt, modifiziert oder sogar rückgängig gemacht werden, wird bisher nur wenig diskutiert. Damit geht es vor allem um die Definition von Schutzzielen und deren Priorisierung. Jan Metzger hinterfragt deshalb berechtigterweise, ob „es wirklich die Infrastrukturen [sind], welche wir vor allem schützen

---

pdf;jsessinid=77F9977724BB851A839D430BFA1DA951.1_cid165?__blob =publicationFile vom 24.05.2011, S. 8.

10 Vgl. Bundesministerium des Innern: Schutz Kritischer Infrastrukturen – Basisschutzkonzept. Empfehlungen für Unternehmen, Berlin 2005, *http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/131040/publicationFile/13 132/Basisschutzkonzept_kritische_Infrastrukturen.pdf* vom 24.5.2011.

11 Vgl. Bundesministerium des Innern: Nationaler Plan zum Schutz der Informationsinfrastrukturen (NPSI), Berlin 2005: *http://bevoelkerungs schutzportal.de/SharedDocs/Downloads/BVS/DE/Gefahren/Kritis/Nation aler_Plan_Schutz_Informationsinfrastrukturen.pdf?_blob=publicationFi le* vom 24.05.2011.

12 Vgl. Bundesministerium des Innern: Schutz Kritischer Infrastrukturen – Risiko- und Krisenmanagement. Leitfaden für Unternehmen und Behörden, Berlin 2008, *http://www.asw-online.de/downloads/Leitfaden_Schutz _kritischer_Infrastrukturen.pdf* vom 24.05.2011.

müssen?“ Metzgers Antwort auf seine rhetorische Frage verschiebt das Schutzziel weg von den physischen Infrastrukturen hin zu deren abstrakten Funktionserbringung (die in den meisten Fällen sicherlich kaum unabhängig von der Integrität der Infrastruktur ist), wenn er „die durch Infrastrukturen vermittelten Dienste (services), die physischen und elektronischen (Informations-)Flüsse, die Funktionen und vor allem die Werte (core values)“[13] ins Zentrum der Schutzanstrengungen stellt. Diese Antwort im Gewand einer vermeintlichen Letztbegründung sollte vor dem Hintergrund der Bereitstellung von Schutz als öffentlichem Gut für die Bürger[14] zumindest verwundern, da sie Dienste, Informationsflüsse und Werte in den Fokus rückt und gerade nicht den Schutz von Leib und Leben von Bürgern und Gemeinschaften sowie die Befriedigung ihrer basalen Bedürfnisse.

DIE DISKURSIVE EINBETTUNG DES SCHUTZES KRITISCHER INFRASTRUKTUREN

Folgt man den Analysen Myriam Dunn Caveltys, dann avancierten Kritische Infrastrukturen in den letzten Jahren zu einem „sicherheitspolitischen Problem ersten Ranges“[15], das wie kaum ein anderes als paradigmatisch „für die Befindlichkeit moderner technologisierter Gesellschaften ganz allgemein betrachtet werden“[16] kann. Dass Infrastrukturen überhaupt zu einem Sicherheitsthema wurden und auf welche spezifische Art und Weise dies geschah, ist keineswegs

13 Jan Metzger: „Das Konzept „Schutz kritischer Infrastrukturen“ hinterfragt“, in: Bulletin zur schweizerischen Sicherheitspolitik 11 (2004), S. 73-88, hier S. 76.

14 Vgl. Wolf R. Dombrowsky: Impulsreferat Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe. Anhörung der Arbeitsgruppe Inneres der SPD-Bundestagsfraktion. SPD-Dokumente Nr.07/04, *http://www.spdfraktion.de/rs/rs_datei/0,,3981,00.pdf* vom 21.06.2011, S. 40.

15 Myriam Dunn Cavelty: „Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI. Narrative Praktiken im Falle einer erzählten Superkatastrophe“, in: Alexander Siedschlag (Hg.), Jahrbuch für Europäische Sicherheitspolitik 2009, Baden-Baden: Nomos 2009, S. 85-97, hier S. 86.

16 Ebd., S. 88.

selbstverständlich und allein im Rekurs auf die Rahmenbedingungen zu verstehen.[17] Stefan Kaufmann bindet den Aufstieg des Schutzes Kritischer Infrastrukturen zurück an vier „signifikante Verschiebungen der gesellschaftlich dominanten (Un-)Sicherheitswahrnehmung“[18]: Erstens mache die Bedrohung durch Cyberangiffe die Trennung zwischen äußerer und innerer Bedrohung und damit auch Sicherheit obsolet (die jüngste Cyber-Strategie des U.S.-Verteidigungsministeriums, die sich konventionelle Vergeltungsschläge bei virtuellen Angriffen vorbehält, ist sinnfälliger Ausdruck dieser Entwicklung); zweitens würden durch die ubiquitäre Notwendigkeit von Informations- und Kommunikationssystemen die Schnittstellen von virtuellen und physischen Infrastrukturen evident; drittens gehe es immer weniger um Unfälle und Katastrophen sowie eine Steigerung der Sicherheit im Regelbetrieb („safety“), sondern vor allem um die Abwehr intendierter Angriffe oder Störakte („security“), die ganz bewusst Schwachstellen und Sicherheitslücken nutzen; viertens schreite die Auflösung der Trennung privater, nationaler und öffentlicher Sicherheit fort. Die genannten Entgrenzungen haben bedeutende Auswirkungen auf das Verhältnis von Sicherheit und Risiko. Letzteres lässt sich nicht mehr formelhaft – Risiko = Eintrittswahrscheinlichkeit x Schadensausmaß – (vermeintlich) exakt berechnen, da aufgrund der genannten Verschiebungen und Grenzauflösungen weder Eintrittswahrscheinlichkeiten noch Schadwirkungen statistisch bestimmt werden können. Genau wie der Risikobegriff so seine scharfen Konturen verliert, so auch die Sicherheit, die „nicht mehr als Sicherheit vor Bedrohungen durch identifizierbare Akteure, auch nicht mehr bereichsspezifisch als Sicherheit vor dieser oder jener Bedrohung oder Gefährdung bestimmt [werden kann], sondern [allein] vor dem Hintergrund eines generalisierten Ri-

---

17 Vgl. Myriam Dunn Cavelty: „Like a Phoenix From the Ashes. The Reinvention of Critical Infrastructure Protection as Distributed Security“, in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian S. Kristensen (Hg.), Securing ‚the Homeland‘. Critical Infrastructure, Risk and (In)Security, New York: Routledge 2008, S. 40-62.

18 Stefan Kaufmann: „Zivile Sicherheit. Vom Aufstieg eines Topos“, in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 101-123, hier S. 105.

sikos“[19]. Damit besteht die Bedeutung von Sicherheit nicht mehr in der Abwehr bestimmter, klar umrissener Gefahren, sondern wird mehr und mehr zum Schutz eines abstrakten Funktionszusammenhangs und darin zentraler Infrastruktursysteme.

Andrew Lakoff[20] (teilweise in Zusammenarbeit mit Stephen J. Collier) kontrastiert unter Rückgriff auf François Ewald zur Einordnung dieser Verschiebung „Versicherung“ („insurance“) und „Preparedness“ als unterschiedliche Ausprägungen von Sicherheitsrationalitäten, die mit Wissensformen aus vollkommen andersartigen Quellen operieren: Während die abstrakte Technologie der Versicherung, die vielfältige Realisierungen annehmen kann, mit statistisch-erfassbaren und damit kalkulierbaren scharf umrissenen Gefahren sowie Wahrscheinlichkeiten aufgrund eines Archivs vergangener Ereignisse operiert, richtet sich Preparedness gerade auf den Bereich multipler Gefahren und Bedrohungen, die aufgrund einer fehlenden empirischen Basis nicht mehr kalkuliert, sondern lediglich in ihren katastrophalen Auswirkungen unter Zuhilfenahme von Modellierungen, Simulationen, Szenarien und Übungen imaginiert („enacting“) werden können.[21] Die verschiedenen Wissensformen bringen dementsprechend unterschiedliche Instrumente hervor: Mit der Versicherung werden die Risiken von Individuen und Gruppen innerhalb einer Population verteilt, wobei diese Verteilung keineswegs egalitär ausfallen muss, sondern unter neoliberalen Vorzeichen gerade die Privatisierung von Sicherheit bei gleichzeitiger Sozialisierung des Risikos bedeuten kann. Prepared-

---

19 Ebd., S. 103.

20 Vgl. Andrew Lakoff: „Preparing for the Next Emergency“, in: Public Culture 19 (2007), S. 247-271; Andrew Lakoff: „Techniques of Preparedness“, in: Torin Monahan (Hg.), Surveillance and Security. Technological Politics and Power in Everyday Life, New York: Routledge 2006, hier S. 268.

21 Vgl. Stephen J. Collier: „Enacting Catastrophe. Preparedness, Insurance, Budgetary Rationalization“, in: Economy and Society 37 (2008), S. 224-250; Sven Opitz/Ute Tellmann: „Katastrophale Szenarien. Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie“, in: L. Hempel/S. Krasmann/U. Bröckling, Sichtbarkeitsregime, S. 27-52. Um Probleme mit bestehenden Assoziationen zu vermeiden und eine Vielzahl von Verfahren – Modellierungen über Simulationen bis hinzu Übungen – miteinzubeziehen, bringt Collier den Begriff des „Enactments“ in die Debatte ein.

ness hingegen versucht die Gefahren durch den Aufbau von Bewältigungsmaßnahmen („build capabilities for response“) zu begegnen.[22] Preparedness als ebenfalls abstrakter und in seinen Formen vielfältiger Lösungsansatz entsteht somit an und jenseits der Grenzen der Versicherbarkeit. Damit rückt Preparedness in die Nähe von Vorbeugung („precaution“),[23] jener Technik, die Ewald gerade hinsichtlich der nicht mehr vorhanden „Technologie des Risikos“[24] der damit verbundenen institutionellen Lösung der Versicherung gegenüberstellt: „Die Hypothese der Vorbeugung konfrontiert uns mit einem nicht meßbaren, also nicht kalkulierbaren Risiko, kurzum: mit einem Nicht-Risiko. Während die Logik der Versicherung und der Solidarität Ungewissheiten auf Risiken reduziert hatte, um aus jenen etwas systematisch Kalkulierbares zu machen, lässt die Logik der Vorbeugung Risiko und Ungewissheit wieder auseinandertreten“.[25] Lakoff betont allerdings einen gewichtigen Unterschied zwischen Vorbeugung und Preparedness: Während erste durchaus bestrebt ist, Ereignisse gar nicht erst entstehen zu lassen und sie zu verhindern, ist Preparedness gerade nicht an der Vermeidung interessiert, sondern transformiert unter der Annahme, dass sich eine Gefahr irgendwann – wenngleich ohne Kenntnis des Ortes und des Zeitpunktes – realisieren wird, diese in Verletzlichkeiten und damit letztendlich in abzumildernde Schadensanfälligkeit.[26] Der Notfall scheint so im Paradigma von Preparedness unausweichlich, wenn auch nicht prognostizierbar und die verfügbaren Ressourcen

---

22 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 255.

23 Vgl. S. Kaufmann: Zivile Sicherheit, S. 101.

24 François Ewald: Der Vorsorgestaat, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 173. Vgl. Ulrich Beck: „Risikogesellschaft und Vorsorgestaat – Zwischenbilanz einer Diskussion“, in: F. Ewald, Der Vorsorgestaat (1993), S. 535-558.

25 François Ewald: „Die Rückkehr des genius malignus. Entwurf zu eine Philosophie der Vorbeugung“, in: Soziale Welt 49 (1998), S. 5-24, hier S. 14.

26 Vgl. Andrew Lakoff/Stephen J. Collier: „Infrastructure and Event. The Political Technology of Preparedness“, in: Bruce Braun/Sarah J. Whatmore (Hg.), Political Matter. Technoscience, Democracy, and Public Life, Minneapolis: University of Minnesota Press 2010, S. 243-266, hier S. 262f.; A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 253. Ebengleiches gilt für das Verhältnis von Preemption und Preparedness.

werden deshalb dafür verwandt, zu verhindern, dass aus dem Notfall die Katastrophe wird.[27]

In späteren Arbeiten[28] historisierte Lakoff die genannten Sicherheitsrationalitäten unter Rückgriff auf eine dritte, zeitlich vorgelagerte Form. Diese drei Formen kollektiver Sicherheit tauchen in unterschiedlichen historischen Kontexten mit je spezifischen Problemkonstellationen auf: Auf die „Sovereign State Security“ der Territorialmonarchien des 17. Jahrhunderts folgt die Bevölkerungssicherheit („population security“)[29] im 19. Jahrhundert mit der Versicherungstechnologie zur Bewältigung statistisch erfassbarer Probleme, vor allem im Bereich der städtischen Hygiene. Unter dem Einfluss von Zivilverteidigungsmaßnahmen entwickelte sich dann Mitte des 20. Jahrhunderts ein neuer Typus der kollektiven Organisation von Sicherheit, die Sicherheit vitaler Systeme („vital systems security“), für die die genannten Charakteristika von Preparedness Ausdruck sind. Die drei genannten Formen stellen keine epochalen Phasen dar, die mit der vollständigen Transformation von einer Form kollektiver Sicherheit in eine andere einhergehen. Vielmehr gibt es Überschneidungen, Kombinationen und Verlagerungen in unterschiedlichen Kontexten. So können beispielsweise Praktiken, die als Mittel der Bevölkerungssicherheit entstanden sind, unter anderen historischen Vorzeichen zu Zielen der Sicherheit vitaler Systeme werden.[30]

Dass der Schutz vitaler Systeme zu einem eigenständigen und unabhängigen Ziel von Sicherheitspolitik mit einer sehr spezifischen

---

27 Vgl. Ben Anderson: „Preemption, Precaution, Preparedness: Anticipatory Action and Future Geographies“, in: Progress in Human Geography 34 (2010), S. 777-798, hier S. 791; Christopher Zebrowki: „Governing the Network Society: A Biopolitical Critique of Resilience“, in: Political Perspectives 3 (2009).

28 Vgl. Andrew Lakoff: „The Generic Biothreat, Or, How We Became Unprepared“, in: Cultural Anthropology 23 (2008), S. 399-428, hier S. 403.

29 Michel Foucault spricht in diesem Zusammenhang von Bio-Politik. Vgl. Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.

30 Vgl. A. Lakoff: The Generic Biothreat, Or, How We Became Unprepared, S. 404; Andrew Lakoff: „From Population to Vital System. National Security and the Changing Object of Public Health“, in: ARC Working Paper (2007).

Ausprägung wird, stellt sich als ein historischer Prozess dar,[31] der signifikante Verschiebungen im Bereich der Schutzobjekte, aber auch der sie bedrohenden Gefahren mit sich bringt.[32] Collier und Lakoff argumentieren, dass im Zuge einer neuartigen Problematisierung von Sicherheit Gefahren als Probleme einer generischen Verletzlichkeit von Systemen („system vulnerability")[33] aufgegriffen und thematisiert werden: Die Geschichte und Genese des Schutzes vitaler Systeme ist damit zugleich die Geschichte der Systemvulnerabilität. Das Nachdenken über Systemvulnerabilität verfolgen die beiden Autoren dabei zurück bis zu den Ideen des totalen Krieges und des strategischen Bombardements. Deren Genealogie reicht vom italienischen Luftkriegstheoretiker Guilio Douhet über die Air Corps Tactical School (ACTS) der USA und gipfelt im United States Strategic Bombing Survey (USSBS) zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die in der Folge des Bombing Surveys entwickelte spiegelbildliche Verteidigungsstrategie gegen nukleare sowjetische Angriffe (United States Civil Defense[34]), die das eigene Land mit dem „bombardier's eye"[35] rasterte, bildete Collier und Lakoff zufolge „the groundwork for civil defence after the Second World War and for many aspects of emergency management in the US"[36]. Kern des sogenannten *Blue Books* und Antwort auf die Bedrohung einer strategischen Bombardierung war das System der „distributed preparedness"[37], das unter Anwendung von Vulnerabilitätskartierungen

31 Die vorliegende Darstellung stützt sich auf Colliers und Lakoffs Analysen für die USA, eine vergleichbare Untersuchung für Europa und Deutschland steht noch aus.

32 Vgl. Stephen J. Collier/Andrew Lakoff: „The Vulnerability of Vital Systems. How ‚Critical Infrastructure' Became a Security Problem", in: M. Dunn Cavelty/K. Kristensen, Securing the Homeland, S. 17-39, hier S. 36.

33 Vgl. Stephen J. Collier/Andrew Lakoff: „Distributed Preparedness. The Spatial Logic of Domestic Security in the United States", in: Environment and Planning D: Society and Space 26 (2008), S. 7-28, hier S. 17f.

34 Vgl. National Security Resources Board: United States Civil Defense, Washington, D.C 1950.

35 Peter Galison: „War Against the Center", in: Grey Room (2001), S. 5-33, hier S. 29.

36 S. Collier/A. Lakoff: The Vulnerability of Vital Systems, S. 24.

37 S. Collier/A. Lakoff: Distributed Preparedness.

(„vulnerability mapping“) die Verantwortlichkeit für den Schutz bestimmter Ziele nach Maßgabe von Kompetenzen, Kapazitäten und räumlicher Nähe auf verschiedene staatliche Hierarchieebenen sowie öffentliche und private Akteure verteilte. In den 1960er und 70er Jahren wurden die Möglichkeiten der Analyse und Kartierung von Systemvulnerabilitäten zunehmend auch für die Analyse und zur Vorbereitung gegen ein breites, generisches Gefahrenspektrum, das nun auch „Natur“-Katastrophen, technische Großunglücke und Terrorismus umfasste, eingesetzt.[38] Unter der Zielsetzung, auf jedes Risiko absolut vorbereitet zu sein („total preparedness“), wurde das Verfahren des All-Hazard-Plannings zentraler Bestandteil der 1979 gegründeten Federal Emergency Management Agency (FEMA).[39] All-Hazard-Planning erachtet unter der Prämisse gegebener Systemvulnerabilitäten verschiedenste Gefahrentypen als strukturell ähnlich in ihren möglichen Auswirkungen. Unter dieser Prämisse werden vielfältige Gefahren und Bedrohungen auch in ihrer organisatorischen Bewältigung einander ähnlich: Die Notwendigkeit von Frühwarnung, der Koordination verschiedener Akteure, von Kommunikation und der effizienten Wiederherstellung des Regelbetriebs gilt für die Bewältigung verschiedenster Krisensituationen. Deshalb steht weniger die Evaluation und Beurteilung bestimmter Bedrohungen im Zentrum, sondern vielmehr der Aufbau geeigneter Kapazitäten, um generischen Bedrohungen effizient und effektiv begegnen zu können.[40] Damit wurde das Preparedness-Paradigma, das ursprünglich der geopolitischen Konfrontation mit der Sowjetunion entsprang, zu einer nationalen Schutzpolitik sui generis. Geprägt durch die Rohstoffknappheiten der 1970er Jahre und unter dem Eindruck von Ereignissen, wie dem Zusammenbruch der sozialen Ordnung im Zuge eines Stromausfalls 1977 in New

38 Vgl. S. Collier/A. Lakoff: The Vulnerability of Vital Systems, S. 26.

39 Vgl. ebd., S. 27. Wie Patrick Roberts zeigt, ist das Nebeneinander von Zivilverteidigung und der Vorbereitung auf Katastrophen keineswegs immer konfliktfrei und ohne Probleme gewesen. Vgl. Patrick S. Roberts: „Private Choices, Public Harms. The Evolution of National Disaster Organizations in the United States“, in: Andrew Lakoff (Hg.), Disaster and the Politics of Intervention, New York: Columbia University Press 2010, S. 42-71.

40 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 262.

York,[41] rückten Infrastrukturen als Sicherheitsproblem in Friedenszeiten mehr und mehr in den Fokus der Aufmerksamkeit, wie beispielsweise der Report *America's Hidden Vulnerabilities. Crisis Management in a Society of Networks*[42] aus dem Jahr 1984 zeigt, der bereits lange vor der President's Commission on Critical Infrastructure Protection (PCCIP) den Problembestand Kritischer Infrastrukturen thematisierte, ohne dass dieser Begriff explizit Verwendung findet. Auch das in Folge der 9/11-Anschläge 2002 gegründete Department of Homeland Security (DHS) setzt trotz eines ungleich größeren Fokus auf den Terrorismus weiterhin auf die Tradition des All-Hazard-Plannings und eine umfassende Preparedness.[43]

Der gegenwärtige Schutz Kritischer Infrastrukturen mit seiner internen Grammatik markiert die jüngste Ausprägung des Schutzes vitaler Systeme. Mit der nachgezeichneten spezifischen historischen Entwicklung des Diskurses um Kritische Infrastrukturen geht ein bestimmter Problemfokus einher, der bestimmte Fragen und Antwor-

41 Die singulären Umstände der Plünderung in New York lassen sich jedoch keinesfalls auf andere Infrastrukturausfälle übertragen. Vgl. Daniel F. Lorenz: Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung, Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit 2010, S. 73ff.

42 Vgl. R. J. Woolsey/Robert H. Kuppermann/Frederick Seitz: America's Hidden Vulnerabilities. Crisis Management in a Society of Networks, Washington, D.C.: 1984.

43 Vgl. Department of Homeland Security: National Preparedness Guidance. Homeland Security Presidential Directive 8: National Preparedness, o.O. 2005. Für den Bereich des Schutzes Kritischer Infrastrukturen: Vgl. Department of Homeland Security: National Infrastructure Protection Plan. Partnering to Enhance Protection and Resiliency, o.O. 2009, S. 11. Gleichwohl die Strukturen von Zivil- und Katastrophenschutz in Deutschland föderal getrennt sind, konvergieren diese jedoch in der Praxis und nach §11 ZSKG. Sowohl die KRITIS-Strategie des BMI (vgl. Bundesministerium des Innern: Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie), S. 7.) als auch das BBK (vgl. Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe: BBK Jahresbericht: Bevölkerungsschutz hat viele Gesichter: *http://www.bbk.bund.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/BBK/DE/2011/PM_BBK_Jahresbericht_2010.html* vom 15.07.2012) setzen ebenfalls aufs All-Hazard-Planning.

ten hervortreten und andere Fragen und Antworten gar nicht erst aufkommen lässt. So stellt sich die Frage, wer und was durch die gegenwärtige Politik des Schutzes Kritischer Infrastrukturen vor wem oder was geschützt wird und wer und was gerade nicht.[44] Auch jenseits der Tatsache, dass sich 80% der Kritischen Infrastrukturen in Deutschland in privater Hand befinden[45] (in den USA sind es sogar 85%) scheint es geboten, näher zu betrachten, welche zum Teil unhinterfragten und impliziten Festlegungen sowie blinde Flecken mit dem Diskurs um Kritische Infrastrukturen verbunden sind.

SCHUTZOBJEKTE IM DISKURS UM KRITISCHE INFRASTRUKTUREN

Im Diskurs um Kritische Infrastrukturen stellen nicht die Bevölkerung eines Staates oder Menschen im Allgemeinen die Schutz- und damit auch Wissens- und Interventionsobjekte dar, sondern es sind Infrastrukturen oder zentrale Dienstleistungen und Werte als Basis und zur Sicherung der Kontinuität der politischen sowie wirtschaftlichen Ordnung, die als schützenswert erachtet werden.[46] Überhaupt kündigt sich mit dem Konzept *vitaler* Systeme ein Bedeutungswandel von „Leben“ und (Über-)Lebensnotwendigen überhaupt an, das mehr und mehr in abstrakten Funktionszusammenhängen und weniger im biologisch-

44 Vgl. James D. Derian/Jesse Finkelstein: „Critical Infrastructures and Network Pathologies. The Semiotics and Biopolitics of Heteropolarity“, in: M. Dunn Cavelty/K. Kristensen, Securing ‚the Homeland‘ (2008), S. 84-105, hier S. 91.

45 Vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.): Forschung für die zivile Sicherheit. Programm der Bundesregierung, Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung 2007; Schutzkommission beim Bundesministerium des Innern: Dritter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall (= Zivilschutz-Forschung, Neue Folge 59), Bonn: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe 2006, S. 52.

46 Vgl. J. D. Derian/J. Finkelstein: Critical Infrastructures and Network Pathologies, S. 102; A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 271.

physiologischem verortet wird.[47] Dies bleibt nicht ohne Folgen: Der explizite Schutz von Menschen wird so allenfalls zu einem Beiprodukt des Schutzes von Infrastrukturen.[48] Kommt es zu keinem Ausfall oder lassen sich dessen Auswirkungen begrenzen, werden die Menschen vor dem Fortfall von Infrastrukturleistungen geschützt. Ein eigenständiger Schutz dagegen, der die Lebensbedingungen der Menschen in den Mittelpunkt stellt, findet – zumindest im engen Rahmen des Paradigmas – nicht statt.[49] Das für den Schutz Kritischer Infrastrukturen notwendige Wissen erweist sich als vollkommen unabhängig von Wissen über eine bestimmte Bevölkerung,[50] das noch im Rahmen des entstehenden Paradigmas der Bevölkerungssicherheit im 18. Jahrhundert notwendig war. Während Letztere die Bevölkerung als wissenschaftliches und politisches Problem in ihr Zentrum stellt[51] und die Einrichtung der Medizin, der öffentlichen Hygiene und die Versicherung als Maßnahmen gegen „Unfälle, Gebrechen, die verschiedenen Anomalien“[52], aber auch das Alter in Stellung bringt, sind vitale Systeme das Objekt der entsprechenden Schutzpolitik und Vorbereitung („Preparedness“) sowie der Aufbau von entsprechenden Kapazitäten die dazu notwendigen Maßnahmen. Die Versicherung, als institutionelle Lösung im Rahmen der Bevölkerungssicherheit, schützt Individuen und Gruppen; Preparedness hingegen allein das fortwährende Prozessieren vitaler Systeme.[53] Der Umfang derjenigen Systeme, die als vital für eine bestehende politische und ökonomische Ordnung gelten, ist dabei gerade nicht endgültig festgelegt: Neben einer nach wie vor fortschreitenden Vernetzung von Infrastrukturen führt die mangelnde empirische Basis aufgrund prinzipiell unkalkulierbarer potentieller Gefahren und potentiell betroffener Systeme dazu, dass immer mehr Systeme als

47 Vgl. C. Zebrowki: Governing the Network Society.

48 Vgl. Stephen Graham: „When Infrastructures Fail“, in: ders. (Hg.), Disrupted Cities. When Infrastructure Fails, New York: Routledge 2010, S. 1-26, hier S. 15. Da globale Regime auf das reibungslose Funktionieren von Infrastrukturen angewiesen sind, wird dadurch der Schutz Kritischer Infrastrukturen zugleich zum Schutz ihres Machtanspruchs.

49 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 271.

50 Vgl. ebd., S. 269.

51 Vgl. M. Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft, S. 289.

52 Ebd., S. 288.

53 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 254.

vital und damit kritisch deklariert werden.[54] Da sich die Reichweite und mögliche Potenzierung von Schadwirkungen nicht mehr ermitteln lassen, werden sämtliche Systeme, die in Wechselwirkungen mit einem vitalen System stehen, ebenfalls vital. Die Versicherheitlichung vitaler Systeme wird unter diesen Rahmenbedingungen grundsätzlich zu einer unendlichen Aufgabe,[55] die sich auch darin zeigt, dass die anfängliche Zurückhaltung bei der Erfassung von Infrastrukturen, die kritisch sein sollen, allmählich aufgegeben wurde und – betrachtet man aktuelle Publikationen an – heute mehr und mehr Infrastrukturen ‚kritisch‘ zu werden scheinen.

GEFAHREN IM DISKURS UM KRITISCHE INFRASTRUKTUREN

Im Zuge der Ausweitung kritischer Systeme und damit der Störanfälligkeit überhaupt vermehren sich auch die potentiellen Gefahren, die vitale Systeme stören können. Auch an dieser Stelle gilt, dass der Katalog von Gefährdungen prinzipiell nicht abschließbar ist: „Die Asymmetrie zwischen auslösefähiger Geringfügigkeit und Folgewirkungen wächst zusehends und macht moderne Gesellschaften hochgradig verletzlich.“[56] Sinnfälliger Ausdruck dessen ist der Sachverhalt, dass der Schutz Kritischer Infrastrukturen historisch mit dem Allgefahrenansatz verschränkt ist, der zuvor bestehende Unterschiede in Hinblick auf die Gefahren – zumindest in Reaktion und Bewältigung – ni-

54 Vgl. S. J. Collier/A. Lakoff: The Vulnerability of Vital Systems, S. 35.

55 Vgl. S. Kaufmann: Zivile Sicherheit, S. 119; M. Dunn Cavelty: Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI, S. 91. Dies gilt im Übrigen nicht nur für die Sicherheit vitaler Systeme, sondern auch für die Bevölkerungssicherheit. Vgl. Stephen J. Collier/Andrew Lakoff/Paul Rabinow: „Biosecurity. Towards Anthropology of the Contemporary“, in: Anthropology Today 20 (2004), S. 3-7, hier S. 7.

56 Wolf R. Dombrowsky: „Extreme Belastungen - Katastrophen – Bewahrung der Menschlichkeit“, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Notfall- und KatastrophenPharmazie I. Bevölkerungsschutz und medizinische Notfallversorgung, Bonn 2009, S. 251-272, hier S. 267.

velliert. Die deutsche *Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen* nennt dementsprechend als Gefahren Naturereignisse, technisches und menschliches Versagen sowie Terrorismus, Kriminalität und Krieg. Aufgrund der vielfach erwähnten mangelnden empirischen Grundlage in Hinsicht auf die Gefährdung und der allein exemplarischen Simulation der drohenden Gefahren in Szenarien oder Übungen werden diese „immer als sehr vielseitig und gleichzeitig als sehr vage dargestellt".[57] Prinzipiell kann alles und jeder zum Störereignis und damit zur Gefährdung Kritischer Infrastrukturen werden. Dementsprechend weit gespannt ist das Spektrum möglicher Angreifer, das „vom gelangweilten Teenager über verärgerte und unzufriedene Mitarbeiter, Industriespione, organisiertes Verbrechen, Fanatiker, Terroreinheiten bis hin zu feindlichen Staaten"[58] reicht. Die Identität von Defensiv- und Offensivwissen führt darüber hinaus dazu, dass mit jeder Schutzmaßnahme Autoimmuneffekte einhergehen können, da sie zugleich Wissen über die Verletzlichkeiten des Systems preisgeben.[59]

Dass der Diskurs um Kritische Infrastrukturen prinzipiell alles zur Gefährdung erklärt, bedeutet mitnichten, dass die vermeintlich ursächlichen *Ereignisse* keine Rolle mehr spielen. Im Gegenteil: In der Diskussion um Kritische Infrastrukturen lässt sich in Hinsicht auf die Gefahren ein ereigniszentrierter Ursachenfokus beobachten. Dieser gründet zum einen in einem tradierten interventionistischem Verständnis der Gefahrenabwehr,[60] und zum anderen – und damit durchaus verbunden – in der Annahme, dass die Sicherstellung des fortwährenden Funktionierens zentral ist: Wenn das störungsfreie und reibungslose Prozessieren – eines wie auch immer anfälligen und gefährdeten Systems[61] – zum Normalbetrieb erklärt wird und der Schutz ebendie-

57 M. Dunn Cavelty: Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI, S. 91.

58 Ebd.

59 Vgl. S. Kaufmann: Zivile Sicherheit, S. 115.

60 Vgl. W. R. Dombrowsky: Impulsreferat Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe; Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R./Strangmeier, Reinhard L.: Deutsche Regelsysteme. Vernetzungen und Integrationsdefizite bei der Erstellung des öffentlichen Gutes Zivil- und Katastrophenschutz in Europa (= Zivilschutz-Forschung, Neue Folge 18), Bonn 1995, S. 46.

61 Vgl. Jacques Leslie: „Powerless. What Happens at 00:00:01 on January 1? Try Deadly, Black, and Very, Very Cold", in: Wired 7 (1999).

ses Normalbetriebs das oberste Ziel darstellt, dann können Störungen zuvorderst als äußere und singuläre – aber gleichwohl generische[62] – Störereignisse hervortreten, die in einen geregelten, wenn auch hintergründig ablaufenden Prozess eingreifen. Dadurch werden Infrastrukturen meist überhaupt erst in ihrem Versagen thematisch: „The normally invisible quality of working infrastructure becomes visible when it breaks“[63]. Nicht die Infrastruktur selbst wird damit zur Gefahr erklärt, sondern Ereignisse, die zum Infrastruktur*ausfall* führen.[64] Der Schutz vitaler Systeme orientiert sich dabei am Bild der Krise oder des Notfalls mit lokalisierbaren Orten der Unordnung oder Unterbrechung („disruption“) im Regelbetrieb.[65] Die Thematisierung singulärer, in den meisten Fällen mechanischer Gefahrenereignisse sowie deren Kartierung verhindert mitunter, dass die innere Beschaffenheit und politische Natur der Kritischen Infrastruktur, aber vor allem die soziale Ätiologie der Auswirkungen – also der Ursachenzusammenhang in seiner ganzen Breite, Dynamik und Vernetztheit einschließlich der gleichermaßen komplexen möglichen Folgen, vor allem auch für die Bevölkerung – in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken können.[66] Die fehlen-

62 Vgl. Ben Anderson/Peter Adey: „Governing Events and Life: ‘Emergency’ in UK Civil Contingencies“, in: Political Geography 31 (2012), S. 24-33; Brian Massumi: „National Enterprise Emergency. Steps Toward an Ecology of Powers“, in: Theory, Culture & Society 26 (2009), S. 153-185.

63 Susan L. Star: „The Ethnography of Infrastructure“, in: American Behavioral Scientist 3 (1999), S. 377-391, hier S. 382; Susan L. Star/Karen Ruhleder: „Steps toward an Ecology of Infrastructure. Design and Access for Large Information Spaces“, in: Information Systems Research 7 (1996), S. 111-134.

64 Vgl. S. Graham: When Infrastructures Fail, S. 15.

65 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 271; B. Massumi: National Enterprise Emergency, S. 161. Selbst unmittelbar nicht wahrnehmbare Stromausfälle im Millisekundenbereich werden bei anfälligen Produktionen zum Sicherheitsproblem. Vgl. Robert Charette: A 0.07-Second Power Problem at Toshiba Chip-Plant May Affect Digital Device Availability/Prices 2011, *http://spectrum.ieee.org/riskfactor/semiconductors/memory/a-007second-power-problem-at-toshiba-chipplant-may-affect-digital-device-availability-and-shortterm-higher-prices* vom 21.06.2011.

66 Vgl. B. Anderson/P. Adey: Governing Events and Life, S. 28.

de Kalkulierbarkeit von Infrastrukturausfällen verstärkt die Notwendigkeit narrativer Verfahren zur Beschreibung der Gefährdung. An die Stelle statistischer Verteilungen und Wahrscheinlichkeiten müssen Verfahren der Modellierung, Simulation, des Szenarios und der Übung treten, um die Folgen von Störereignissen imaginieren zu können.[67] Als Ausgangspunkt der Imagination fungieren dabei Gefährdungsnarrationen, die, um überhaupt irgendwelche Auswirkungen beschreiben zu können, nicht ohne die Beschreibung einer konkreten Gefahr auskommen. In diesem Sinne scheint der Terrorismus als mögliche, scharf umgrenzte Ursache eine herausgehobene Rolle als „Haupttriebfeder"[68] zu spielen. Im Zuge der Auflösung der bipolaren geopolitischen Ordnung nach 1989 sowie strategischer Neuausrichtungen nach 9/11 hat der Terrorismus mehr und mehr die prototypische Funktion des Atomkriegs als Narration in der Entwicklung des All-Hazard-Plannings abgelöst. Deutlich wird dieser thematische Fokus beispielwiese im *Grünbuch über ein Europäisches Programm für den Schutz Kritischer Infrastrukturen*[69], aber auch in vielen bundesrepublikanischen Publikationen. Dunn Cavelty sieht in den gängigen Narrationen zum Schutz Kritischer Infrastrukturen vor allem zwei mächtige Ängste miteinander

67 Vgl. S. J. Collier: Enacting Catastrophe.

68 Bundesministerium des Innern: Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie), S. 7. In der Vergangenheit waren allerdings mitnichten nur Terroristen für die Angriffe auf Infrastrukturen verantwortlich. Verfolgt man die Geschichte Kritischer Infrastrukturen zurück zur strategischen Bombardierung und Luftkriegstheorie, dann zeigt sich, dass Infrastrukturen vor allem Angriffsziele von Staaten waren. Das gilt ebenso für die kriegerischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre (Irak) und andere Konflikte (Palästina), wo ebenfalls die Strategie des „Bomb Now, Die Later" genutzt wurde, die sich der gezielten, „chirurgischen" Ausschaltung von Infrastrukturen bediente. Vgl. Stephen Graham: „Disruption By Design. Urban Infrastructure and Political Violence", in: ders., Disrupted Cities (2010), S. 111-130, hier S. 129.

69 Vgl. Filippa Lentzos/Nikolas Rose: „Die Unsicherheit regieren. Biologische Bedrohungen, Notfallplanung, Schutz und Resilienz in Europa", in: Patricia Purtschert/Katrin Meyer/Yves Winter (Hgg.), Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault, Bielefeld: Transcript 2008, S. 75-101.

kombiniert: Neben der Angst vor Technik ist dies vor allem die Angst vor Terrorismus. „Da beide vor allem mit Ungewissheit und Unsicherheit im Zusammenhang stehen, vermag die Kombination von Technik und Terrorismus besonders stark zu mobilisieren [...]."[70] Nicht nur der Terrorismus selbst kann somit als „Kommunikationsstrategie"[71] verstanden werden, sondern auch die Narration terroristischer Bedrohung im Sinne eines generalisierten kommunikativen Ausdrucks der Verletzlichkeit Kritischer Infrastrukturen und der daraus resultierenden Notwendigkeit des Schutzes. Denn der Terroranschlag zeigt sich als Paradebeispiel der plötzlichen, unkontrollierbaren sowie nicht prognostizierbaren Bedrohung, den nicht abzuschätzenden Folgen.[72] Da der Worst Case immer schon intendiert wird und als Angriff auf die politische Ordnung gerade hieraus seine psychologische Bedeutung schöpft, multiplizieren sich systemische und symbolische Kritikalität der angegriffenen Infrastrukturen.

Eine ebenfalls prominente, wenn auch nachrangige Gefährdungsnarration ist der Rekurs auf Extremwetterereignisse v. a. im Zuge des Klimawandels.[73] In den Auswirkungen für Kritische Infrastrukturen ebenfalls nicht kalkulierbar, lassen sich diese jedoch, wenn auch begrenzt, statistisch mit Blick auf Häufigkeit und Stärke fassen: Extremereignisse stellen allenfalls eine starke Abweichung vom Durchschnitt dar und gelten deshalb als außergewöhnlich.[74] Allerdings scheint im

---

70 M. Dunn Cavelty: Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI, S. 91-92. Ähnliches gilt für Cyberangriffe, wie Dunn Cavelty in diesem Band darlegt.

71 Peter Waldmann: Terrorismus. Provokation der Macht, München: Gerling Akademie Verlag 2001, S. 13.

72 Vgl. B. Anderson/P. Adey: Governing Events and Life, S. 25.

73 Vgl. Bundesministerium des Innern: Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie); Jörn Birkmann/Susanne Krings: „Die Vulnerabilität kritischer Infrastrukturen gegenüber (möglichen) Auswirkungen des Klimawandels mit Schwerpunkt Energieversorgung", in: Notfallvorsorge (2008), S. 25-30. In Deutschland scheint die Aktualität der Bedrohung v.a. durch den Stromausfall im Münsterland 2005 bestärkt zu werden.

74 Vgl. Ulrich Foelsche: „Regionale Entwicklung und Auswirkung extremer Wetterereignisse am Beispiel Österreich", in: Karl W. Steininger/Christian Steinreiber/Christoph Ritz (Hgg.), Extreme Wetterereignis-

Zuge der gesellschaftlichen Akzeptanz des anthropogenen Klimawandels die Wissensbasis zunehmend unsicherer zu werden. Beiden Gefährdungsnarrationen, dem Terrorismus und Extremwetterereignissen, ist gemein, dass sie als gesellschaftlich-externe und damit nichtbeeinflussbare Größe konstruiert werden. Gerade durch die enge Verzahnung mit der terroristischen Bedrohung und mit Wetterextremen werden Kritische Infrastrukturen damit zu einem Sicherheitsproblem gemacht, dem strukturell in erster Linie mit Instrumenten der Preparedness begegnet werden kann, da die vermeintlichen Ursachen singularisiert, entpolitisiert und der gesellschaftlichen Verantwortung externalisiert werden.[75]

ZEITSKALEN UND MASSNAHMEN IM DISKURS UM KRITISCHE INFRASTRUKTUREN

Folgt man Dunn Cavelty, dann werden Narrationen zum Schutz Kritischer Infrastrukturen „im politischen Prozess häufig dahingehend instrumentalisiert, dass aufgrund der unklaren Gefahrenlage schnelles und effektives Handeln im Bereich der Schutzmaßnahmen nötig sei“[76]. Dies meint zum einen, dass aufgrund der bestehenden *latenten* Gefahren, von denen man noch nicht weiß, wann sie sich realisieren werden, schnell Ressourcen bereitgestellt werden müssen, um alsbald effektiv vorbereitet zu sein. Zum anderen aber auch, dass diese Ressourcen in Notfällen und beim Ausfall Kritischer Infrastrukturen schnell abgerufen und zum Einsatz gebracht werden können. Genau wie die Gefahr als Stör*ereignis* mit begrenzter zeitlicher Dauer konstruiert wird, werden auch die zur Bekämpfung notwendigen Gegenmaßnahmen als zeitlich begrenzt erachtet, obgleich ihre Vorhaltung und ständige Alarmbereitschaft im Zeichen des jederzeit möglichen Notfalls dauer-

---

se und ihre wirtschaftlichen Folgen. Anpassung, Auswege und politische Forderungen betroffener Wirtschaftsbranchen, Berlin: Springer 2005, S. 25-39.

75 Vgl. S. Graham: When Infrastructures Fail, S. 16; Ben Wisner/Piers Blaikie/Terry Cannon/Ian Davis: At Risk. Natural Hazards, People’s Vulnerability and Disasters, London: Routledge 2006.

76 M. Dunn Cavelty: Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI, S. 92.

haft ist.[77] Werden die Gegenmaßnahmen ergriffen, dann dienen sie in erster Linie dazu, die betroffenen vitalen Systeme am Prozessieren zu halten. Während die Bevölkerungssicherheit fortwährend das Augenmerk auf die Gesundheit und das Wohlergehen der spezifischen Bevölkerung legt, fokussiert die Sicherheit vitaler Systeme gerade auf temporär begrenzte Intervention zur Aufrechterhaltung der politischen und ökonomischen Ordnung.[78] Die Krise oder der Notfall („emergency“),[79] mit ihrer spezifischen Semantik der begrenzten Dauer und Dringlichkeit, aber auch ihrem politischen Mobilisierungspotential für Ressourcen,[80] bilden das Interventionsobjekt im Preparedness-Paradigma. Dies hat entscheidende Auswirkungen darauf, welche Typen von Katastrophen überhaupt mit einer spezifischen Schutzpolitik adressiert werden können. Während schnelle und plötzlich auftretende, eruptive Ereignisse („rapid-onset“), die störend in einen wohldefinierten Regelablauf eingreifen, durchaus als Gefährdung angesehen werden, gilt dies gerade nicht für sich langsam entwickelnde, schleichende Gefährdungen („slow-onset“), die den Normalbetrieb nicht abrupt stören, sondern die Rahmenbedingungen mehr und mehr verändern und gerade so unhaltbare Zustände evozieren.[81] Darüber hinaus hat die Beschränkung auf Notfälle entscheidende Auswirkungen auf die infrage kommenden Reaktionsmöglichkeiten: „Emergency is thus a category that shapes the way in which we understand and respond to specific events, and the limits to what we think are possible actions and implications.“[82] Interventionen in komplexen Notfällen, die lediglich der Wiederherstellung des Systems dienen, stellen aber

77 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 254.

78 Vgl. A. Lakoff: Techniques of Preparedness, S. 265.

79 Beide, Krise („crises“) und Notfall („emergency“), teilen die Dringlichkeit miteinander, unterscheiden sich aber hinsichtlich der Direktionalität am Wendepunkt und Immanenz der Lösung. Vgl. Craig Calhoun: „A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, in: The Canadian Review of Sociology and Anthropology 41 (2004), S. 373-395, hier S. 376.

80 Vgl. Andrew Lakoff: „Introduction“, in: ders., Disaster and the Politics of Intervention (2010), S. 1-13, hier S. 3; Mark Neocleous: Critique of Security, London: Routledge 2008, S. 72.

81 Vgl. B. Wisner/P. Blaikie/T. Cannon/I. Davis: At Risk, S. 3.

82 C. Calhoun: A World of Emergencies, S. 376.

keine Lösung des eigentlichen Problems und der Ursache dar, da der Notfall selbst kein eigenständiges Problem darstellt, sondern vielmehr Symptom eines anderen tiefer gelegenen Problems ist.[83] Wenn die Wiederherstellung eines vorherigen Zustandes allein das Ziel der Intervention ausmacht, dann kann diese gerade nicht langfristige Veränderungen zur Beseitigung des eigentlichen Problems verfolgen. Eine Schutzpolitik, die nach einer Krise oder Katastrophe allein in der Wiederherstellung eines status quo ante ihre Aufgabe sieht, ohne die mitunter tieferliegenden Ursachen zu reflektieren, begibt so der Möglichkeit, zukünftige, mitunter entsetzlichere Katastrophe zu vermeiden.[84]

Mit der Beschränkung auf bestimmte Schutzobjekte, bestimmte Gefahren und Zeitskalen gehen spezifische Einschränkungen in Hinsicht auf die diskutierten und im Rahmen einer Schutzpolitik vorgehaltenen Schutzmaßnahmen einher. Da im Rahmen des Schutzes vitaler Systeme die Lebensbedingungen der Mitglieder einer Bevölkerung kein politisches Problem darstellen, sondern vornehmlich das fortwährende Prozessieren zum Schutz der politischen und ökonomischen Ordnung[85], beschränken sich die Maßnahmen zur Erhöhung der Preparedness vor allem auf technische Aspekte, wie die Verlagerung von Zuständigkeiten, den Aufbau geeigneter Kapazitäten im Katastrophenschutz, dem physischen Schutz von Infrastrukturen, (globale) Monitoring- und Detektionssysteme, der Verbesserung von (Evakuierungs-) Plänen, die Erhöhung der Verlässlichkeit technischer Infrastrukturen oder aber die Entwicklung kohärenter Systeme zur Krisenkommunikation und -koordination.[86] Langfristige Maßnahmen, die beispielsweise der Verbesserung der öffentlichen Gesundheitsversorgung oder Verringerung von Armut und Ungleichheit gelten, also die spezifische Problematik sozialer Vulnerabilität adressieren, und die Teile des Maßnahmenkataloges der Bevölkerungssicherheit bilden, kommen im Paradigma des Schutzes vitaler Systeme nicht mehr vor: „From the vantage of preparedness, the conditions of existence of members of the

83 Vgl. ebd., S. 389.

84 Vgl. Wieland Jäger: Katastrophe und Gesellschaft. Grundlegungen und Kritik von Modellen der Katastrophensoziologie, Darmstadt: Luchterhand 1977, S. 95.

85 Vgl. A. Lakoff: Techniques of Preparedness, S. 272.

86 Vgl. A. Lakoff: The Generic Biothreat, Or, How We Became Unprepared, S. 413; A. Lakoff: Techniques of Preparedness, S. 271.

population are not a political problem.“[87] Die Auswirkungen dieser selektiven Problemsicht zeigen sich exemplarisch in New Orleans im Spätsommer 2005. Nach 9/11 bildet vor allem der Hurricane Katrina das Referenzereignis, wenn es um gescheiterte Schutzpolitik und Katastrophen in den USA geht: Der Altvater der Katastrophenforschung Enrico L. Quarantelli bezeichnet dementsprechend Katrina als „the worst mishandled disaster“[88]. In der Suche nach den Ursachen des Komplexes Katrina, wurden diese vielfach als Resultat einer Politik gesehen, die im Aufbau des neugegründeten Departments of Homeland Security (DHS) zu sehr auf die Gefahren des Terrorismus fokussierte und andere Gefahren – vor allem auch Hurricanes[89] – vernachlässigte.[90] Lakoff geht einen Schritt weiter und betrachtet die Katastrophe – ganz im Einklang mit der von Wolf R. Dombrowsky vorgeschlagenen Definition der Katastrophe als „Real-Falsifikation“[91] – als generelle Widerlegung des All-Hazards-Plannings und damit des Schutzes vitaler Systeme: Trotz eines Planungsszenarios *Natural Disaster – Major Hurricane*[92] des Homeland Security Councils (HSC) und einer Hurricane-Simulation der Stadt New Orleans konnte die Ka-

87 A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 271. Vgl. C. Calhoun: A World of Emergencies, S. 384. Dabei können durchaus Maßnahmen, wie die genannten, einen Beitrag zum Schutz vitaler Systeme leisten. Optimale Vorbereitung im Sinne von Preparedness verlangt, ohne dass dies innerhalb des Paradigmas offen hervortritt, auch die Berücksichtigung von langfristig orientierten Maßnahmen der Bevölkerungssicherheit. Vgl. Irwin Redlener/Andrew Lakoff: „Are We Prepared For the Next Disaster?“, in: Contexts (2007), S. 10-12, hier S. 11.

88 Jesse Walker: „Nightmare in New Orleans. Do Disasters Destroy Social Cooperation?“, in: Reason Online vom 07.09.2005, *http://reason.com/archives/2005/09/07/nightmare-in-new-orleans* vom 9.06.2011.

89 Vgl. Christopher Cooper/Robert Block: Disaster. Hurricane Katrina and the Failure of Homeland Security, New York: Times Books 2006, S. 9.

90 Vgl. Stephen Graham: „‚Homeland‘ Insecurities?: Katrina and the Politics of ‚Security‘ in Metropolitan America“, in: Space and Culture 9 (2006), S. 63-67; C. Cooper/R. Block: Disaster, S. 67.

91 Wolf R. Dombrowsky: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1989, S. 258.

92 Vgl. The Homeland Security Council: Planning Scenarios. Executive Summaries, o.O. 2004.

tastrophe nicht nur nicht verhindert werden, diese sind vielmehr als Teile einer „virtuellen Ontologie“[93] der Katastrophenplanung als ursächlich für die Katastrophe anzusehen.[94] Die im Nachgang einsetzende Thematisierung des Versagens des staatlichen Krisenmanagements *innerhalb* der Grenzen des Diskurses um den Schutz vitaler Systeme als mangelnde Planung im Sinne von mangelnder Preparedness und gerade nicht als Problem der Bevölkerungssicherheit bedeutete aber vor allem, politische Fragen bezüglich des Versagens von vornherein auf ein bestimmtes eingeschränktes Set von möglichen Ergebnissen einzuschränken.[95] So führte das Fiasko von New Orleans ganz im Sinne der Blumenberg'schen Paratheorie[96] gerade nicht dazu, über die Angemessenheit des All-Hazards-Plannings und seiner Maßnahmen zu reflektieren, sondern stattdessen zu einer Verstärkung des All-Hazards-Plannings, da die Mängel vor allem in einer zu starken Fokussierung auf den Terrorismus gesehen wurden[97] und in einer mangelhaften Implementierung, Koordinierung und Kommunikation verortet wurden.[98] Die Folgen waren die Neuausrichtung und Intensivierung bereits bestehender Preparedness-Techniken anstelle der Reflexion über das Erzeugen großer vulnerabler Bevölkerungsteile durch soziale Konzentration und Isolation, dem Verlust von Bewältigungsfähigkeit innerhalb bestehender Populationen[99] und einer nachhaltigen Störung

93 Lauren Martin/Stephanie Simon: „A Formula for Disaster: The Department of Homeland Security's Virtual Ontology“, in: Space and Polity 12 (2008), S. 281-296, hier S. 293.

94 Vgl. A. Lakoff: Preparing for the Next Emergency, S. 270.

95 Vgl. A. Lakoff: Techniques of Preparedness, S. 272.

96 Vgl. Hans Blumenberg: Die Genesis der kopernikanischen Welt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975, S. 763.

97 Vgl. P. S. Roberts: Private Choices, Public Harms, S. 55; A. Lakoff: The Generic Biothreat, Or, How We Became Unprepared, S. 417-418.

98 Vgl. Dwight Ink: „An Analysis of the House Select Committee and White House Reports on Hurricane Katrina“, in: Public Administration Review 66 (2006), S. 800-807; L. Martin/S. Simon: A Formula for Disaster, S. 293.

99 Vgl. A. Lakoff/S.J. Collier: Infrastructure and Event, S. 262; A. Lakoff: Techniques of Preparedness, S. 271.

des Mensch-Natur-Metabolismus durch kurz- und langfristige ökonomische Interessen.[100]

KRITISCHE INFRASTRUKTUREN UND SOZIALE VULNERABILITÄT

Das Beispiel Katrina zeigt deutlich, welche blinden Flecken im Rahmen einer Katastrophenvorsorge entstehen können, die sich vor allem dem Aufbau von Kapazitäten im Bereich Preparedness mit entsprechenden Gefahrenspektrum, Maßnahmen und Zeitskalen verschrieben hat. Der Schutz der Bevölkerung erschöpft sich dann – wenn nicht ergänzende Maßnahmen getroffen werden – allein in dem Versuch der Aufrechterhaltung resp. Wiederherstellung der grundlegenden Infrastrukturen; darüber hinaus gehende und vor allem sozial-präventive Schutzmaßnahmen sind nicht vorgesehen.[101] Der Glaube, dass die Bevölkerung schon ausreichend geschützt sei, wenn basale Versorgungssysteme geschützt werden, erweist sich – auch jenseits der begrenzten vorgehaltenen Kapazitäten[102] – als problematische Halbierung des Problems.

Erstens ist damit gemeint, dass Aufmerksamkeitsmodi und Maßnahmen, die dem Schutz Kritischer Infrastrukturen entstammen, in bestimmten Kontexten mitunter unangemessen sein können, weil entweder bestimmte Katastrophen als solche gar nicht in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken, da Kritische Infrastrukturen kaum betroffen

100 Vgl. William R. Freudenburg et al.: Catastrophe in the Making. The Engineering of Katrina and the Disasters of Tomorrow, Washington, DC: Island Press 2009.

101 Der Versuch der Schutzkommission im dritten Gefahrenbericht, Kritische Infrastrukturen bewusst weit zu verfassen, und „Strukturmängel im Selbstschutz“ ebenfalls mit einzubeziehen, scheint sich nicht durchgesetzt zu haben. Vgl. Schutzkommission beim Bundesministerium des Innern: Dritter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern, S. 96.

102 Infrastrukturausfälle der Vergangenheit, wie der Stromausfall im Münsterland, zeigen, wie schnell die vorgehaltenen Kapazitäten an ihr Ende stoßen können. Vgl. D. F. Lorenz: Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung, S. 68ff.

sind, oder die ergriffenen Maßnahmen der Bevölkerung nicht in ihrer spezifischen Situation helfen. Auch das reibungsfreie Funktionieren von Infrastrukturen bedeutet keine Teilhabe: So zeigt Eric Klinenbergs Untersuchung der Chicago Heat Wave von 1995 exemplarisch, dass selbst, wenn es gelungen wäre, hitzeinduzierte Stromausfälle zu verhindern, mit einer vergleichbaren Zahl von Toten – über 500 – zu rechnen gewesen wäre, da neben anderen sozialen Faktoren die hohen Energiepreise arme Bevölkerungsteile von der Nutzung von Klimaanlagen exkludierten.[103] Andere Untersuchungen belegen zudem, dass jeden Winter eine signifikante Anzahl von Todesfällen – mehrere Tausend in Großbritannien – nicht auf Infrastrukturausfälle, sondern auf Energiearmut zurückzuführen sind.[104]

Zweitens ist aber auch gemeint, dass im Falle des Infrastrukturausfalls die Gefahr für die Bevölkerung nicht von diesem ausgeht, sondern vor allem von vorgängigen politischen Prozessen der Produktion sozialer Vulnerabilität, da letztendlich die *soziale* Infrastruktur, nicht die technische über die Auswirkungen in der Bevölkerung entscheidet.[105] Die soziale Betroffenheit bei Infrastrukturausfällen ist mitnichten per se gegeben und egalitär verteilt – und genau hierin besteht in den meisten Fällen die spezifische Gefährdung der Bevölkerung. Wenn aber die Katastrophe allein zum Ausfall technischer Anlagen deklariert wird, werden die Gründe der sozialen Betroffenheit von vornherein definitorisch ausgeschlossen und damit entpolitisiert. Beide Fälle machen deutlich, dass bestimmte Maßnahmen, insbesondere diejenigen die die Bevölkerung und die Produktion sozialer Vulnerabilität in ihr Zentrum stellen, gar nicht erst als Lösungen hervortreten können, da das zugrundeliegende Problem im Vorfeld gänzlich anders gerahmt wurde.

Auch wenn sich im Zuge gesamtgesellschaftlicher Veränderung mit dem Infrastrukturausfall das Bild der Katastrophe gewandelt hat,

---

103 Vgl. Eric Klinenberg: Heat Wave. A Social Autopsy of Disaster in Chicago, Chicago: University of Chicago Press 2003, S. 160.

104 Vgl. Antony Froggatt/Mycle Schneider: „Energiestrategien für die Zukunft: Verhindert Atomkraft den nötigen Energiewechsel?“, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), Mythos Atomkraft. Warum der nukleare Pfad ein Irrweg ist, Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung 2010, S. 11-63, hier: S. 13.

105 Vgl. Lee Clarke: Worst Cases. Terror and Catastrophe in the Popular Imagination, Chicago: University of Chicago Press 2006, S. 164 ff.

gilt dies nicht in demselben Maße für die soziale Verteilung der Schäden. Das Konzept sozialer Vulnerabilität umschreibt diese besondere Anfälligkeit bestimmter sozialer Gruppen für Umweltveränderungen generell aufgrund spezifischer sozialer Gruppenmerkmale wie der Ausstattung mit unterschiedlichen Kapitalien[106]. Es verweist auf die langwierige soziale Produktion von Katastrophenanfälligkeit in der vorkatastrophalen Gesellschaft und darauf, dass Katastrophen mitnichten allein von kurzfristigen, unvorhersehbaren äußeren Ereignissen verursacht werden, sondern gerade im Alltag präfiguriert und programmiert werden.[107] Chancen- und Ressourcenarmut, prekäre Arbeitsverhältnisse, mangelnde Bildung(smöglichkeiten), die Zugehörigkeit zu marginalisierten Minoritäten sowie deren soziale Isolation und Immobilität usw. haben bedeutenden Anteil daran, ob und in welchem Ausmaß Menschen Opfer von Katastrophen werden. Die fortschreitende Segregation[108] marginalisierter Gruppen in der Bevölkerung, der Rückbau sozialer Sicherungssysteme, die abnehmende Mobilität bestimmter, ohnehin vulnerabler Schichten sowie demographische Entwicklungen werden dazu führen, dass die soziale Vulnerabilität auch in Deutschland zukünftig eher noch steigen wird.[109] Zwar fehlen bislang ausführliche Studien über die Konstitution sozialer Vulnerabilität im Kontext Kritischer Infrastrukturen, doch es zeigt sich, dass auch hier dieselben Faktoren von zentraler Bedeutung sind.

---

106 Vgl. Pierre Bourdieu: „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“, in: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Schwartz 1983, S. 183-198.

107 Vgl. B. Wisner et al.: At Risk; Martin Voss: „The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research“, in: Behemoth. A Journal on Civilisation 1 (2008), S. 39-56; Thomas E. Drabek: The Human Side of Disaster, Boca Raton: CRC Press 2010.

108 Vgl. Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hgg.): An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

109 Vgl. Elke M. Geenen: Bevölkerungsverhalten und Möglichkeiten des Krisenmanagements und Katastrophenmanagements in multikulturellen Gesellschaften (= Forschung im Bevölkerungsschutz, Band 11), Bonn: Bundesamt für Zivilschutz 2010.

Zahlreiche Studien bemängeln fehlende Planungen und Vorbereitungen zur Ausbildung der Bevölkerung im Bereich des Selbstschutzes in Deutschland.[110] So kann auch von einer geringeren Selbsthilfefähigkeit oder Resilienz gesprochen werden, wenn diese dabei als weite Begriffe verstanden werden, die keine individuelle Disposition umschreiben, sondern zuvorderst die gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die es der Bevölkerung ermöglichen, sich kompetent gegen Bedrohungen zu schützen. In diesem Sinne schlösse Selbsthilfefähigkeit oder Resilienz auch die gesellschaftliche Produktion sozialer Vulnerabilität mit ein. Eine (zynische) Rhetorik sekundärer Viktimisierung, die das Scheitern kollektiver Schutzmaßnahmen und damit Schädigungen der Bevölkerung allein mit einer mangelnden Selbsthilfefähigkeit der Bürger zu entschuldigen sucht, verkennt im besten Fall die gesellschaftlichen Umgebungsvariablen und deren Wirkmächtigkeit.[111] Ein gesamtgesellschaftlicher Diskurs um Katastrophenrisiken sowie Mitigationsmaßnahmen im Sinne der Bevölkerung, kurz Risikokommunikation, die vor allem die Bevölkerung als gleichberechtigten Gesprächspartner involviert, findet für die Risiken, die sich mit der *gesellschaftlichen* Nutzung Kritischer Infrastrukturen verknüpfen, gerade nicht statt.[112] Gleichwohl bekannt ist, dass der Mangel an Informationen über eine effektive Vorsorge die Vulnerabilität in der Bevölkerung

---

110 Vgl. Gerold Reichenbach et al.: Risiken und Herausforderungen für die öffentliche Sicherheit in Deutschland. Szenarien und Leitfragen, Berlin 2008. *http://www.zukunftsforum-oeffentliche-sicherheit.de/downloads/Gruenbuch_Zukunftsforum.pdf* vom 21.06.2011; Henning G. Goersch: Empirische Untersuchung von Möglichkeiten der Förderung der Persönlichen Notfallvorsorge in Deutschland. Unveröffentlichte Dissertation, Karlsruhe 2010; Winfried Glass: „Selbstschutz der Bevölkerung: Eine große Aufgabe für die Ehrenamtlichen“, in: Notfallvorsorge (2008), S. 4-5.

111 T. E. Drabek: The Human Side of Disaster, S. 41. Vgl. Mark Andrejevic: „Interactive (In)Security. The Participatory Promise of Ready.gov“, in: Cultural Studies 20 (2006), S. 441-458. Wolf R. Dombrowsky: „Resilience from a Sociological Viewpoint“, in: Hans-Helmuth Gander et al. (Hg.): Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society, Baden-Baden: Nomos 2012, S. 281-289.

112 Vgl. D. Lorenz: Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung.

signifikant erhöht,[113] zeigt sich in Deutschland, aber auch in Nachbarländern[114], dass eine umfassende Versorgung der Bevölkerung mit Informationen ausbleibt.

Eine Untersuchung[115] in der Folge des Stromausfalls im Münsterland 2005 kommt zu dem Ergebnis, dass lediglich ein Bruchteil der Befragten Kenntnis von relevanten Schutzinformationen hatte. Damit sind noch nicht die bestehenden Ungleichheiten beim Zugang zu schutzrelevantem Wissen angesprochen: Ein umfassendes Bevölkerungsschutzkonzept müsste sensibel für die Ungleichheiten in der Bildung, beim Zugang zu sowie der Verfügbarkeit von schutzrelevantem Wissen aufgrund unterschiedlicher Kapitalienverteilungen sowie milieuspezifischer Risikowahrnehmungen sein.[116] Generell fehlt es aber in Deutschland neben Untersuchungen zur spezifischen Vulnerabilität der Bevölkerung im Kontext von fortgeschrittenen Industrienationen vor allem an Untersuchungen über die Akzeptanz bestehender Kampagnen, das Informationsbedürfnis sowie das Rezeptionsverhalten der Bevölkerung und einer geeigneten Informationsgestaltung.[117]

Darüber hinaus erweist sich die historische Ausprägung des Katastrophenschutzes in Deutschland als ebenfalls problematisch in Hin-

---

113 Vgl. Kathleen J. Tierney: „The Social and Community Contexts of Disaster", in: Richard Gist/Bernard Lubin (Hgg.), Psychosocial Aspects of Disaster, New York: John Wiley and Sons 1989, S. 11-39.

114 Vgl. Ira Helsloot/Ralf Beerens: „Citizens' Response to a Large Electrical Power Outage in the Netherlands in 2007", in: Journal of Contingencies and Crisis Management 17 (2009), S. 64-68.

115 Vgl. Ute Menski/Joachim Gardemann: Auswirkungen des Ausfalls Kritischer Infrastrukturen auf den Ernährungssektor am Beispiel des Stromausfalls im Münsterland im Herbst 2005. Empirische Untersuchung im Auftrag der Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE), Stuttgart 2009, *https://www.fh-muenster.de/humanitaere-hilfe/downloads/Auswirkungen_des_Stromausfalls_05_im_Muensterland.pdf* vom 21.06. 2011.

116 Vgl. Bundesministerium des Innern: Zweiter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall 2001, S. 47.

117 Vgl. W. Glass: Selbstschutz der Bevölkerung: Eine große Aufgabe für die Ehrenamtlichen.

sicht auf die Produktion sozialer Vulnerabilität. Von verschiedenen Autoren wird das deutsche System als tendenziell paternalistisch und obrigkeitsstaatlich beschrieben.[118] Noch weniger als in anderen Staaten haben die Bürger in Deutschland historisch in Katastrophenschutzplanungen eine aktive Rolle in der Bewältigung von Krisen und Katastrophen eine Rolle eingenommen. Durch die Empirie widerlegte Annahmen über häufig auftretende Panikreaktionen der Bevölkerung, die die organisatorische Bearbeitung der Krisensituation durch professionalisierte Akteure erschweren, waren und sind nach wie vor prägend für die Konzeption des Katastrophenschutzes. Forschungen konnten dagegen zeigen, dass die Bevölkerung wie in Katastrophen im Allgemeinen, so auch bei Infrastrukturausfällen im Besonderen mitnichten nur eine passive Rolle als Empfänger von Hilfe spielt.[119] Dass die Bevölkerung als zentraler Akteur in den meisten Katastrophenschutzplänen jedoch komplett unterrepräsentiert ist resp. gar nicht erst vorkommt, veranlasst Lee Clarke dazu, diese als ‚fantasy documents' zu bezeichnen, die mit der Realität nichts gemein haben, sondern in ihrer Überbetonung technischer Mittel und Potentiale vor allem der prosaischen

118 Vgl. F. Lentzos/N. Rose: Die Unsicherheit regieren, S. 93; Filippa Lentzos/Nikolas Rose: „Governing Insecurity. Contingency Planning, Protection, Resilience", in: Economy and Society 38 (2009), S. 230-254; L. Clausen/W. R. Dombrowsky/R. L. Strangmeier: Deutsche Regelsysteme, S. 33.

119 Vgl. Brenda L. Murphy: Emergency Preparedness and the August 14th, 2003 Blackout. ICLR Research Paper Series – No. 40, Toronto 2004, *http://www.iclr.org/images/Emergency_Management_and_the_August_14th_2003_Blackout.pdf* vom 21.06.2011. Untersuchungen zu emergenten, aus Bürgern bestehenden Gruppen („emergent groups") in Katastrophen gehen zurück bis zum Anfang der 1970er Jahre. Vgl. Russel E. Dynes: Organized Behavior in Disaster, Lexington: Heath Lexington Books 1970. In der Folge wurde wiederholt auf die Notwendigkeit der Einbeziehung emergenter Gruppen in die Katastrophenplanung hingewiesen. Vgl. Robert A. Stallings/Enrico L Quarantelli: „Emergent Citizen Groups and Emergency Management", in: Public Administration Review (1985), S. 93-100; Joseph Scanlon: „Emergent Groups in Established Frameworks. Ottawa Carleton's Response to the 1998 Ice Disaster", in: Journal of Contingencies and Crisis Management 7 (1999), S. 30-37.

Bändigung des Katastrophalen dienen, aber nicht der realen Bewältigung.[120] Konzepte für die Einbindung der Bevölkerung in die Abwehr von Krisen und Katastrophen sucht man bis heute generell vergebens;[121] sie scheinen bei Neuplanungen für den Ausfall Kritischer Infrastrukturen auch nicht vorgesehen zu sein, obwohl gerade der Einbezug der Bevölkerung sich in Situationen verallgemeinerter Knappheit als „Sozialisationsfaktor für Prosozialität“[122] erweisen kann. Und selbst die Schutzkommission weist in ihrem jüngst erschienenem *Vierten Gefahrenbericht* daraufhin, dass die bislang nicht stattfindende „Einbeziehung der Bevölkerung in die Bewältigung von Folgen von Ausfällen Kritischer Infrastrukturen und die Mobilisierung von deren Selbsthilfefähigkeiten […] einen unverzichtbaren Bestandteil der Gesamtstrategie der Gefahrenabwehr und -bewältigung“[123] darstellen würde.

Neben dem Mangel an adäquaten Informationen und der nicht vorhandenen Einbindung stellen vor allem die sozioökonomischen Lebensumständen generell eine bedeutende Quelle von Vulnerabilität dar,[124] da die Selbstschutzorientierung generell negativ mit diesen korreliert. Bei Vorliegen eines niedrigen sozioökonomischen Status vermögen Informationen über bestehenden Risiken sowie Maßnahmen zu deren Reduktion die Selbstschutzorientierung nur in sehr begrenztem

---

120 Vgl. Lee Clarke: Mission Improbable. Using Fantasy Documents to Tame Disaster, Chicago: University of Chicago Press 1999.

121 Vgl. Ira Helsloot/Arnaut Ruitenberg: „Citizen Response to Disasters: A Survey of Literature and Some Practical Implications“, in: Journal of Contingencies and Crisis Management 12 (2004), S. 98-111; Erik auf der Heide: „Common Misconceptions about Disasters. Panic, the ‚Disaster Syndrome,‘ and Looting“, in: Margaret O’Leary (Hg.), The First 72 Hours. A Community Approach to Disaster Preparedness, Stroud: Tempus 2004, S. 337-377.

122 Lars Clausen/Wolf R. Dombrowsky: Die Einplanung spontaner Hilfen bei lokalen Katastrophen, Kiel: Katastrophenforschungsstelle 1981, S. 295.

123 Schutzkommission beim Bundesministerium des Innern: Vierter Gefahrenbericht (= Schriften der Schutzkommission, Band 4), Bonn 2011, S. 65.

124 Vgl. Susan L. Cutter: „Vulnerability to Environmental Hazards“, in: Progress in Human Geography 20 (1996), S. 529-539.

Maß zu steigern. Zudem mindern pessimistische Annahmen über den eigenen gesundheitlichen und sozialen Status die Erwartungen, die an Selbstschutzmaßnahmen geknüpft werden.[125] Im Allgemeinen gilt dies für die medizinische Versorgung,[126] im Besonderen aber auch für die Katastrophenvorsorge. Darüber hinaus begrenzen finanzielle Ressourcen die Möglichkeiten der Vorsorge: So sollte es mehr als nachdenklich stimmen, dass bspw. in der Befragung zum Stromausfall im Münsterland rund ein Viertel der Befragten angaben, sich eine private Lebens- und Bedarfsmittelbevorratung für Infrastrukturausfälle, aber auch andere Katastrophensituationen, nicht leisten zu können.[127]

SCHLUSS

Der Schutz Kritischer Infrastrukturen entsteht als Paradigma an den Grenzen der Versicherung und als Lösung von Problemen, die das Paradigma der Bevölkerungssicherheit nicht mehr zu lösen wusste. Hierin hat der Schutz Kritischer Infrastrukturen seine Notwendigkeit und seine Berechtigung. Allerdings ist die analytische Problemanalysefähigkeit und Reichweite des Schutzes Kritischer Infrastrukturen ebenfalls begrenzt und diese Schutzpolitik bietet keine Lösungen für andere Problemlagen. Eine Politik, die im Zuge neuer aufziehender Gefahren sämtliche oder zumindest einen Großteil ihrer Ressourcen darauf verwendet, diesen wirksam begegnen zu können, läuft gleichzeitig Gefahr, andere, mitunter ältere, aber nicht gelöste Probleme aus dem Blick zu verlieren. Der Schutz Kritischer Infrastrukturen hat in seiner

---

125 Vgl. Elaine Vaughan: „The Significance of Socioeconomic and Ethnic Diversity for the Risk Communication Process“, in: Risk Analysis 15 (1995), S. 169-180.

126 Vgl. Astrid B. Pesek: „Sozialmedizin. Armut bedroht die Gesundheit“, in: Deutsches Ärzteblatt (2002), S. 549-550.

127 Vgl. U. Menski/J. Gardemann: Auswirkungen des Ausfalls Kritischer Infrastrukturen auf den Ernährungssektor am Beispiel des Stromausfalls im Münsterland im Herbst 2005. Weitere Untersuchungen zeigen, dass die Vorsorge für Versorgungsausfälle als mit hohen Kosten verbunden angesehen wird. Vgl. H. G. Goersch: Empirische Untersuchung von Möglichkeiten der Förderung der Persönlichen Notfallvorsorge in Deutschland.

gegenwärtigen Ausprägung, und dies ist wohl in der innersten Grammatik angelegt, keine Antworten auf die Problematiken sozialer Vulnerabilität und komplexe gesamtgesellschaftliche Verursachungsvorgänge von Katastrophen, da diese Probleme überhaupt nicht als sicherheitsrelevante aufgeworfen werden. Die mit dem Schutz Kritischer Infrastrukturen verbundenen Maßnahmen sind auf sehr spezifische Problemlagen eingeschränkt, sie zum Inbegriff der Schutzpolitik zu machen, könnte sich – trotz vermeintlich umfassender Vorbereitung – als fatal erweisen. Unter dem Bedeutungswandel des „Lebensnotwendigen“ entsteht im Augenmerk der allumfassenden technischen Absicherung eines abstrakten infrastrukturellen Funktionszusammenhangs als blinder Fleck eine Kluft zwischen System-und Bevölkerungsschutz, da der Schutz bestimmter Formen des Lebens immer zugleich die Suspendierung anderer darstellt.[128] Im Sinne eines umfassenden Schutzes für alle Bürger und vor dem Hintergrund der Bereitstellung von Schutz als öffentlichem Gut, ist es unabkömmlich, auch die Bevölkerung mit ihren spezifischen Lebensbedingungen wieder stärker in den Fokus zu rücken, da ihre Anfälligkeit im engen Paradigma des Schutzes Kritischer Infrastrukturen kein politisches Problem darstellt.

LITERATUR

Amin, Massoud: „North American Electricity Infrastructure. System Security, Quality, Reliability, Availability, and Efficiency Challenges and their Societal Impacts“, in: National Science Foundation (Hg.), Continuing Crises in National Transmission Infrastructure. Impacts and Options for Modernization, o. O. 2004.

Anderson, Ben: „Preemption, Precaution, Preparedness: Anticipatory Action and Future Geographies“, in: Progress in Human Geography 34 (2010), S. 777-798.

Anderson, Ben/Adey, Peter: „Governing Events and Life: „‚Emergency‘ in UK Civil Contingencies“, in: Political Geography 31 (2012), S. 24-33.

Andrejevic, Mark: „Interactive (In)Security. The Participatory Promise of Ready.gov“, in: Cultural Studies 20 (2006), S. 441-458.

128 B. Anderson: Preemption, Precaution, Preparedness, S. 791.

auf der Heide, Erik: „Common Misconceptions about Disasters. Panic, the ‚Disaster Syndrome,' and Looting", in: Margaret O'Leary (Hg.), The First 72 Hours. A Community Approach to Disaster Preparedness, Stroud: Tempus 2004, S. 337-377.

Beck, Ulrich: „Risikogesellschaft und Vorsorgestaat – Zwischenbilanz einer Diskussion", in: François Ewald, Der Vorsorgestaat, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 535-558.

Birkmann, Jörn/Krings, Susanne: „Die Vulnerabilität kritischer Infrastrukturen gegenüber (möglichen) Auswirkungen des Klimawandels mit Schwerpunkt Energieversorgung", in: Notfallvorsorge (2008), S. 25-30.

Blumenberg, Hans: Die Genesis der kopernikanischen Welt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975.

Bourdieu, Pierre: „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital", in: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Schwartz 1983, S. 183-198.

Bühl, Walter L.: Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens, Tübingen: Mohr 1982.

Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe: BBK Jahresbericht: Bevölkerungsschutz hat viele Gesichter. *http://www.bbk.bund.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/BBK/DE/2011/PM_BBK_Jahresbericht_2010.html* vom 15.07.2012.

Bundesministerium des Innern: Zweiter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall 2001.

- Nationaler Plan zum Schutz der Informationsinfrastrukturen (NPSI), Berlin 2005, *http://www.bevoelkerungsschutz-portal.de/SharedDocs/Downloads/BVS/DE/Gefahren/Kritis/Nationaler_Plan_Schutz_Informationsinfrastrukturen.pdf_blob=publicationFile* vom 24.05.2011.
- Schutz Kritischer Infrastrukturen – Basisschutzkonzept. Empfehlungen für Unternehmen, Berlin 2005, *http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/131040/publicationFile/13132/Basisschutzkonzept_kritische_Infrastrukturen.pdf* vom 24.05.2011.
- Umsetzungsplan KRITIS des Nationalen Plans zum Schutz der Informationsinfrastrukturen, Berlin 2007: *http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2007/Kritis.pdf;jse*

ssionid=77F9977724BB851A839D430BFA1DA951.1_cidl165?_blob=publicationFile vom 24.05.2011.

- Schutz Kritischer Infrastrukturen – Risiko- und Krisenmanagement. Leitfaden für Unternehmen und Behörden, Berlin 2008, *http://www.asw-online.de/downloads/Leitfaden_Schutz_kritischer_Infrastrukturen.pdf* vom 24.05.2011.
- Nationale Strategie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen (KRITIS-Strategie), Berlin 2009, *http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/544770/publicationFile/27031/kritis.pdf* vom 24.05.2011.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.): Forschung für die zivile Sicherheit. Programm der Bundesregierung, Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung 2007.

Calhoun, Craig: „A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, in: The Canadian Review of Sociology and Anthropology 41 (2004), S. 373-395.

Charette, Robert: A 0.07-Second Power Problem at Toshiba Chip-Plant May Affect Digital Device Availability/Prices 2011, *http://spectrum.ieee.org/riskfactor/semiconductors/memory/a-007second-power-problem-at-toshiba-chipplant-may-affect-digital-device-availability-and-shortterm-higher-prices* vom 21.06.2011.

Clarke, Lee: Mission Improbable. Using Fantasy Documents to Tame Disaster, Chicago: University of Chicago Press 1999.

-: Worst Cases. Terror and Catastrophe in the Popular Imagination, Chicago: University of Chicago Press 2006.

Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R.: Die Einplanung spontaner Hilfen bei lokalen Katastrophen, Kiel: Katastrophenforschungsstelle 1981.

Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R./Strangmeier, Reinhard L.: Deutsche Regelsysteme. Vernetzungen und Integrationsdefizite bei der Erstellung des öffentlichen Gutes Zivil- und Katastrophenschutz in Europa (= Zivilschutz-Forschung, Neue Folge 18), Bonn 1995.

Collier, Stephen J.: „Enacting Catastrophe. Preparedness, Insurance, Budgetary Rationalization“, in: Economy and Society 37 (2008), S. 224-250.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew: „Distributed Preparedness. The Spatial Logic of Domestic Security in the United States“, in: Environment and Planning D: Society and Space 26 (2008), S. 7-28.

-: „The Vulnerability of Vital Systems. How ‚Critical Infrastructure' Became a Security Problem", in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian S. Kristensen (Hgg.), Securing ‚the Homeland'. Critical Infrastructure, Risk and (In)Security, New York: Routledge 2008, S. 17-39.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew/Rabinow, Paul: „Biosecurity. Towards an Anthropology of the Contemporary", in: Anthropology Today 20 (2004), S. 3-7.

Cooper, Christopher/Block, Robert: Disaster. Hurricane Katrina and the Failure of Homeland Security, New York: Times Books 2006.

Cutter, Susan L.: „Vulnerability to Environmental Hazards", in: Progress in Human Geography 20 (1996), S. 529-539.

Department of Homeland Security: National Preparedness Guidance. Homeland Security Presidential Directive 8: National Preparedness, o.O. 2005.

-: National Infrastructure Protection Plan. Partnering to Enhance Protection and Resiliency, o.O. 2009.

Derian, James D./Finkelstein, Jesse: „Critical Infrastructures and Network Pathologies. The Semiotics and Biopolitics of Heteropolarity", in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian S. Kristensen (Hgg.), Securing ‚the Homeland'. Critical Infrastructure, Risk and (In)Security, New York: Routledge 2008, S. 84-105.

Deutscher Bundestag: TA-Projekt: Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften – am Beispiel eines großräumigen und langandauernden Ausfalls der Stromversorgung. Bericht des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung (18. Ausschuss) gemäß § 56a der Geschäftsordnung Technikfolgenabschätzung (TA) 2011. *http://www.bundestag.de/bundestag/ausschuesse17/a18/anhoerungen/Stromausfall/ADrs_17-5672.pdf* vom 26.05.2011.

Dombrowsky, Wolf R.: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1989.

-: Impulsreferat Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe. Anhörung der Arbeitsgruppe Inneres der SPD-Bundestagsfraktion. SPD-Dokumente Nr.07/04. *http://www.spdfraktion.de/rs/rs_datei/0,,3981,00.pdf* vom 21.06. 2011.

-: „Extreme Belastungen – Katastrophen – Bewahrung der Menschlichkeit", in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Notfall- und KatastrophenPharmazie I. Bevölkerungsschutz und medizinische Notfallversorgung, Bonn 2009, S. 251-272.

-: „Resilience From a Sociological Viewpoint", in: Hans-Helmuth Gander et al. (Hg.): Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society, Baden-Baden: Nomos 2012, S. 281-289.

Drabek, Thomas E.: The Human Side of Disaster, Boca Raton: CRC Press 2010.

Dunn Cavelty, Myriam: „Like a Phoenix From the Ashes. The Reinvention of Critical Infrastructure Protection as Distributed Security", in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian S. Kristensen (Hg.), Securing ‚the Homeland'. Critical Infrastructure, Risk and (In)Security, New York: Routledge 2008, S. 40-62.

-: „Zusammenbruch kritischer Infrastrukturen und die Antizipation von TEOTWAWKI. Narrative Praktiken im Falle einer erzählten Superkatastrophe", in: Alexander Siedschlag (Hg.), Jahrbuch für Europäische Sicherheitspolitik 2009, Baden-Baden: Nomos 2009, S. 85-97.

Dynes, Russel E.: Organized Behavior in Disaster, Lexington: Heath Lexington Books 1970.

Ewald, François: Der Vorsorgestaat, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.

-: „Die Rückkehr des genius malignus. Entwurf zu eine Philosophie der Vorbeugung", in: Soziale Welt 49 (1998), S. 5-24.

Foelsche, Ulrich: „Regionale Entwicklung und Auswirkung extremer Wetterereignisse am Beispiel Österreich", in: Karl W. Steininger/Christian Steinreiber/Christoph Ritz (Hgg.), Extreme Wetterereignisse und ihre wirtschaftlichen Folgen. Anpassung, Auswege und politische Forderungen betroffener Wirtschaftsbranchen, Berlin: Springer 2005, S. 25-39.

Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.

Freudenburg, William R./Gramling, Robert/Laska, Shirley/Erikson, Kai T.: Catastrophe in the Making. The Engineering of Katrina and the Disasters of Tomorrow, Washington, DC: Island Press 2009.

Froggatt, Antony/Schneider, Mycle: „Energiestrategien für die Zukunft: Verhindert Atomkraft den nötigen Energiewechsel?“, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Mythos Atomkraft. Warum der nukleare Pfad ein Irrweg ist, Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung 2010, S. 11-63.

Galison, Peter: „War Against the Center“, in: Grey Room (2001), S. 5-33.

Geenen, Elke M.: Bevölkerungsverhalten und Möglichkeiten des Krisenmanagements und Katastrophenmanagements in multikulturellen Gesellschaften (= Forschung im Bevölkerungsschutz, Band 11), Bonn: Bundesamt für Zivilschutz 2010.

Glass, Winfried: „Selbstschutz der Bevölkerung: Eine große Aufgabe für die Ehrenamtlichen“, in: Notfallvorsorge (2008), S. 4-5.

Goersch, Henning G.: Empirische Untersuchung von Möglichkeiten der Förderung der Persönlichen Notfallvorsorge in Deutschland. Unveröffentlichte Dissertation, Karlsruhe 2010.

Graham, Stephen: „‚Homeland‘ Insecurities?: Katrina and the Politics of ‚Security‘ in Metropolitan America“, in: Space and Culture 9 (2006), S. 63-67.

-: „Disruption By Design. Urban Infrastructure and Political Violence“, in: ders. (Hg.), Disrupted Cities. When Infrastructure Fails, New York: Routledge 2010, S. 111-130.

-: „When Infrastructures Fail“, in: ders. (Hg.), Disrupted Cities. When Infrastructure Fails, New York: Routledge 2010, S. 1-26.

Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hgg.): An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

Helsloot, Ira/Ruitenberg, Arnaut: „Citizen Response to Disasters: A Survey of Literature and Some Practical Implications“, in: Journal of Contingencies and Crisis Management 12 (2004), S. 98-111.

Helsloot, Ira/Beerens, Ralf: „Citizens’ Response to a Large Electrical Power Outage in the Netherlands in 2007“, in: Journal of Contingencies and Crisis Management 17 (2009), S. 64-68.

Ink, Dwight: „An Analysis of the House Select Committee and White House Reports on Hurricane Katrina“, in: Public Administration Review 66 (2006), S. 800-807.

International Energy Agency: Learning from the Blackouts. Transmission System Security in Competitive Electricity Markets, Paris: OECD/IEA 2005.

Jäger, Wieland: Katastrophe und Gesellschaft. Grundlegungen und Kritik von Modellen der Katastrophensoziologie, Darmstadt: Luchterhand 1977.

Kaufmann, Stefan: „Zivile Sicherheit. Vom Aufstieg eines Topos“, in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 101-123.

Klinenberg, Eric: Heat Wave. A Social Autopsy of Disaster in Chicago, Chicago: University of Chicago Press 2003.

Kommission der Europäischen Gemeinschaften: Grünbuch über ein Europäisches Programm für den Schutz Kritischer Infrastrukturen, Brüssel 2005. *http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/site/de/com/2005/com2005_0576de01.pdf* vom 21.06.2011.

Lakoff, Andrew: „Techniques of Preparedness“, in: Torin Monahan (Hg.), Surveillance and Security. Technological Politics and Power in Everyday Life, New York: Routledge 2006.

-: „From Population to Vital System. National Security and the Changing Object of Public Health“, in: ARC Working Paper (2007).

-: „Preparing for the Next Emergency“, in: Public Culture 19 (2007), S. 247-271.

-: „The Generic Biothreat, Or, How We Became Unprepared“, in: Cultural Anthropology 23 (2008), S. 399-428.

-: „Introduction“, in: Andrew Lakoff (Hg.), Disaster and the Politics of Intervention, New York: Columbia University Press 2010, S. 1-13.

Lakoff, Andrew/Collier, Stephen J.: „Infrastructure and Event. The Political Technology of Preparedness“, in: Bruce Braun/Sarah J. Whatmore (Hgg.), Political Matter. Technoscience, Democracy, and Public Life, Minneapolis: University of Minnesota Press 2010, S. 243-266.

Lentzos, Filippa/Rose, Nikolas: „Die Unsicherheit regieren. Biologische Bedrohungen, Notfallplanung, Schutz und Resilienz in Europa“, in: Patricia Purtschert/Katrin Meyer/Yves Winter (Hgg.),

Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault, Bielefeld: Transcript 2008, S. 75-101.

-: „Governing Insecurity. Contingency Planning, Protection, Resilience", in: Economy and Society 38 (2009), S. 230-254.

Leslie, Jacques: „Powerless. What Happens at 00:00:01 on January 1? Try Deadly, Black, and Very, Very Cold", in: Wired 7 (1999).

Lewis, Ted G.: Critical Infrastructure Protection in Homeland Security. Defending a Networked Nation, Hoboken: Wiley 2006.

Lorenz, Daniel F.: Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung, Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit 2010.

Martin, Lauren/Simon, Stephanie: „A Formula for Disaster: The Department of Homeland Security's Virtual Ontology", in: Space and Polity 12 (2008), S. 281-296.

Massumi, Brian: „National Enterprise Emergency. Steps Toward an Ecology of Powers", in: Theory, Culture & Society 26 (2009), S. 153-185.

Menski, Ute/Gardemann, Joachim: Auswirkungen des Ausfalls Kritischer Infrastrukturen auf den Ernährungssektor am Beispiel des Stromausfalls im Münsterland im Herbst 2005. Empirische Untersuchung im Auftrag der Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE), Stuttgart 2009. *https://www.fh-muenster.de/humanitaere-hilfe/downloads/Auswirkungen_des_Stromausfalls_05_im_Muensterland.pdf* vom 21.06.2011.

Metzger, Jan: „Das Konzept „Schutz kritischer Infrastrukturen" hinterfragt", in: Bulletin zur schweizerischen Sicherheitspolitik 11 (2004), S. 73-88.

Murphy, Brenda L.: Emergency Preparedness and the August 14th, 2003 Blackout. ICLR Research Paper Series – No. 40, Toronto 2004. *http://www.iclr.org/images/Emergency_Management_and_the_ August_14th_2003_Blackout.pdf* vom 21.06.2011.

National Security Resources Board: United States Civil Defense, Washington, D.C 1950.

Neocleous, Mark: Critique of Security, London: Routledge 2008.

Opitz, Sven/Tellmann, Ute: „Katastrophale Szenarien. Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie", in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 27-52.

Pesek, Astrid B.: „Sozialmedizin. Armut bedroht die Gesundheit“, in: Deutsches Ärzteblatt (2002), S. 549-550.

Redlener, Irwin/Lakoff, Andrew: „Are We Prepared For the Next Disaster?“, in: Contexts (2007), S. 10-12.

Reichenbach, Gerold/Göbel, Ralf/Wolff, Hartfrid/Stokar Neuforn, Silke von: Risiken und Herausforderungen für die öffentliche Sicherheit in Deutschland. Szenarien und Leitfragen, Berlin 2008. *http://www.zukunftsforum-oeffentliche-sicherheit.de/downloads/Gruenbuch_Zukunftsforum.pdf* vom 21.06.2011.

Roberts, Patrick S.: „Private Choices, Public Harms. The Evolution of National Disaster Organizations in the United States“, in: Andrew Lakoff (Hg.), Disaster and the Politics of Intervention, New York: Columbia University Press 2010, S. 42-71.

Scanlon, Joseph: „Emergent Groups in Established Frameworks. Ottawa Carleton's Response to the 1998 Ice Disaster“, in: Journal of Contingencies and Crisis Management 7 (1999), S. 30-37.

Schutzkommission beim Bundesministerium des Innern: Dritter Gefahrenbericht der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bericht über mögliche Gefahren für die Bevölkerung bei Großkatastrophen und im Verteidigungsfall (= Zivilschutz-Forschung, Neue Folge 59), Bonn: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe 2006.

-: Vierter Gefahrenbericht (= Schriften der Schutzkommission, Band 4), Bonn 2011.

Stallings, Robert A./Quarantelli, Enrico L.: „Emergent Citizen Groups and Emergency Management“, in: Public Administration Review (1985), S. 93-100.

Star, Susan L.: „The Ethnography of Infrastructure“, in: American Behavioral Scientist 3 (1999), S. 377-391.

Star, Susan L./Ruhleder, Karen: „Steps Toward an Ecology of Infrastructure. Design and Access for Large Information Spaces“, in: Information Systems Research 7 (1996), S. 111-134.

The Homeland Security Council: Planning Scenarios. Executive Summaries, o.O. 2004.

Tierney, Kathleen J.: „The Social and Community Contexts of Disaster“, in: Richard Gist/Bernard Lubin (Hgg.), Psychosocial Aspects of Disaster, New York: John Wiley and Sons 1989, S. 11-39.

Vaughan, Elaine: „The Significance of Socioeconomic and Ethnic Diversity for the Risk Communication Process“, in: Risk Analysis 15 (1995), S. 169-180.

Voss, Martin: „The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research“, in: Behemoth. A Journal on Civilisation 1 (2008), S. 39-56.

Waldmann, Peter: Terrorismus. Provokation der Macht, München: Gerling Akademie Verlag 2001.

Walker, Jesse: „Nightmare in New Orleans: Do Disasters Destroy Social Cooperation?“, in: Reason Online vom 07.09.2005, *http://reason.com/archives/2005/09/07/nightmare-in-new-orleans* vom 09.06.2011.

Wisner, Ben/Blaikie, Piers/Cannon, Terry/Davis, Ian: At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability and Disasters, London: Routledge 2006.

Woolsey, R. J./Kuppermann, Robert H./Seitz, Frederick: America's Hidden Vulnerabilities. Crisis Management in a Society of Networks, Washington, D.C. 1984.

Zebrowki, Christopher: „Governing the Network Society: A Biopolitical Critique of Resilience“, in: Political Perspectives 3 (2009).

Revolution, Krieg und Katastrophe

Ein Diskurs über Domestizierung und Enthegung

HERFRIED MÜNKLER

KATASTROPHE – EIN BEGRIFF MIT SCHWANKENDER BEDEUTUNG

Der Katastrophenbegriff wird heute zumeist recht gedankenlos gebraucht. Einerseits dient er der Legitimierung von Nothilfemaßnahmen, die den Rahmen der normalen administrativen Strukturen sprengen, und zugleich ist er ein wichtiger Bestandteil von Versicherungskalkulationen. Andererseits gibt es den Begriff der Katastrophe aber auch in kleiner Münze – bis hin zu der Situation, dass einem ein Unglück passiert und man dies in einer Mischung aus Erschrecken und Zuversicht, mit den Folgen schnell fertig zu werden, als Katastrophe bezeichnet. Die Dramatisierung kleiner Missgeschicke ist zur Strategie ihrer Bewältigung geworden. In einem Land, das seit mehr als einem halben Jahrhundert von wirklich großen Katastrophen verschont geblieben ist, ist der Katastrophenbegriff in die Alltagssprache eingewandert und bezeichnet das, was man früher leichthin Malheur genannt hat. Dieser Veralltäglichung des Katastrophalen steht freilich die Furcht vor der großen Katastrophe gegenüber, deren Ausmaße sämtliche Versicherungskalkulationen über den Haufen werfen, Kalkulationen, mit denen es ansonsten gelungen ist, die Katastrophe zu domestizieren. So oszilliert die Katastrophe zwischen dem Malheur, das kein Schreiben an die Versicherung lohnt, und dem GAU eines Atomreaktors, der alle Versicherungen sprengt.

Es lässt sich also eine ganze Spanne der Begriffsverwendungen konstatieren, die vom spurlos bleibenden kleinen Unglück über die Markierung von in die Geschichte eingreifenden Ereignissen bis zum

Ende der menschlichen Geschichte in einer großen Katastrophe reichen. Aber keine dieser Begriffsverwendungen läuft auf einen Neustart des Weltlaufs[1] hinaus, wofür der Begriff der Katastrophe in seiner ursprünglichen Bedeutung eigentlich steht. Das gilt selbst dann, wenn wir von den Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima sprechen. Es hat sich im Gefolge dieser Katastrophen zwar einiges in der politischen und mentalen Einstellung zu riskanten Technologien geändert, aber der Katastrophenbegriff hat nicht die Bedeutung eines radikalen Neuanfangs infolge furchtbarer Zerstörungen oder gar eines Endes der Geschichte angenommen, als was er in mythischen und religiösen Zusammenhängen einmal gedacht worden ist. Die Dramatik des Katastrophenbegriffs zwischen Heil und Unheil hat sich zuletzt in der Auseinandersetzung mit den beiden großen Kriegen des 20. Jahrhunderts gezeigt, und deshalb soll der Katastrophenbegriff hier im Zusammenhang mit diesen Kriegen rekonstruiert werden. An diesen Kriegen lässt sich nämlich vergegenwärtigen, wie Katastrophe noch zu denken ist, als was sie jenseits von Eintrittswahrscheinlichkeit und Schadenshöhe begriffen werden kann und wie sie in Europa vor zwei, drei Generationen wahrgenommen worden ist. Nach diesen dramatischen Katastrophenerfahrungen und den in sie eingebetteten Formen der Sinnstiftung ist der Begriff zu einer operativen Größe der Versicherungsmathematiker und der nationalen wie internationalen Hilfsorganisationen geworden. Die Katastrophe ist durch die Berechnung von Eintrittswahrscheinlichkeit und Schadenhöhe säkularisiert und entdramatisiert worden. Nur was sich dieser Berechenbarkeit entzieht, steht noch für jenen Schrecken, dem man einst nur mit mythischen und religiösen Vorstellungen beizukommen glaubte.

In der europäischen Ideengeschichte lässt sich der Begriff der Katastrophe immer wieder auffinden. Dabei sind auch militärische Ereignisse als katastrophisch bzw. in ihrem Ausgang katastrophal qualifiziert worden. So wird der Erste Weltkrieg in der berühmten Formulierung George F. Kennans als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts" bezeichnet.[2] Alles, was im 20. Jahrhundert an weiteren kata-

1 Vgl. Karsten Fischer (Hg.): Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitenwende, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999.

2 Im Original: „The great seminal catastrophe in this century"; deutsche Fassung in George F. Kennan: Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875-1890, Frankfurt

strophalen Entwicklungen eingetreten ist, ist danach auf diesen Anfang zurückzuführen. Der Historiker Gerd Koenen hat darum vorgeschlagen, Kennans Begriff „seminal catastrophe" mit „Gründungskatastrophe" des 20. Jahrhunderts zu übersetzen, denn abgesehen davon, dass dieser Krieg die Welt des 19. Jahrhunderts in einer gewaltigen Vernichtungsorgie hat untergehen lassen, habe er selbst auch als eine „Art Weltrevolution" gewirkt und sei „der Inkubator aller modernen ‚totalitären' Bewegungen" gewesen.[3] Die Schrecken des 20. Jahrhunderts, von den Kriegen bis zu den Lagern, sind danach allesamt Folgen dieser einen großen Katastrophe am Jahrhundertbeginn, die durch eine Mischung aus Unachtsamkeit und Leichtfertigkeit der Politiker, die mit Risikostrategien „gespielt" haben, verursacht worden ist.

Auch für die Herstellung geschichtlicher Ordnungen ist der Katastrophenbegriff von besonderer Relevanz, wobei seine Verwendung immer auch bestimmte politische Implikationen enthält. Katastrophen verweisen im Allgemeinen auf Vorgänge, die hinsichtlich ihres Ausgangs und ihrer Folgen nicht intendiert worden sind. Wo von einer Katastrophe die Rede ist, soll gesagt werden, dass das, was passiert ist, nicht gewollt wurde. Die Katastrophe bezeichnet das, was gegen die Absichten und Vorstellungen der Akteure eingetreten ist. Indem der Ausbruch des Ersten Weltkriegs als ein katastrophisches Ereignis apostrophiert wird, hat der Begriff eine politisch exkulpative Funktion. Das beginnt mit der Vorstellung einer sich kumulativ verstärkenden Entwicklung, die plötzlich nicht mehr beherrschbar war, und endet in

---

a. M./Berlin/Wien: Propyläen 1981, S. 12. Die Formel Kennans hat in der deutschen Historiographie große Verbreitung gefunden, vgl. u.a. Ernst Schulin: „Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts"; in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, München/Zürich: Piper 1994, S. 3-27; mit etwas anderem Akzent Wolfgang J. Mommsen: Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918, Stuttgart: Klett-Cotta 2002 (= Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 17). In diesen Kontext gehört auch Friedrich Meinecke: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden: Brockhaus 1946. Eine grundlegend kritische Reflexion auf die Bezeichnung des Ersten Weltkriegs als „Urkatastrophe" findet sich bei Michael Salewski: Der Erste Weltkrieg, Paderborn u.a.: Schöningh 2003, S. 1-4.

3 Gerd Koenen: Was war der Kommunismus? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010, S. 22.

der Apostrophierung des Krieges als *Armageddon*, also der Vorstellung von einer letzten großen, heilsgeschichtlich aufgeladenen Entscheidungsschlacht, mit der dann auch das Weltende eintritt bzw. eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnt. Das Paradoxe des mitunter expressionistischen Pathos im Katastrophenbegriff besteht darin, dass die Kriegseuphorie der frühen Augusttage des Jahres 1914 *vor* der Erfahrung der großen Schlachten und der Schlachtfelder aufgelodert ist. Die Katastrophe, die im August 1914 erwartet und gefeiert wurde, nämlich die große Sinnstiftung durch eine gesellschaftsverändernde Umkehr, war etwas gänzlich anderes als das, was ab Herbst 1914, nach dem Scheitern des „Wettlaufs zum Meer“,[4] tatsächlich eingetreten ist. Die Erwartung des Heils, die Überwindung einer materialistisch gewordenen Welt und die Rückkehr zu einer idealistischen Wertorientierung, schließlich die Ablösung der im 19. Jahrhundert entstandenen Gesellschaft durch eine erneuerte Gemeinschaft – all das wurde vom Krieg erwartet, der zunächst ganz als Katastrophe im Sinne einer Umkehr und eines Neuanfangs begriffen und gefeiert wurde.[5]

---

4 Beim „Wettlauf zum Meer“ handelt es sich um den Versuch der deutschen Militärführung, nach dem Scheitern des Schlieffenplans in der Marneschlacht doch noch eine schnelle Entscheidung im Westen herbeizuführen, indem man die Kanalhäfen besetzte und so die *British Expedition Forces* von ihren Versorgungsbasen abschnitt (dazu David Stevenson: 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006, S. 101ff.). Strategisch war das Vorhaben wenig überzeugend, und taktisch scheiterte es am Übergewicht der Defensive gegenüber der Offensive, das den weiteren Kriegsverlauf im Westen bestimmen sollte. Symbol dieses Scheiterns ist die militärische Katastrophe der Schlacht von Langemarck, die deutscherseits dann zum Heldenmythos stilisiert wurde.

5 Das „Augusterlebnis“ blieb nicht auf Deutschland beschränkt, sondern hat in ähnlicher Form auch in Wien, St. Petersburg, Paris und London stattgefunden; aber vor allem in Deutschland wurde es als politisch-spirituelle Selbstreinigung, eben als Katastrophe im ursprünglichen Sinn und als rituelle Inthronisation der „Ideen von 1914“ gefeiert; dazu Hermann Lübbe: „Die philosophischen Ideen von 1914“, in: ders., Politische Philosophie in Deutschland, München: dtv 1974, S. 171-235, sowie Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg, Berlin: Alexander Fest 2000, und Jeffrey Verhey:

DER KATASTROPHENBEGRIFF DER GRIECHISCHEN PHILOSOPHIE UND HANNAH ARENDTS REVOLUTIONSVORSTELLUNG

Um die Bedeutung des Katastrophenbegriffs als Bezeichnung für die Ligaturen, Interpunktionen und Zäsuren der Geschichte zu reflektieren, ist es angezeigt, zunächst auf die Prägung des Begriffs in der griechischen Philosophie zurückzugehen. Für Platon, Aristoteles sowie die mittlere Stoa waren Katastrophen Umschwünge, Umschläge in der Geschichte, nach denen im Prinzip nichts mehr von dem galt, was vorher Gültigkeit gehabt hatte. Wird der Begriff in dem Sinne verwendet, wie er von den beiden großen Philosophen geprägt worden ist, also als Markierung historischer Zäsuren, die mehr sind als bloß prägende Ereignisse im Leben von zwei bis drei Generationen, sondern die für das definitive Ende des Aufbauwerks vieler Generationen stehen und obendrein nicht bloß die Menschen-, sondern auch die Naturgeschichte betreffen, dann ist die Verwendung des Katastrophenbegriffs in Verbindung mit dem Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkrieges naheliegend. Es handelt sich bei Platons und Aristoteles' Katastrophentheorie um eine Art Kulturzerstörungs- und Kulturentstehungstheorie, in der die grundlegenden Wendungen und Kehren der menschlichen Geschichte erfasst werden sollen. Der Begriff der Katastrophe bezeichnet hier Ereignisse und Entwicklungen, die in dem Sinne irreversibel sind, dass die Zäsur durch keinerlei menschliche Aufbauleistung wieder rückgängig gemacht werden kann. Um die Fallhöhe des Begriffs auszumessen, muss zunächst diese platonisch-aristotelische Vorstellung erläutert werden.

Im *Timaios* und in den *Nomoi* geht Platon der Frage nach, ob die Geschichte linear oder in Zyklen verlaufe, und dabei berichtet er, Solon habe von ägyptischen Priestern erfahren, es habe in lange zurückliegender Zeit eine gewaltige Katastrophe gegeben, in der die Zivilisation, die vor der jetzigen bestanden habe, in einem großen Erdbeben untergegangen sei. Diese vorherige Welt wird von Platon mit der Insel Atlantis in Verbindung gebracht,[6] und die Katastrophe wird als eine

Der ‚Geist von 1914' und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg: Hamburger Edition 2000.

6 Der Mythos von dem in einer großen Naturkatastrophe untergegangenen Atlantis ist zum „Sammler" vieler ähnlicher Katastrophenerzählungen

Abfolge von Erdbeben und Vulkanausbrüchen beschrieben. Sie lässt sich aber auch mit jener großen Überschwemmung verbinden, die ca. 1000 v. Chr. tatsächlich stattgefunden haben soll und auf die sich die biblische Erzählung von der Sintflut bezieht. Die im Vergleich mit anderen besonders fortgeschrittene atlantische Zivilisation sei dabei völlig zerstört worden, und man habe wieder ganz von vorne anfangen müssen.[7] Alle Möglichkeiten zur Führung eines guten Lebens, *eu zēn*, waren dahin, so die Verallgemeinerung Platons. Durch Naturkatastrophen dieser Art wurde die Menschheit immer wieder auf die pure Daseinsfristung, das nackte Überleben zurückgeworfen, um sich von dieser Basis aus dann wieder langsam emporzuarbeiten. Auch die kollektive Erinnerung wurde in der großen Katastrophe ausgelöscht. Alles, was zuvor an Philosophie und Technik, an Fähigkeiten der Naturbeherrschung und der kulturellen Behauptung gegenüber dem Göttlichen das Leben leichter und schöner gemacht hatte, hat die Katastrophe nur in reflexiv verdünnter Form, nämlich als Mythos, überlebt. Der Mythos ist danach die Erinnerung an die Welt vor der Katastrophe, und Aristoteles fügt hinzu, die Sprichwörter und Redewendungen, diese festgefrorenen Formeln, mit deren Hilfe sich die Menschen in der Welt orientierten, seien die Überbleibsel einer untergegangenen Kultur. Auch wenn dies empirisch kaum haltbar ist, so handelt es sich doch um schöne Reflexionen auf tiefe geschichtliche Brüche und die hauchdünnen Fäden, durch welche die Gegenwart mit der Zeit vor der Katastrophe verbunden ist.

Bei Platon und Aristoteles kommt der Katastrophe also eine doppelte Funktion zu: Sie beendet die Geschichte einer Zivilisation und zwingt die Überlebenden zum Neuanfang, und zwar zu einem Neuanfang von Grund auf. Die deutsch-amerikanische Politiktheoretikerin Hannah Arendt hat die Perspektive des Neuanfangs als Chance, die

---

geworden; in ihnen sind Erdbeben und Sturmfluten, Vulkanausbrüche und Überschwemmungen die Ursache für den Untergang blühender Kulturen; zum Atlantismythos vgl. Martin Freska: Das verlorene Atlantis, Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997, sowie Pierre Vidal-Naquet: Athen, Sparta, Atlantis. Die griechische Demokratie von außen gesehen, München: Fink 1993, S. 61-94.

7 Zu Platons Vorstellung von Naturkatastrophen als Unterbrechungen der geschichtlichen Entwicklung vgl. Konrad Gaiser: Platon und die Geschichte, Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1961, S. 13-20.

Vergangenheit hinter sich zu lassen und neu zu beginnen, auf die Revolution als eine grundlegende Wendung der Geschichte zurückgeführt.[8] Auch die Revolution ist ja eine Umwendung, wenn auch nicht so schroff und hart wie die Katastrophe. Sie ist gleichsam die politisch verfügbar gewordene Katastrophe. Arendt hat damit die platonisch-aristotelische Theorie der Katastrophe in eine Revolutionstheorie aufgelöst bzw. die Katastrophe in Gestalt der Revolution domestiziert. Ausdrücklich geht es für sie nicht darum, die Katastrophe und ihre Folgen zu minimieren, sondern die Chance des Neuanfangs in der Revolution politisch handhabbar zu machen. Die Chance des Neuanfangs ist für Arendt nämlich ein besonderes Merkmal des Menschen, durch das sich das Menschengeschlecht von allen anderen Lebewesen unterscheidet. In der Sicht Platons und Aristoteles' ist dieser Neuanfang das erzwungene Ergebnis von Naturkatastrophen, die Mensch und Tier gleichermaßen betreffen. Diese Vorstellung scheint, wie die Beschreibung der Sintflut und der Arche Noah zeigt, im orientalischen Kulturkreis vorherrschend gewesen zu sein, und von hier aus hat sie sich bis nach Griechenland ausgebreitet. Die Revolutionsvorstellung Hannah Arendts bringt gegenüber den Katastrophenvorstellungen des alten Orients eine Form politischer Selbstermächtigung zum Ausdruck: Was dort Wirken des Schicksals, der Natur oder eines Gottes war, wird bei ihr zu einer frei getroffenen Wahl von Menschen bzw. politischen Gemeinschaften. Man könnte auch sagen, Hannah Arendt schließe an das Aufklärungsprojekt an, das die griechische Klassik gegenüber den mythischen Vorstellungen des Orients darstellt, indem sie die von den Griechen übernommene Katastrophenvorstellung durch eine Theorie der Revolution ersetzt: In Gestalt der Revolution wird die Katastrophe der menschlichen Verfügung unterstellt.

Doch zurück zu Platon und Aristoteles. Der Vorstellung, dass die durch Katastrophen voneinander getrennten Zivilisationsabschnitte identisch seien, sich also bloß das wiederhole, was vor der Katastrophe schon einmal stattgefunden habe - diese eher stoische Idee von den großen Kreisläufen der Geschichte machen sich die beiden ausdrücklich nicht zu eigen. Es gibt für sie vielmehr ganz spezifische Formen der kulturellen Entwicklung, und der Rückblick auf das, was Atlantis einmal gewesen ist, zeigt, dass die Geschichte nunmehr eine wesentlich andere Entwicklung eingeschlagen hat als vor der Katastrophe.

8 Hannah Arendt: Über die Revolution, München: Piper 1974, Kap. 4 u. 5.

Katastrophen markieren in der Vorstellungswelt von Platon und Aristoteles also durchaus die Möglichkeit eines Ausbruchs aus der Zirkularität der Geschichte, aber dieser Ausbruch befindet sich nicht in der politischen Verfügung der Menschen. Katastrophen bezeichnen bei Platon und Aristoteles somit die Grenzen dessen, was der Althistoriker Christian Meier das „Könnens-Bewusstsein" der Griechen genannt hat.[9] Sie stehen für die große Restsumme des Unverfügbaren.

Zivilisationen entwickeln sich, erreichen ihren Höhepunkt, verharren dort und gehen nach einiger Zeit zugrunde bzw. werden in einer Katastrophe vernichtet. Was dann wieder von vorn beginnt, wird durch eine Fülle von Faktoren bestimmt, über deren Kombination die Menschen entscheiden, und dabei spielen so viele Kontingenzen herein, dass die neue Zivilisation unmöglich zur puren Wiederholung der alten wird. An den alten Kulturen kann man sich jedoch, so eher die Vorstellung Platons als die des Aristoteles', durchaus orientieren und aus ihnen lernen. Dafür steht der Mythos von Atlantis. Der Untergang von Atlantis ist nicht von Innen heraus eingetreten, er war nicht eine Folge menschlicher Entscheidungen, als die man Kriege oder Aufstände begreifen kann, sondern die Folge einer Naturkatastrophe. Diese Katastrophe unterbrach den eigentlich zu erwartenden Zivilisationszyklus. Es wird zwar berichtet, ein athenisches Heer sei auf Atlantis gelandet, um dort gegen die Atlantiker zu kämpfen, aber der Untergang von Atlantis ist nicht auf die Kriegshandlungen der Athener, sondern auf ein gewaltiges Erdbeben zurückzuführen, dem auch das athenische Heeresaufgebot zum Opfer fiel.[10] So ist Ur-Athen in den Untergang von Atlantis verwickelt worden. Im Unterschied zu Platon und Aristoteles haben die stoischen Philosophen ein größeres Gewicht auf die Gleichförmigkeit der durch Katastrophen voneinander getrennten Zivilisationszyklen gelegt. Bei ihnen dominiert die Vorstellung einer großen kosmischen Ordnung, während Platon und Aristoteles mit der Katastrophe schließlich doch begrenzte Freiheitsspielräume der Menschen verbunden haben. Diese sind gleichsam die kleine Entschädigung für das Furchtbare der Katastrophe.

---

9 Christian Meier: Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 435ff.

10 Platon: Timaios, 3. Buch. Im Dialog *Timaios* hat Platon seine Naturphilosophie entwickelt.

DIE JÜDISCHE ALTERNATIVE: KATASTROPHE ALS STRAFE

Es handelt es sich bei den Katastrophen, wie sie von den Griechen gedacht wurden, also um Umwälzungen der Natur, die von Zeit zu Zeit, in Gestalt von Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Eiszeiten und gewaltigen Überschwemmungen, Sintfluten im biblischen Sinn, stattfinden, Katastrophen also, die durch den Menschen nicht beeinflussbar und schon gar nicht beherrschbar sind. Dies ist, bei allen Ähnlichkeiten, der zentrale Unterschied zwischen der griechischen und der alttestamentarischen Auffassung der Katastrophe: Bei letzterer nämlich wird von einer Schuld der Menschen an der Katastrophe erzählt. Die Katastrophe ist in eine Erzählung eingebettet, mit der das durch die Katastrophe infrage gestellte Vertrauen der Menschen in die Natur bzw. zu Gott wieder hergestellt werden soll.[11] Das katastrophische Ereignis ist das Ergebnis menschlicher Schuld, die mit der Vertreibung aus dem Paradies, dem Zorn Gottes in Gestalt der großen Sintflut, die nur Noah und die Seinen überlebten, oder dem Untergang von Sodom und Gomorrha bezahlt werden musste. Es sind dies Erzählungen, die an im Vorderen Orient zirkulierende Vorstellungen anknüpfen, in denen das katastrophische Ereignis auf menschliches Verhalten und Handeln zurückgeführt wurde. Es hätte nicht zur Katastrophe kommen müssen, wenn Sodom nicht der Sodomie gefrönt hätte oder die Menschen vor der Sintflut nicht Gottes Gebote übertreten hätten. Dementsprechend unterscheiden sich bei Griechen und Juden auch die Propheten, die vor den bevorstehenden Katastrophen warnen: die alttestamentarischen Propheten rufen unter Vorhersage des Untergangs zur Umkehr auf, und wo die Umkehr der Menschen erfolgt, kommt es immer wieder vor, dass der Umsturz der Natur, die Katastrophe ausbleibt: Gott erbarmt sich der eigentlich zum Untergang ausersehenen Kreatur. Bei den Griechen hingegen bewirken die Vorhersagen der Propheten nichts; sie sind bloß Antizipationen dessen, was mit unabwendbarer

11 Das ist nach Hans Blumenberg die zentrale Aufgabe des Mythos: Eine human unverfügbare Welt, in der vor allem Naturkatastrophen Einbrüche der Unverfügbarkeit sind, wieder vertrauenswürdig zu machen; vgl. Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.

Zwangsläufigkeit eintreten wird.[12] Die Menschen, aber auch die Götter, können an dem vorgezeichneten Geschehen nichts ändern. Die Katastrophen sind ihrem Zugriff entzogen. Dagegen ist der allmächtige Gott der Juden auch Herr der Katastrophen; diese erfolgen nicht nach Naturnotwendigkeit, sondern sind Reaktionen Gottes auf das Verhalten der Menschen. Und die wiederum können durch Reue und Umkehr auf dem Eintritt der Katastrophe Einfluss nehmen.

Dieser fundamentale Unterschied markiert zwei epistemische Ordnungen im Umgang mit dem Katastrophalen. In einem Fall sind die Menschen Objekte des Naturgeschehens. Aristoteles sagt, ab und zu habe die Sonne eine größere Umlaufbahn um die Erde; dann seien auch die Winter härter und länger. Das ist eine physikalische Erklärung für Eiszeiten, durch die Kulturen zerstört werden. Wir können an solchen Katastrophen nichts ändern. Sie kommen über uns als ein unabwendbares Schicksal, das wir hinnehmen müssen. Der Versuch, seinem Schicksal zu entkommen, führt nur in die „ödipale Falle": Indem Ödipus dem ihm geweissagten Schicksal, den Vater zu töten und mit der Mutter Kinder zu zeugen, entgehen will, gerät er um so zwangsläufiger in dessen Fänge. Es gibt kein Entkommen. Im Unterschied dazu wird im jüdischen und später auch im christlichen Zusammenhang menschliches Verhalten als die Ursache der Katastrophe herausgestellt – und gerade hierdurch wird die Katastrophe wieder eingehegt. Die Katastrophe ist nicht Schicksal, sondern Strafe, die von Gott in Anbetracht der menschlichen Sünde verhängt worden ist: von der Sintflut über den Turmbau zu Babel bis Sodom und Gomorrha. Der Preis für das so wieder gewonnene Vertrauen in die Verlässlichkeit der Welt ist freilich die bedingungslose Unterwerfung der Menschen unter den Willen Gottes bzw. der Propheten als seiner Sprachrohre. Der dem Menschen zugestandene Einfluss auf die Katastrophe mündet nicht in eine Steigerung menschlichen Selbstbewusstseins, sondern in Demut und Bescheidenheit. Die Bußfertigkeit der Menschen ist hier der Schlüssel zur Hegung der Katastrophe.

Im Unterschied dazu geht Aristoteles von der Unausweichlichkeit des Katastrophalen aus. Er gibt sich große Mühe, dessen Absolutheit zu demonstrieren, etwa wenn er davon spricht, dass Feuerkatastrophen die Berge bewohnenden Völker und große Wassermassen die in den

---

12 Hierzu Jürgen Ebach: Kassandra und Jona. Gegen die Macht des Schicksals, Frankfurt a. M.: Athenäum 1987.

Tälern wohnenden Menschen vernichten. Es gibt kein Entkommen, nirgendwo ist man vor Katastrophen sicher. Bestehen damit weder Fluchtmöglichkeiten noch erfolgversprechende Chancen des Gegenhandelns, um sich vor Katastrophen oder deren Folgen zu schützen, so gibt es – zynisch formuliert – doch immerhin eine gewisse Verteilungsgerechtigkeit des Katastrophalen: Wo auch immer man sich befindet, man ist nirgendwo vor der Katastrophe sicher. Andernfalls müsste man erwarten, dass ein lernfähiges Menschengeschlecht entweder nur noch in den Tälern siedeln oder aber sich auf die Berge zurückziehen würde. Von den Griechen wird die Katastrophe begriffen als das, was die menschliche Lernfähigkeit übersteigt und durch sie weder gehegt noch domestiziert werden kann. Es gibt auch bei kluger Lebensführung, gegebenenfalls sogar dem Verzicht auf Annehmlichkeiten und Wohlstand, keine grundsätzliche Möglichkeit, dem Katastrophischen zu entkommen. Aber man kann das Glück haben, in einer Zeit „zwischen den Katastrophen" zu leben.

An dieser Stelle lohnt sich ein vergleichender Blick auf die ganz anders geartete Thematisierung von Zufall und Katastrophe in Machiavellis *Principe*, wo es unter der Überschrift „Was Fortuna in den Dingen dieser Welt vermag und wie man ihr begegnen soll" heißt: „Ich vergleiche sie [Fortuna] mit einem reißenden Strom, der bei Hochwasser das Land überschwemmt, Bäume und Häuser niederreißt, hier Land fortträgt und dort anschwemmt; alles ergreift vor ihm die Flucht, jeder weicht seinem Ungestüm aus, ohne nur den geringsten Widerstand leisten zu können. Obwohl die Dinge so liegen, bleibt doch nichts anderes übrig, als daß die Menschen in ruhigen Zeiten durch den Bau von Deichen und Dämmen Vorkehrungen treffen, und zwar derart, daß die steigenden Fluten entweder durch einen Kanal abgeleitet werden oder ihre Wucht gehemmt wird, damit sie nicht so rasend und verheerend wird."[13] Zugegeben – Machiavelli hat im Vergleich zu Platon und Aristoteles die Dimension der Katastrophe heruntergeschraubt, um dem menschlichen Gegenhandeln eine Erfolgschance zu geben. Aber vor allem hat er die Katastrophe von der prinzipiellen Möglichkeit menschlichen Gegenhandelns her gedacht, und zwar eines Gegenhandelns, das nicht auf Reue und Buße hinauslief, sondern auf eine wohlbedachte Vorbereitung auf die Unbill der

---

13 Niccolò Machiavelli: Der Fürst/Il Principe, übersetzt von Rudolf Zorn, Stuttgart: Kröner [4]1972, S. 103.

Natur. Machiavelli ist einer der ersten, der das neuzeitliche Selbstbewusstsein auch gegenüber der Drohung des Katastrophischen zum Ausdruck gebracht hat.

SISYPHOS' AUFLEHNUNG UND DER UNTERGANG DES MÄCHTIGEN KARTHAGO

Die Vorstellung von der Katastrophe als der großen Zäsur, die vom Früheren nur minimale Spuren hinterlässt und das Menschengeschlecht nötigt, wieder von vorne anzufangen, hat etwas zutiefst pessimistisches oder – wie man mit Kant sagen könnte – „abderitistisches".[14] Abdera galt in der klassischen Antike als der Ort der Vergeblichkeit, weil alles, was die Bürger taten, unbedacht und ungeschickt war, so dass es scheiterte oder fehlschlug. Auch die Theorie der zyklischen Katastrophe stellt die Vergeblichkeit des menschlichen Tuns heraus und bringt im Sinne von Albert Camus das Menschengeschlecht als Ganzes in die Sisyphos-Rolle: Kaum nämlich hat Sisyphos Stein den Berg hinaufgewälzt, rollt er auch schon wieder herunter. Die Auflehnung gegen die Absurdität dieser Existenz, die Revolte gegen das katastrophische Schicksal, die darin besteht, dass Sisyphos nicht resigniert, wird von Camus als Selbstbehauptung des Menschen begriffen.[15] Sisyphos macht einfach weiter; er rollt den Stein erneut den Berg hinauf, und nachdem auch dies vergeblich war, weil er wieder herunter gerollt ist, rollt er ihn abermals und abermals bergan. Er lässt sich durch die Vergeblichkeit seines Tuns von seinem Vorhaben nicht abbringen. Es ist das Los der Menschen, dass sie nach Katastrophen immer wieder von vorne anfangen, dass sie nicht resignieren, sondern sich trotzig behaupten. Aber das stete Wiederanfangen des Sisyphos ist kein Neuanfang im Sinne Hannah Arendts. Sisyphos bleibt im Banne des Zyklus, während die Revolution im Arendt'schen Sinn darauf hinausläuft, aus solchen Determinationen auszubrechen und noch einmal ganz von vorn anzufangen. Die Selbstbehauptung des Camusschen Sisyphos besteht dagegen in der Verweigerung der Resignation.

---

14 Immanuel Kant: „Der Streit der Fakultäten", in: ders., Werke, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt: WBG 1970, Bd. 9, S. 351ff.

15 Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1959.

Auch der platonisch-aristotelische Begriff der Katastrophe im Sinne der Vorstellung, dass jede Zivilisation endlich ist, hat etwas von der Camus'schen Verweigerung gegenüber dem Schicksal. Aber die Akzentsetzung ist bei ihnen eine andere: Das Menschengeschlecht wird in diesem griechischen Sinne keine Türme bauen, die in den Himmel wachsen. Das Wissen um die jederzeit drohende Katastrophe bzw. den Neid der Götter auf ein allzu glückliches Menschengeschlecht[16] legt eine gewisse Zurückhaltung nahe: Man sollte nichts allzu sehr betreiben, sondern Maß halten: *medén ágan*. Wer Türme baut, deren Spitze in den Himmel ragt, provoziert geradezu die Katastrophe. Wer sich hingegen am menschlichen Maß orientiert, kann der Katastrophe wohl nicht entgehen, hält ihre Folgen aber in Grenzen. In gewisser Hinsicht hält auch Sisyphos durch die verweigerte Resignation angesichts der Vergeblichkeit, der Sinnlosigkeit seines Tuns die Folgen der Katastrophe in Grenzen: Er nimmt das Katastrophale seiner Situation einfach nicht zur Kenntnis.

Die Vorstellungen von der Endlichkeit aller menschlichen Projekte, auch der stolzesten Imperien, finden sich auf die Politik bezogen bei dem (griechischen) Historiker Polybios. So berichtet Polybios von dem römischen Feldherrn Scipio Africanus Minor, der Karthago, die große Gegnerin Roms, im Jahre 146 v. Chr. eroberte und dem Erdboden gleichmachte – Polybios gehörte als Historiker und militärischer Berater zum Stab Scipios –, der Feldherr habe, auf das brennende Karthago blickend, unter Tränen die Sätze aus der Ilias zitiert: „Einst wird kommen der Tag, da das heilige Illion hinsinkt, Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs." Polybios geht davon aus, dass Scipio in diesem Augenblick, der für ihn Triumph und Trauer vereinte, nicht an Karthago, sondern an Rom gedacht habe, dessen Schicksal irgendwann ein ähnliches sein werde. Der von Polybios geschilderte Scipio weiß um die zyklische Determination der politischen Geschichte, und deswegen ruft der Untergang der gefährlichsten Widersacherin Roms, des einst mächtigen Karthago, bei ihm durchweg ambivalente Empfindungen hervor: Die Katastrophe, die er Karthago bereitet hat, wird einst auch Rom ereilen. Sie ist kein Grund zum Triumph, sondern ein Anlass zu Vorsicht. Das Geschichtsmodell des Zyklus wird zum Disziplinierungsmittel für Politiker und Militärs: nicht bloß die Türme,

16 Friedrich Schiller hat diese Sorge in der Ballade *Der Ring des Polykrates* literarisch ausgearbeitet.

sondern auch die politischen Träume sollen nicht in den Himmel wachsen. Hier geht es nicht darum, die Katastrophe zu domestizieren, sondern die Drohung der Katastrophe hält Ehrgeiz und Übermut der Politiker und Feldherrn in Grenzen. Die Katastrophe hat domestizierende Wirkung.

Nun war das Schicksal Karthagos freilich eine Katastrophe infolge von Krieg, und es war die politische Entscheidung Roms, Karthago endgültig zu zerstören, über die sich Historiker und Politiktheoretiker im Nachhinein Gedanken gemacht haben: Ob diese Entscheidung klug war oder man besser einen solchen Feind zum Zwecke der eigenen Revitalisierung hätte erhalten sollen – ein Gedanke, der bei dem römischen Historiker Sallust dann im Hinblick auf den Bürgerkrieg in Rom und Italien eine zentrale Rolle spielte. Würde Karthago noch existieren und eine beständige Herausforderung Roms darstellen, so wäre es nicht zum moralischen Niedergang der römischen Jugend gekommen, auf den Sallust den Bürgerkrieg und die Verschwörungen zurückführt.[17] Dass man Karthago zerstört hatte, wurde damit zur politischen Katastrophe. Die Vorstellung des der mittleren Stoa zugehörigen Polybios dagegen lautet: Wie auch immer die Entscheidungen getroffen werden, irgendwann wird eine Entscheidung gefällt werden, in deren Folge auch Rom brennen und untergehen wird. Man kann zwar (und soll auch) versuchen, durch politische Klugheit und entsprechende institutionelle Arrangements dem Niedergang und der Katastrophe zu entgehen, und zweifellos kann man deren Eintreten dadurch hinauszögern. Gerade Polybios bewunderte die römischen Strategien des Hinauszögerns. Aber der Katastrophe auf Dauer entgehen konnte auch Rom nicht. Die Vorstellung vom Untergang Roms, die sich mit den Plünderungen der Stadt durch Alarichs Westgoten und Geiserichs Vandalen verbindet,[18] prägte die Imaginationen vom Untergang Roms im 18. und 19. Jahrhundert. In England war es Gibbons großes Buch

---

17 Sallust: „Die Verschwörung des Catilina", „Vorrede", in: ders., Historische Schriften. Zürich/München: Artemis 1978.

18 Es waren überaus banale Gründe, die den Westgotenkönig Alarich veranlassten, Rom zu stürmen und zu plündern. Man könnte fast sagen, hier habe der Zufall regiert; dazu Mischa Meier/Steffen Patzold: August 410 – ein Kampf um Rom, Stuttgart: Klett-Cotta 2010.

über den Niedergang Roms,[19] das die Gemüter bewegte und angesichts des Erfolgs der amerikanischen Kolonien im Unabhängigkeitskrieg zeitweilig als eine Art rückwärtsgewandter Antizipation des britischen Schicksals gelesen wurde. Aber dann gelang es den Briten, die scheinbare Katastrophe auf eine bloße Krise herunter zu transformieren, indem sie sich im Ringen mit Napoleon behaupteten und zuletzt obsiegten. Der siegreiche Krieg gegen Frankreich relativierte die Folgen des Abfalls die amerikanischen Kolonien und wurde zur Katastrophenhegung. In Deutschland hingegen ließ Richard Wagners „Ring des Nibelungen" mit der Götterdämmerung und dem Weltenbrand am Schluss eine gewisse Lust am Untergang erkennbar werden. In der Debatte um den Schluss des „Ring", in der man den Feuerbach-, den Bakunin- und den Schopenhauer-Schluss einander gegenübergestellt hat,[20] geht es nicht bloß um die jeweiligen philosophischen Einflüsse auf Wagner und deren politische Konsequenzen, sondern vor allem um die Frage nach dem „Sinn" der Katastrophe und wie man mit ihr umzugehen habe.

DIE ABLÖSUNG DER KATASTROPHEN- DURCH DIE EVOLUTIONSTHEORIE

Die griechische Katastrophentheorie, wonach menschliches Handeln den Zyklen der Natur unterworfen ist, blieb lange als politisches wie kulturelles Erklärungsmodell bestehen, ebenso aber auch als Herausforderung an den Menschen, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts kam es dann zum radikalen Bruch; die seit Antike dominierende Katastrophenauffassung wurde durch die Theorie der Evolution als einer sich kontinuierlich vollziehenden Entwicklung abgelöst. Zwar bezog sich der französische Naturforscher Georges Cuvier in seinem Werk *Discours sur les révolutions de la surface du globe* (1812) noch auf das alte Modell, um die eigentümlichen Veränderungen in der Pflanzen- und Tierwelt zu erklä-

19 Edward Gibbon: Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen [1776-1788], 6 Bde., München: dtv 2003.

20 Dazu Peter Wapnewski: Der traurige Gott. Richard Wagner in seinen Helden, München, dtv 1982, S. 185ff.

ren, denen man in Gestalt der Entdeckungen und Beschreibungen von Fossilien mehr und mehr auf die Spur kam. Dabei hat Cuvier das Katastrophische bemerkenswerterweise im Begriff der Revolution gefasst. Cum grano salis: Was für Aristoteles die Sprichwörter, waren für Cuvier die Fossilien: Noch zu entschlüsselnde Hinweise auf die präkatastrophalen Verhältnisse. Cuvier zufolge waren es die Naturkatastrophen, die die Vielfalt der Arten hervorgebracht hatten und sie auch wieder untergehen ließen. Diese Vorstellung lebt heute noch in der Faszination für die Dinosaurier fort, deren Untergang (auch wenn sie in *Jurassik Park* filmisch wieder auferstanden sind) mit einer großen Katastrophe, einem Meteoriteneinschlag etwa, zu erklären versucht wird. Im Dinosauriermythos hat der Katastrophismus den Sieg der Evolutionstheorie überlebt. Er markiert einen gewissen Riss im Glauben an die Evolutionstheorie. Bereits zu Cuviers Zeiten hatte die Evolutionstheorie freilich in Jean-Baptiste de Lamarck und Geoffroy Saint-Hilaire erfolgreiche Vertreter gefunden. Von den folkloristisch aufbereiteten Dinos und ihrem Untergang in einer großen Katastrophe abgesehen, hat sich die Evolutionstheorie, die Katastrophen einen allenfalls retardierenden, aber keinen gestaltenden Einfluss auf den Gang der Entwicklung zuschreibt, auf breiter Front durchgesetzt. Mutation und Selektion als permanente Suchbewegung nach der besten Anpassung an die Umwelt sind an die Stelle der großen Brüche und Umschwünge in Gestalt der Katastrophen getreten.

Die Evolutionstheorie stellt der Negativität des Katastrophismus eine positive Auffassung von Veränderung und Geschichte entgegen. Danach sind Fossilien nicht die Produkte von Katastrophen, sondern Überbleibsel einer im Wesentlichen linearen Entwicklung. Sie sind nicht Opfer, sondern Zeugnisse steter Veränderung. Sie stehen für bestimmte Stufen der Evolution. Diese Vorstellung ist vor allem von Engländern ins Spiel gebracht worden, von Charles Lyell, der in seinen *Principles of Geology* bestritt, dass es absolute Brüche gebe, wie sie von den Griechen angenommen worden waren, und dagegen behauptete, an der Erscheinung der Natur sei deren *kontinuierliche* Geschichte ablesbar. Dies war letzten Endes auch die Grundlage für Charles Darwin, der für seine Evolutionstheorie nicht die Annahme großer Katastrophen brauchte, sondern bloß den kleinen Mechanismus von Mutation und Selektion. Hält man sich diese Diskussion über die Naturgeschichte vor Augen, so dreht sich im Prinzip alles um zwei große Modelle der Naturgeschichte: die Katastrophentheorie auf der

einen und die Evolutionstheorie auf der anderen Seite, und von den beiden hat sich letztere im Verlauf des 19. Jahrhunderts mehr und mehr durchgesetzt.

Der Konflikt dieser beiden naturwissenschaftlichen Modelle erfasste in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert auch die geschichtsphilosophische Ebene; die Intensität der Debatte verlagerte sich von der Natur- auf die Menschengeschichte. Karl Marx etwa wandte das neue evolutionäre Modell auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte an, weswegen Engels ihn in seiner Ansprache bei Marx' Beisetzung auch mit Charles Darwin vergleichen konnte.[21] In Marx' Sicht sind Revolutionen keine katastrophischen Wendungen der Geschichte, sondern vielmehr gewaltsame Beendigungen überholter Produktionsverhältnisse und Anpassungen an den inzwischen erreichten Stand der Produktivkraftentwicklung. Wenn Marx von der „Entfaltung der Produktivkräfte" spricht, so kommt darin die evolutionistische Grundierung seiner Geschichts- und Revolutionstheorie zum Ausdruck. Die deutsche Sozialdemokratie hat daraus den Schluss gezogen, sie sei eine, wie Karl Kautsky sagte, revolutionäre, aber keine Revolution machende Partei.[22] Sie vertraute darauf, der Fortschritt, die Entwicklung der Arbeit und die Organisation der Arbeiter, das Wachstum der Partei und der Gewerkschaften, werde dazu führen, dass die Befreiung der Arbeiter evolutionär, d.h. ohne umstürzende Gewalt im Sinne eines katastrophischen Ereignisses, erfolgen werde. 1895 schrieb Engels, dass die Sozialdemokratie am besten im Frieden gedeihe und es die Fortschritte des Wahlrechts seien, durch die sie „rote Backen" bekomme.[23] Die Umstürzler befanden sich danach auf der Seite der Reaktion: Sie mussten zu Gewaltmitteln greifen, wenn sie den Gang der Geschichte, der zwangsläufig zu ihrer politischen Marginalisierung führte, aufhal-

---

21 Friedrich Engels: „Das Begräbnis von Karl Marx"; in: MEW, Bd. 19, S. 335-337; vgl. hierzu auch Richard Saage: Zwischen Darwin und Marx. Die Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie von 1933/34, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012.

22 Dazu Dieter Groh: Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie im Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1974, S. 57ff.

23 Friedrich Engels: „Einleitung zu ‚Die Klassenkämpfe in Frankreich' (Ausgabe 1895)"; in: MEW, Bd. 7, S. 511-527, hier S. 525.

ten wollten. Die in der Sozialdemokratie verbreitete Metaphorik vom „Rad der Geschichte“ hatte in dieser Vorstellung ihre Grundlage: Nicht die Revolutionäre, sondern die Reaktion war darauf angewiesen, durch die Herbeiführung von Katastrophen in den Gang der Geschichte einzugreifen, um die Entwicklung anzuhalten oder zu unterbrechen. Marx selbst hat sich im Übrigen mit der Metaphorik des Rades nicht begnügt, sondern von den Revolutionen als „Lokomotiven der Geschichte“ gesprochen.[24] Es gibt kaum eine schärfere Absage an den Katastrophismus als diese Metaphorik, und das änderte sich erst, als Walter Benjamin das Gegenbild von der Revolution als dem „Griff nach der Notbremse“ ins Spiel brachte, um den auf den Abgrund zurasenden Zug zum Stehen zu bringen. Dieser Metaphernwechsel erfolgte freilich erst nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs.

DIE RÜCKKEHR DES KATASTROPHISMUS IN DIE POLITISCHE THEORIE UND PRAXIS

Diese sozialdemokratische Vorstellung von der Revolution, die sich in der Evolution vollzog, erhielt 1914 Risse, als der große Krieg ausbrach und die Sozialdemokratien in Europa mit wenigen Ausnahmen die Kriegspolitik der Regierungen unterstützten. 1917 führte das in Deutschland zur Spaltung der SPD: auf der einen Seite diejenigen, die weiterhin auf die evolutionären Erwartungen setzten und deswegen bereit waren, an der Burgfriedenspolitik im Innern festzuhalten, auf der anderen Seite die Revolutionäre, die dem Krieg mit Massenstreiks ein Ende zu setzen wollten. Der Krieg hatte die Gewalt rehabilitiert, und mit dem Krieg prägte sich die Gewalt in die Gesellschaft ein. Die politische Linke machte daraus den aktivistischen Appell, selber ins politische Getriebe einzugreifen, um das „Rad der Geschichte“ zu beschleunigen. Die politischen Kräfte der Gegenseite traten dem mit noch mehr Gewalt entgegen. Die Vorstellung von einem sich im Fortgang der Geschichte gleichsam von selbst vollziehenden Fortschritt, den man un-

---

24 Hierzu und zum Folgenden Walter Euchner: ‚Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte‘. Zum Metaphern- und Symbolumfeld eines Marxschen Diktums“; in: Walter Euchner/Francesca Rigotti/Pierangelo Schiera (Hg.), Die Macht der Vorstellungen, Berlin: Duncker & Humblot 1993, S. 277-307.

terstützen könne, aber nicht beschleunigen müsse, hatte durch den Krieg einen schweren Schlag bekommen, und dem politischen Katastrophismus erwuchs in Lenin ein Theoretiker, der die Katastrophe obendrein als politische Strategie zu praktizieren verstand. Dem gewalttätigen Katastrophismus der politischen Linken, der für die Erreichung seiner Ziele Millionen von Toten in Kauf zu nehmen bereit war,[25] trat dann sehr bald der gewalttätige Katastrophismus der politischen Rechten gegenüber, der Faschismus in seinen unterschiedlichen Varianten und Spielarten,[26] und so wurde das 20. Jahrhundert entgegen allen Erwartungen, die ein gut unterrichteter politischer Beobachter um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gehegt haben dürfte, zu einem „Jahrhundert der Extreme".[27]

Einige der philosophischen Ideen des 19. Jahrhunderts und die sie begleitende Ästhetik hatten jedoch auf die Gewalt- und Kriegseuphorie vorausverwiesen und darin die kommende Katastrophe der Material- und Ermattungsschlachten antizipiert, wenn sie diese nicht gar intellektuell vorbereitet hatten. Aber was unter Katastrophe zu verstehen war, was sie bedeutete, spaltete sich zunehmend auf: der Idee von der Zerstörung als Erneuerung und Ermöglichung des Neuanfangs trat die der blanken Vernichtung gegenüber, einer Vernichtung, die alles, was zuvor evolutiv aufgebaut worden war, in den Abgrund riss. Und diese Doppelung der Katastrophenvorstellung schrieb sich in die politische Wahrnehmung der Ereignisse ein: So wurde die Katastrophe von einigen spätromantisch imaginiert, bevor sie real wurde, um das alte, das bürgerliche, auch das friedliche Europa loszuwerden. Der Evolutionismus, so der Einwand dieser Sichtweise, war der wissenschaftliche Sachwalter von Behäbigkeit und Langeweile. Ein Autor wie Georges Sorel behauptete in seinen *Réflexions sur la violence* von 1908, dass

---

25 Die furchtbaren Opfer, die in der Sowjetunion, China und andernorts für den „Aufbau des Sozialismus" gebracht wurden, sind häufig beschrieben worden; für eine knappe Zusammenstellung vgl. Koenen: Was war der Kommunismus?

26 Dazu Zeev Sternhell/Mario Sznajder/Maia Asheri: Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg: Hamburger Edition 1999.

27 Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien: Hanser 1995, Hobsbawm nennt die Zeit von 1914 bis 1945 das „Katastrophenzeitalter", S. 37-281.

die Bourgeoisie mit ihrer notorischen Feigheit und Friedenssehnsucht das eigentliche Problem sei, weil sie damit inzwischen auch das Proletariat angesteckt habe.[28] Der von dem Philosophen Henri Bergson beeinflusste Sorel vermisste im Proletariat und seiner Partei den *élan vital*, und so kam er zu dem Ergebnis, nur der Krieg könne die Menschen wieder aufrichten. Der um sich greifende Gedanke einer Versicherbarkeit gegen die Risiken des Lebens sollte durch eine große Katastrophe oder eine Politik des Katastrophischen ausgetilgt werden. In jedem Fall sollte die Gewalt zur seelischen Therapie gegen die Folgen einer lange währenden Friedenszeit und ihrer Begleitidee des evolutionären Fortschritts werden. Im Geiste der Décadence wurde ein Zustand der Agonie beschworen, aus dem nur die katastrophische Gewalt retten könne, genauer: das Fruchtbare der Katastrophe.

Die Ideen Sorels, vor allem aber die Erfahrung des Weltkriegs und deren intellektuelle Verarbeitung verabschiedeten auch das Herr-Knecht-Modell Hegels aus der *Phänomenologie des Geistes*, wonach die Befreiung allein durch Arbeit stattfinde und Gewalt eine existentielle Sackgasse sei.[29] Vermittelt über Marx und Engels hatte diese Vorstellung, die als dialektischer Flankenschutz des Evolutionismus anzusehen ist, auch die Politik der deutschen Sozialdemokratie geprägt. Die Gewalt war danach eher ein taktisches Mittel, das überwiegend für defensive Zwecke eingesetzt werden konnte, während die strategischen Linien durch den Prozess der Arbeit bestimmt wurden. Die Organisation der Arbeit war zugleich das Feld der strategischen Offensiven. Das jedenfalls war die Grundposition des sozialdemokratischen Zent-

28 George Sorel: Über die Gewalt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981, S. 82ff.

29 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes, ed. Joh. Hoffmeister, Hamburg: Meiner 1952, S. 143-150. Dass das Herr-Knecht-Kapitel zu einem der politisch einflussreichsten Texte der Philosophie wurde, der auch nach der „Katastrophe des Weltkriegs“ wieder an Einfluss gewann, verdankt sich nicht zuletzt Alexandre Kojèves Interpretation; vgl. A. Kojève: Hegel. Kommentar zur Phänomenologie des Geistes, ed. I. Fetscher, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975, S . 20-47; zum Bruch der Deutungsdominanz des Herr-Knecht-Kapitels infolge des Ersten Weltkriegs vgl. Peter Bürger: „Das Ende der Erzählung von Herr und Knecht“; in: Neue Rundschau 3 (1995), S. 24-31.

rums, wie sie durch Karl Kautsky formuliert wurde.[30] Davon wichen der linke und der rechte Flügel der Partei ab, aber selbst die Anhänger des Massenstreiks, die eine Änderung des Dreiklassenwahlrechts in Preußen erzwingen wollten, sahen in der Gewalt bloß ein taktisches Mittel, das nach den Vorgaben der politischen Rationalität zu handhaben war. Die Vorstellung, die katastrophische Gewalt sei eine Selbsttherapie des Proletariats, lag Rosa Luxemburg etwa gänzlich fern.

DER KRIEG ALS KATASTROPHISCHE REINIGUNG UND DIE KATASTROPHE DES ENTFESSELTEN KRIEGES

Die Lebensphilosophie und deren politische Adepten in Frankreich und Deutschland schalteten die Rationalität aus, mit der die Politik zunächst noch behauptet hatte, in den Krieg zu ziehen. Das *politische Instrument* des Krieges wurde zum *existenziellen Erlebnis* umerzählt, das den Menschen zutiefst verwandelte. Die in Deutschland vor allem von Ernst Jünger gepflegte Vorstellung von der Geburt eines neuen Menschen im und durch den Krieg hatte hier eine ihrer Wurzeln: Aus der Verkommenheit der bürgerlichen Existenz, so Jüngers Retrospektive, hatte allein das katastrophische Erlebnis des Krieges zu retten vermocht. „Der Krieg ist unser Vater“, schreibt er im Vorwort zu dem von seinem Bruder Friedrich Georg herausgegebenen Band *Aufmarsch des Nationalismus*, „er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an. Daher sollen unsere Wertungen auch heroische, auch Wertungen von Kriegern und nicht solche von Krämern sein, die die Welt mit ihrer Elle messen möchten.“[31] Der Krieg hat danach das bürgerliche *Ich* aufgelöst und eingeschmolzen in das *Wir* der Kameradschaft, er hat den neuen Menschen aus den Klammern und Fesseln seiner Sicherheitsorientierung gelöst und ihn dafür *frei* gemacht, das Leben als ein großes Abenteuer zu begreifen, in dessen Gefahren er sich selbst zu beweisen hatte. Es bedurfte jedoch der Katastrophe des Krieges, um dieser Form von Selbsterfahrung und Selbstgenuss teil-

---

30 Zu Kautsky vgl. Harald Koth: „Meine Zeit wird kommen…“ Das Leben des Karl Kautsky, Berlin: Dietz 1993, S. 102ff.

31 Friedrich Georg Jünger (Hg.): Aufmarsch des Nationalismus, Leipzig: Der Aufmarsch 1926, S. XI.

haftig werden zu können. Die Katastrophe des Krieges wurde zur Voraussetzung dessen, dass der Heroismus des Kriegers die Sekuritätsorientierung des Bürgers zur Seite drängen konnte. Die politische Adaption der alten Katastrophentheorie wurde zum Festakt der Zerstörung und des Todes, auf den das Geschlecht der Krieger angewiesen war, um sich gegen seine Vereinnahmung durch die Bürger zur Wehr zu setzen. Der Jünger'sche Krieger ging mit der Katastrophe eine Liaison ein, und er musste dies, weil nur noch die Katastrophe vor der Überwältigung durch den Bürger retten konnte.

Treten wir von der Nahbeobachtung des Katastrophismus in der Lebensphilosophie und im soldatischen Nationalismus der 1920er Jahre einen Schritt zurück und wenden uns dem tiefen Bruch zu, den das Aufkommen dieser Vorstellungen für den Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts gehabt hat. Die Vorstellung eines beständigen Fortschritts hatte sich gegen die katastrophische Theorie der Einschnitte und Unterbrechungen durchgesetzt, und zwar lange bevor die Darwin'sche Theorie zum beherrschenden Modell geworden war. Auch in dieser Hinsicht markiert der Erste Weltkrieg das Ende des langen 19. Jahrhunderts, wie es die Historiker heute nennen. Dieses lange Jahrhundert, das 1789 mit der Revolution in Frankreich begonnen und bis zum Kriegsausbruch von 1914 gedauert hat, drehte sich um die Vorstellung, das Katastrophische domestizieren und kontrollieren zu können. Man war zu der Gewissheit gelangt, durch politische Klugheit ließen sich selbstzerstörerische Entwicklungen unter Kontrolle halten. Die politische Ökonomie versprach eine Gesellschaft, die sich, jenseits katastrophaler Hungersnöte, wie sie für die alte Gesellschaft typisch waren,[32] durch wachsenden Wohlstand stetig perfektionierte. Auch die

32 Der Wirtschaftshistoriker Wilhelm Abel hat mit Blick auf die alte und die moderne Gesellschaft zwei Typen von ökonomischen Krisen unterschieden: Die Krise vom *type ancien* ist durch Hunger, Teuerung und Seuchen gekennzeichnet, es ist eine Krise, die ein ums andere Mal zur Katastrophe wird. Demgemäß sprechen wir auch von den Hungerkatastrophen, in deren Folge die Dörfer und Städte entvölkert wurden. Im biblischen Bild der vier apokalyptischen Reiter (Krieg, Pestilenz, Teuerung und Tod) ist diese Krisenerfahrung ikonisch verdichtet. Katastrophen dieser Art waren die typischen Anpassungskrisen der alten Gesellschaft. Dagegen nehmen die Kapitalverwertungskrisen der modernen Gesellschaft einen allenfalls metaphorisch katastrophalen Verlauf, inso-

moderne Gesellschaft kannte Krisen, aber die schlugen nicht in Katastrophen um, sondern wurden als Ermöglicher neuen Fortschritts und weitergehender Entwicklung begriffen. Die Domestikation der Katastrophe erfolgte durch ihre Verwandlung in die Krise, eine Krise zumal, die als Mechanismus gesellschaftlicher Revitalisierung begriffen wurde. Nichts bringt das deutlicher zum Ausdruck als der Begriff der „kreativen Zerstörung“ in der Kapitalismustheorie Joseph Schumpeters: Nicht nur muss Altes zerstört werden, um für Neues Platz zu machen, sondern die sich zyklisch wiederholenden Krisen im kapitalistischen Wirtschaftsprozess hindern auch die Gesellschaft daran, zu altern und in eine Phase des Siechtums einzutreten.[33] Die zyklische Geschichtsvorstellung mit den notorischen Interpunktionen der Katastrophe war durch die Idee eines beständigen Fortschritts mit Krisen als Beschleunigern der Entwicklung abgelöst worden. Nach den mehr als zwei Jahrzehnte andauernden Kriegen der Revolutionszeit und der Napoleonischen Ära wurde es auch wieder möglich, den Krieg instrumentell zu denken und das heißt, ihn auf eine Mechanik zu begrenzen, die keine existenzielle Bedrohung und schon gar nicht eine radikale Wendung des Weltgeschehens kannte.[34] In der langen Zeit vom Wie-

---

fern sie nicht das „Sein“, sondern nur das „Haben“ betreffen. Vgl. Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht 1972, S. 35-61.

33 Vgl. Joseph A. Schumpeter: Beiträge zur Sozioökonomik, hrsg. von Stephan Böhm, Wien/Köln/Graz: Böhlau 1987, insbes. S. 137ff.

34 Im Prinzip wurde die „Fesselung der Bellona“, die Führung der Kriegsgöttin an der Leine der Staatskunst, im 18. Jahrhundert in hohem Maße erreicht; erst die Französische Revolution hatte die Fesseln der Bellona wieder gelöst; vgl. Johannes Kunisch: „Von der gezähmten zur entfesselten Bellona. Die Umwertung des Krieges im Zeitalter der Revolutions- und Freiheitskriege“; in: ders., Fürst, Gesellschaft, Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1992, S. 203-226. Auch der preußische Kriegstheoretiker Carl von Clausewitz ist den Weg der Eskalation der Kriegsgewalt eine Zeit lang mitgegangen: Höhepunkt einer existenziellen Kriegsauffassung ist seine *Bekenntnisdenkschrift* von 1812, in der er den Krieg, selbst wenn er in einem militärischen Desaster ende, als Selbsttherapie eines in Egoismus und Materialismus versunkenen Volkes begreift. Während der Arbeit an *Vom Kriege* hat Clausewitz dann wieder zu einer wesentlich

ner Kongress bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war es der Politik gelungen, Kriege zeitlich kurz zu halten und auf eine Entscheidungsschlacht hin auszurichten, nach der man wieder zum Frieden zurückkehrte. Es galt, nach Art der deutschen Einigungskriege von 1866 und 1870/71 die Eskalationsmechanismen der Gewalt durch klare politische Vorgaben unter Kontrolle zu halten und durch eine kluge Verhandlungspolitik, wie gerade Bismarck sie repräsentierte, dafür zu sorgen, dass das „Konzert der Mächte" in Europa nicht aus dem Takt geriet.

Das tiefe Selbst- und Fortschrittsvertrauen des 19. Jahrhunderts, wie es sich in der kognitiven Bewältigung von Naturkatastrophen durch die Evolutionstheorie ausdrückte, wurde durch eine Politik flankiert, deren oberste Direktive die Vermeidung einer erneuten katastrophischen Kriegseskalation war, wie sie mit der Revolution in Paris und der Intervention der verbündeten Mächte begonnen hatte. Diese katastrophische Kriege vermeidende Politik gründete sich auf eine Kombination aus kognitiven Elementen, praktischen Strategien und institutionellen Regelungen. Sie gipfelte in der Idee eines Gleichgewichts der fünf großen europäischen Mächte, von dem man erwartete, dass es eine neuerliche kataklysmische Eskalation zu verhindern vermochte.[35] Der Krieg sollte sich nicht noch einmal so verselbständigen wie nach 1618/19, als aus dem Streit um die böhmische Krone der Dreißigjähri-

---

instrumentellen Kriegsauffassung zurückgefunden; vgl. Herfried Münkler: „Instrumentelle und existenzielle Auffassung des Krieges bei Carl von Clausewitz", in: ders., Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion, Weilerswist: Velbrück 2002, S. 91-115.

35 Das griechische *kataklysmós* (Überschwemmung) ist in der platonischen Akademie häufig in Verbindung mit *katastrophé* (Umwendung, Zerstörung) gebraucht worden. Mit Blick auf die Kriegstheorie wird verschiedentlich auch zwischen instrumentellen und kataklysmischen Kriegstheorien unterschieden, wobei letztere mit den von Andrej Wolkonski in Tolstois *Krieg und Frieden* vertretenen Auffassungen in Verbindung gebracht wird; vgl. Anatol Rapoport: „Tolstoi und Clausewitz. Zwei Konfliktmodelle und ihre Abwandlungen"; in: Günter Dill (Hg.), Clausewitz in der Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz Vom Kriege, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1980, S. 696-718, hier S. 697-702.

ge Krieg wurde, oder nach 1792, als die französischen Revolutionäre nicht nur die Interventionsarmeen zurückschlugen, sondern zum Gegenangriff übergingen und die politische Landkarte Europas von Grund auf neu zeichneten. Alles kam darauf an, dass der Krieg ein Instrument der Politik im Clausewitzschen Sinne blieb, eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, was heißt, dass für eine begrenzte Zeit und in einem begrenzten Raum die Feder der Diplomaten gegen das Schwert des Militärs getauscht wurde, das dann aber wieder in die Scheide gesteckt werden sollte, damit die Politik wieder zur Feder der Diplomatie greifen konnte.[36] So sollte der Krieg gehegt werden, bevor er zur Katastrophe eskalierte.

Die Erwartung, dass sich außenpolitische Krisen durch kontrollierte kurze Kriege lösen ließen, war ein fester Bestandteil in der Vorstellungswelt vieler europäischer Politiker und Militärs vor dem Ersten Weltkrieg.[37] Die von Wien und Berlin betriebene Hochrisikopolitik, die darauf angelegt war, die politischen Konstellationen auf dem Balkan im Sinne Österreich-Ungarns zu verändern, beruhte auf der Annahme, ein möglicher Krieg werde sich auf den Balkan lokalisieren lassen. Man vertraute darauf, nach den zwei Balkankriegen von 1912 und 1913, in deren Verlauf zunächst die Türkei aus Europa herausgedrängt worden war und anschließend Rumänien und Serbien den Bulgaren die im ersten Balkankrieg gemachte Beute wieder abnahmen, einen dritten Balkankrieg führen zu können, in dem es darum ging,

---

36 Die einschlägigen Formulierungen finden sich in Carl von Clausewitz: Vom Kriege, hrsg. von W. Hahlweg, Bonn: Dümmler 1980, S. 210f. und S. 990ff.

37 In der jüngeren Forschungsliteratur ist vermehrt darauf hingewiesen worden, dass die führenden Militärs keineswegs in der Illusion eines kurzen Krieges gefangen waren, vgl. Dieter Storz: Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford/Berlin/Bonn: Mittler 1992, S. 369ff. Bis in die letzte Juliwoche 1914 ging man in Wien und Berlin jedoch davon aus, dass es nicht der große Krieg war, auf den man sich vorbereitete, sondern ein Krieg, der auf dem Balkan ausgetragen würde; vgl. Jürgen Angelow: Der Weg in die Urkatastrophe. Der Zerfall des alten Europa 1900-1914, Berlin: be.bra 2010, S. 72ff. und 112ff.; ebenso Manfried Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz: Styria 1993, S. 41ff.

nunmehr Serbien in die Schranken zu weisen, ohne dass der große Mechanismus der Europäischen Bündnisverhältnisse aktiviert wurde. Die politischen Kalküle, die schließlich in den Krieg führten, waren von der Vorstellungswelt des 19. Jahrhunderts geprägt. Auch im 19. Jahrhundert hatten Kriege stattgefunden, sowohl die italienischen als auch die deutschen Einigungskriege, dazu der Krimkrieg, in dem immerhin drei europäische Großmächte aufeinandertrafen, aber dieser Krieg blieb, auch weil Preußen und Österreich sich heraushielten, auf die Halbinsel Krim im Schwarzen Meer beschränkt.[38] Diese Kriege waren räumlich lokalisiert und blieben zeitlich begrenzt; dadurch sind sie nicht, um einen katastrophischen Begriff zu verwenden, zum „Flächenbrand“ geworden.

KATASTROPHISCHE ESKALATIONSSTRATEGIEN

Schon der Beginn des Krieges von 1914 widersprach der Erwartung, die Auseinandersetzung lasse sich lokal begrenzen, weil Russland die Demütigung seines Protegés Serbien nicht hinzunehmen bereit war und die Mobilmachung verkündete. Damit begann die kataklysmische Abfolge der Mobilmachungen und Kriegserklärungen, und binnen kurzem befanden sich die fünf großen Mächte Europas miteinander im Kriegszustand. Das war im buchstäblichen Sinn eine Katastrophe, denn damit traten Mechanismen in Kraft, die von den Politikern nicht mehr unter Kontrolle zu bringen waren. Das Geschehen verselbständigte sich.[39] Ab Herbst 1914 hatte sich dann auch die Vorstellung eines kurzen Krieges erledigt. Nach dem Scheitern des Schlieffenplans, der Schlacht an der Marne und dem Einfrieren der Front im Westen

38 Der Krimkrieg hat in jüngster Zeit auch im Hinblick auf seine militärtechnische Vorläuferschaft zum Ersten Weltkrieg verstärktes Interesse gefunden; vgl. Orlando Figes: Krimkrieg. Der letzte Kreuzzug, Berlin: Berlin Verlag 2011.

39 Vor einiger Zeit hat der britische Historiker Niall Ferguson die Frage aufgeworfen, ob es für Großbritannien rational gewesen sei, auf Seiten Russlands und Frankreichs in den Krieg einzutreten, denn bei dem Versuch, die imperiale Position zu verteidigen, habe man sie schwer geschädigt; vgl. Niall Ferguson: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart: DVA 1999.

suchten beide Seiten nach neuen Möglichkeiten, jenseits der Schlachtfelder den Krieg für sich zu entscheiden. Zwei Strategien haben sodann wesentlich zur Plausibilität der Formel George F. Kennans von der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ beigetragen: einerseits die britische Handelsblockade und andererseits die deutsche Politik der „revolutionären Infektion“. Die britische Handelsblockade, die sich nicht allein gegen kriegswichtige Rohstoffe richtete, auf die der Kriegsgegner angewiesen war, sondern auch die Zufuhr von Nahrungsmitteln unterbinden und die Mittelmächte durch den Hunger der Bevölkerung in die Knie zwingen sollte,[40] ließ die deutsche Kriegsführung eskalieren, indem diese nun ihrerseits versuchte, die britischen Inseln durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg von der Versorgung abzuschneiden.

Die Seemacht Großbritannien hatte sich von Anfang an nicht darauf beschränkt, mit Hilfe der *British Expedition Forces (BEF*) in Frankreich Krieg gegen die deutschen Truppen zu führen, sondern sie nutzte ihre Seeüberlegenheit, um angesichts der deutschen Abhängigkeit von Zufuhren an Rohstoffen und Nahrungsmitteln den Gegner zu ermatten und ihn in die Knie zu zwingen. Das führte dazu, dass in der deutschen Wahrnehmung die Briten zum Hauptfeind wurden. Aus einer beachtlichen Englandfreundlichkeit, die in Deutschland vorgeherrscht hat, baute sich eine Feindschaft auf, die nicht mehr auf dem Schlachtfeld entschieden werden konnte, sondern ein tiefsitzendes Rachebedürfnis hervorrief. Das änderte sich erst mit dem Vertrag von Versailles, durch den Frankreich wieder die Rolle des „Erbfeindes“ übernahm. Vor allem die klassische Seekriegsstrategie der ökonomischen Strangulierung hatte den Krieg ins Katastrophische getrieben. Die „Welt von Gestern“, wie Stefan Zweig sie nannte,[41] ging auch da-

40 Über die Auswirkungen der britischen Handelsblockade wird nach wie vor gestritten: Während Michael Salewski (Der Erste Weltkrieg, S. 172ff.) deren Effekte für begrenzt hält und die Versorgungskrisen in Deutschland auf gravierende Mängel der Verwaltung zurückführt, verweist David Stevenson (1914-1918, S. 298ff.) darauf, dass es der Entente mit der Zeit gelungen sei, die Versorgungsröhren der Deutschen über neutrale Staaten zu schließen und so ab 1916 die Blockade immer effektiver zu machen.

41 Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers (1944), Frankfurt a. M.: Fischer 1982.

rum zu Ende, weil die für sie elementare ökonomische Verflechtung der Staaten aufgelöst und diese frühe Form der Globalisierung beendet wurde. Erst in den 1970er Jahren hat sie wieder das Niveau erreicht, das sie 1914 gehabt hat.[42]

Die andere Strategie mit politisch eskalierenden Folgen war die von den Deutschen gegen das britische und das russische Reich betriebene Politik der Unterstützung nationalrevolutionär-separatistischer sowie sozialrevolutionärer Bewegungen. Das gilt für deutsche Waffenlieferungen an die Iren, die im Zusammenhang mit dem Osteraufstandes von 1916 eine Rolle spielten, und das gilt ebenso für die wenig erfolgreichen Versuche, die Afghanen zu einem Angriff auf Britisch-Indien zu motivieren.[43] Geringe Effekte erzielte auch die Ausrufung des Heiligen Krieges durch den türkischen Sultan, der die muslimischen Untertanen der Briten und Russen zum Aufstand gegen ihre jeweiligen Herren motivieren sollte.[44] Um einiges erfolgreicher waren hingegen die Versuche, die in Ostmitteleuropa lebenden Juden zu Verbündeten im Kampf gegen die russische Herrschaft zu machen.[45] Im Unterschied dazu war die Expedierung Lenins und seiner Entourage im verschlossenen Eisenbahnwaggon von der deutsch-schweizerischen Grenze bis nach Saßnitz, wo er auf eine schwedische Fähre umstieg und schließlich nach Russland kam, überaus erfolgreich. Man kann sagen, dass dieses Projekt der 3. Oberste Heeresleitung (Hindenburg und Ludendorff) bis 1990/91, bis zum Ende der Sowjetunion, in Europa Spuren hinterlassen hat. Die Idee war, mit Lenin einen Revolutionär nach Russland zu transportieren, der den Krieg unter allen Umständen zu beenden bereit war, so dass Deutschland die an der Ostfront eingesetzten Kräfte nach Westen verlegen und dort die Entscheidung erzwingen konnte. Zwar war im Februar 1917 das Regime des Zaren zusammengebrochen, aber die an die Macht gekommenen (bürgerlichen) Revolutionäre wollten den Krieg an der Seite Englands und Frankreichs fortsetzen. Damit aber war Österreich-Ungarn, das zu diesem

---

42 Dazu Sebastian Conrad: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München: Beck 2006, S. 32-73.

43 Vgl. Hans-Ulrich Seidt: Berlin, Kabul, Moskau. Oskar Ritter von Niedermayer und die deutsche Geopolitik, München: Universitas 2002.

44 Vgl. M. Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers, S. 183.

45 Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969.

Zeitpunkt ohnehin nur noch mit deutscher Hilfe durchzuhalten vermochte,[46] in höchster Gefahr, und das Deutsche Reich blieb weiterhin in einen Zweifrontenkrieg verwickelt, der seine Kräfte auf Dauer überforderten musste.

Die Absprachen zwischen der deutschen 3. OHL und der Gruppe um Lenin waren eindeutig: die Deutschen ermöglichten den bolschewistischen Revolutionären die Durchreise quer durch Deutschland und statteten sie mit erheblichen finanziellen Mitteln aus, und Lenin würde im Gegenzug, sobald er an die Macht gekommen wäre, für einen sofortigen Waffenstillstand im Osten sorgen.[47] Vermutlich ist Ludendorff nicht davon ausgegangen, dass es Lenin gelingen würde, die Macht in Petrograd und Moskau zu erobern, aber er hat zumindest erwartet, dass die Revolutionsversuche der Bolschewiki Russland erheblich schwächen würden, wodurch die Mittelmächte im Osten freie Hand bekamen. Aber dann war die Oktoberrevolution erfolgreich, und es folgte der Waffenstillstand mit Russland und schließlich im Februar 1918 der Friedensvertrag von Brest-Litowsk. Ludendorffs Strategie war aufgegangen: Lenin hatte dafür gesorgt, dass Russland aus der Front der Gegner ausschied. Für die deutsche Kriegführung war das ein großer Erfolg, für Russland und Osteuropa jedoch eine Katastrophe. Der Bürgerkrieg in Russland dauerte bis 1922, und anschließend wurde dort eine der brutalsten Diktaturen der Geschichte errichtet.[48]

Ludendorffs Strategie der revolutionären Infektion Russlands, mit der bereits frühere Generalstabschefs gespielt hatten, setzte auf ein Ende des Zweifrontenkrieges, um die Entscheidung an der Westfront zu erzwingen. Die entgegengesetzte Strategie, nämlich die „Hölle der Westfront“ als Ort der Entscheidung des Krieges zu meiden, war Winston Churchills im Prinzip genialer Plan, den Angriff nicht auf die gepanzerte Faust des Deutschen Reichs als stärkster Macht der Mittelmächte zu führen, sondern auf deren „weichen Unterleib“ zu zielen, um hier mit begrenzten Anstrengungen ein Vielfaches der Wirkung zu erreichen, die bei einem Erfolg an der Westfront möglich gewesen wäre. Aber wo war der „weiche Unterleib“ der Mittelmächte, an dem

46 Dazu M. Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers, S. 473ff.

47 Ausführlich Gerd Koenen: Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900-1945, München: Beck 2005, S. 76-97 sowie 170-172.

48 Dazu Jörg Baberowski: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt, München: Beck 2012.

man solche Wirkung erzielen konnte? Und wie konnte man darauf einschlagen, ohne dass der Gegner Abwehrmaßnahmen zu treffen vermochte, die geeignet waren, die Trefferwirkung zu relativieren? Der „weiche Unterleib" der Mittelmächte, so die seeorientierten Überlegungen der Briten, war deren langen Küste am Mittelmeer, die von dem österreichischen Triest über das neutrale Griechenland bis in die Ägäis reichte und hier die gesamte östliche Mittelmeerküste von den Meerengen im Norden bis zum Eingang des Suezkanals im Süden umfasste. Churchill entschied sich für ein amphibisches Landungsunternehmen an den Meerengen von der Ägäis zum Schwarzen Meer, auf der Halbinsel Gallipoli, weil hier das auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg eingetretene Osmanische Reich am härtesten zu treffen und zugleich eine Seeverbindung zu den verbündeten Russen herzustellen war. Außerdem konnte man so Rumänien zum Kriegseintritt auf Seiten der Entente bringen und damit eine weitere Front errichten.

Das war der Plan des große Landungsunternehmens von Gallipoli:[49] Deutschland sollte die Chance des politischen und wirtschaftlichen Zugriffs auf den Nahen und Mittleren Osten verlieren, was für Churchill wegen der darin liegenden imperialen Perspektiven besonders wichtig war. Man konnte davon ausgehen, dass die Briten nach der Zerschlagung des Osmanischen Reichs zur führenden Macht im Nahen und Mittleren Osten aufsteigen würden, womit auch das dortige Erdöl unter ihre Kontrolle kommen würde. Kurzfristig jedoch ging es darum, die Russen, nachdem die Meerengen geöffnet waren, mit Waffen und Munition zu versorgen (woran es dem Zarenreich notorisch mangelte) und so die russische Dampfwalze wieder in Bewegung setzen. Wäre die Gallipoli-Strategie erfolgreich gewesen, hätte der Krieg vermutlich zwei Jahre früher geendet. Das Landungsunternehmen wurde jedoch zu einem der größten militärischen Desaster in der Geschichte des Empire. Die britische Militärführung hatte ihren Gegner unterschätzt: Die türkische Infanterie kämpfte sehr viel tapferer und die türkische Artillerie agierte sehr viel geschickter, als man erwartet hatte. So wurden die alliierten Landungstruppen, vor allem Australier und Neuseeländer sowie französische Einheiten, am Strand von Gallipoli „festgenagelt", während ihre Verluste von Tag zu Tag wuchsen. Währenddessen wurden die vor der Küste liegenden britischen

49 Vgl. Klaus Wolf: Gallipoli 1915. Das deutsch-türkische Militärbündnis im Ersten Weltkrieg, Sulzbach/Ts. und Bonn: Report 2008, S. 84ff.

Schlachtschiffe zur gefundenen Beute für die inzwischen herangeführten deutschen U-Boote. Nachdem mehrere britische Großkampfschiffe torpediert worden waren, entschlossen sich die Briten, das Unternehmen abzubrechen und den Rückzug anzutreten. Churchill trat von seinem Posten als Erster Lord der Admiralität zurück, und man konnte eigentlich davon ausgehen, dass seine politische Karriere an der Niederlage von Gallipoli gescheitert war. Wenn von Gallipoli später als von einer Katastrophe die Rede war, dann war damit, wie bei vielen anderen Fehlschlägen auch, ein militärischer Fehlschlag gemeint, bei dem man viel verloren und nichts gewonnen hatte. Der Katastrophenbegriff wurde zur Negation der angestrebten Wende des Krieges und bedeutete damit das Gegenteil dessen, was er zuvor, zumindest immer auch, bedeutet hatte: die Wende des Geschehens. Die Katastrophe der Briten vor und auf Gallipoli hat das Geschehen gerade nicht gewendet, sondern dafür gesorgt, dass es weiterging.

Was geplant worden war, um die wirtschaftliche und soziale Katastrophe eines langen Krieges zu vermeiden oder zumindest zu begrenzen, hatte in einem militärischen Desaster geendet. Die Ironie des Plans, durch einen harten Schlag in den „weichen Unterleib“ des Gegners den Krieg zu beenden, bestand darin, dass man den falschen Ort, den falschen Gegner und den falschen Zeitpunkt ausgesucht hatte: Als im September 1918 französische Truppen und die neuformierten Reste der serbischen Armee von Saloniki aus nach Norden vorstießen, bereiteten sie den ihnen gegenüberstehenden bulgarischen Divisionen eine vernichtende Niederlage. Bulgarien suchte um einen Waffenstillstand nach und schied aus dem Krieg aus.[50] Damit hatten die Mittelmächte den Krieg verloren, und zwar unabhängig davon, wie lange die deutsche Westfront in Nordfrankreich und Belgien noch halten würde. Entgegen den Behauptungen der „Dolchstoßlegende“, wonach die Heimat dem „im Felde unbesiegten“ Heer in den Rücken gefallen sei und dieses „von hinten“ erdolcht habe, war es tatsächlich dieser Schlag in den „weichen Unterleib“, der die Mittelmächte in die Knie zwang. Aber dieser Schlag kam zu spät, um die Katastrophe eines langen Krieges zu vermeiden. Der 1914 begonnene Krieg wurde für Europa vor allem deswegen zur sozialen und politischen Katastrophe, weil alle militärischen Unternehmen, die ihn einer schnellen Entscheidung zuführen sollten, scheiterten.

---

50 Dazu D. Stevenson: 1914-1918, S. 518ff.

Dagegen haben die britische Strategie des Handelskrieges und die deutsche der revolutionären Infektion zu einer dramatischen Enthegung des Krieges geführt, die in das Ende der geoökonomischen und geopolitischen Dominanz Europas mündete, denn auch die Siegermächte gingen – mit Ausnahme der USA – geschwächt aus diesem langen Krieg hervor. Die Briten etwa, die in ihn als die Bankiers und Gläubiger der Welt eingetreten waren, standen danach als die Schuldner der USA da. Der Plan des britischen Kriegsministers Herbert Horatio Kitchener, Russland und Frankreich die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland tragen zu lassen, die britischen Ressourcen und Soldaten dagegen zu schonen, um mit ihnen dann die Entscheidung herbeizuführen, ging nicht auf. Kitcheners Plan zerbrach an den militärischen Erfolgen der Deutschen; die Angst vor einem Separatfrieden der Verbündeten mit Deutschland zwang Kitchener zu erhöhtem Einsatz. Am Ende hatten sich die Sieger ebenso verkalkuliert wie die Verlierer.

Die USA können als der eigentliche Profiteur dieses Krieges gelten,[51] und man kann sagen, dass sie – vielleicht neben Japan – die einzige am Krieg beteiligte Macht waren, deren Strategie aufgegangen ist. Was für die Japaner die militärische Landnahme in Ostasien war, die sie zunächst gegen die Russen, dann gegen die Deutschen und schließlich gegen China praktizierten, war für die USA die Vergabe von Krediten an ihre Verbündeten, die dadurch immer tiefer in die Schuldnerposition hineingerieten. Irgendwann führte das dazu, dass die USA nicht anders konnten, als auf Seiten der Entente in den Krieg einzutreten, wenn sie diese Kredite nicht abschreiben wollten.[52] William Gibbs MacAdoo, amerikanischer Finanzminister und Schwiegersohn Präsident Wilsons, ging es darum, das Pfund Sterling durch den Dollar als internationale Leitwährung abzulösen. An die Stelle von London sollte New York als Zentrale der Weltfinanz treten, aber dazu musste der Krieg so lange dauern, bis alle europäischen Konkurrenten hinreichend erschöpft waren.[53] Die Katastrophe Europas im Sinne seiner politischen und wirtschaftlichen Schwächung war die strategische Voraussetzung für den imperialen Aufstieg der USA.

---

51 Ebd., S. 194f.

52 Vgl. Detlef Junker: Power and Mission. Was Amerika antreibt, Freiburg/Br.: Herder 2003, S. 51ff.

53 D. Stevenson, 1914-1918, S. 432f.

Aber schon vor diesem Ausgang hatte es eine Reihe politisch-militärischer „Katastrophen“ gegeben: Für die militärische Führung des Deutschen Reichs war das Scheitern des Schlieffenplans, an dem für sie die Chance eines kurzen Krieges hing, eine Katastrophe. Der deutsche Generalstabschef, der jüngere Moltke, der für die Erwartung des kurzen kontrollierten Krieges stand, auch wenn er selbst an dessen Möglichkeit gezweifelt haben mag, wurde umgehend abgelöst. Deutschland war jedoch in keiner Hinsicht auf einen langen Krieg vorbereitet. Dass das Fehlen der nun benötigten militärischen und ökonomischen Ressourcen nicht zum baldigen Zusammenbruch Deutschlands führte, lag im Wesentlichen an den organisatorischen Fähigkeiten Walter Rathenaus und am wissenschaftlichen Genie Fritz Habers.[54] Rathenau sorgte dafür, dass die Rohstoffbewirtschaftung in Deutschland trotz der alliierten Blockade und bei fehlender Bevorratung gesichert war; Haber wiederum ersetzte durch ein zusammen mit dem Ingenieur Robert Bosch entwickeltes Verfahren den infolge der britischen Handelsblockade ausbleibende chilenischen Salpeter, der zur Herstellung von Sprengstoff (aber auch von Kunstdünger) unverzichtbar war, durch das aus der Luft gewonnene Ammoniak. Ohne Bosch und Haber wäre der Krieg vermutlich zum Jahreswechsel 1914/1915 zu Ende gewesen, da die Deutschen keinen Sprengstoff, also auch keine Artilleriemunition, mehr gehabt hätten und darum die Kampfhandlungen hätten einstellen müssen.

Fritz Haber sollte später beim Einsatz von Giftgas noch eine wichtige Rolle spielen. Auch der Gaskrieg, also der Gebrauch von Massenvernichtungswaffen,[55] lag in der Logik deutschen Gegenhandelns angesichts der britischen Seeblockade und deren Folgen: Wenn die Briten sich ihre Seeherrschaft für die Zwecke der Kriegführung zunutze machten, warum sollte sich dann das Deutsche Reich nicht seiner Überlegenheit im Bereich der chemischen Forschung und der chemischen Industrie bedienen? Von Anfang an diente die britische

54 Zu Walter Rathenau vgl. Peter Berglar: Walther Rathenau. Ein Leben zwischen Philosophie und Politik, Graz: Styria 1987, S. 234ff.; zu Fritz Haber vgl. Margit Szöllösi-Janze: Fritz Haber. 1868 bis 1934. Eine Biographie, München: Beck 1998, S. 270ff.

55 Vgl. Dieter Martinetz: Der Gaskrieg 1914-1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe, Bonn: Bernard & Graefe 1996.

Seeblockade als Rechtfertigung für weitere Schritte bei der Eskalierung des Krieges. Haber selbst rechtfertigte den Einsatz von Giftgas im Übrigen damit, dass sich der Krieg auf diese Weise verkürzen lasse, und im Übrigen war er überzeugt, dass Gas im Vergleich mit herkömmlichen Waffen in geringerem Maße letal sei. Der britischen Seeblockade wie der deutschen Gaskriegführung standen zwar kriegsvölkerrechtliche Bestimmungen entgegen, aber die Eskalation, die nicht zuletzt durch die militärischen Fehlschläge der ersten Kriegswochen, die kleinen „Katastrophen" des Krieges, in Gang gekommen war, schob diese Regelungen beiseite bzw. ließ ihre Missachtung als angemessene Reaktionen auf gegnerische Verstöße gegen das Kriegsrecht erscheinen. Man kann also sagen, dass die wissenschaftlich-industrielle Fortgeschrittenheit Deutschlands Europa zum Verhängnis geworden ist: Hätten Bosch und Haber nicht für die Ersetzbarkeit des Salpeters gesorgt, wäre der Krieg nach wenigen Monaten zu Ende gewesen, viele Millionen Menschen hätten überlebt, es wäre nicht zur wirtschaftlichen Zerrüttung des Kontinents gekommen usw.

Der Blick auf die Gegenseite fällt freilich nicht grundlegend anders aus: Auch hier hat das Scheitern der ursprünglichen Planungen zur schrittweisen Eskalation geführt. So planten die Alliieren, in einer Kombination des unter Generalstabschef Joffre verabschiedeten französischen Plans XVII, der eine Offensive in Lothringen vorsah, die bis zum Rhein durchbrechen sollte, mit der „russischen Dampfwalze", bei der die doppelte zahlenmäßige Überlegenheit der Russen im Osten zur Wirkung kommen sollte, die Mittelmächte niederzuwerfen und so einen lange dauernden Krieg zu vermeiden. Auch die Entente wollte den Krieg schnell führen, um seine wirtschaftlichen und sozialen Folgen zu begrenzen. Die französische Offensive in Lothringen brach jedoch im August 1914 unter furchtbaren Verlusten zusammen,[56] und die russische Dampfwalze kam mit der Schlacht bei Tannenberg auf ihrem rechten Flügel zum Stehen. Dagegen war der russische Vorstoß gegen Österreich-Ungarn relativ erfolgreich, und bis zum Frühjahr 1915 waren mehr als die Hälfte der k.u.k.-Soldaten, die im August 1914 in den Krieg gezogen waren, gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Die österreichisch-ungarischen Truppen mussten Galizien weitgehend aufgeben, und auch an der serbischen Front erlitten sie Rück-

56 Dazu D. Stevenson, 1914-1918, S. 74ff.

schlag um Rückschlag.[57] Im Prinzip hatte Österreich-Ungarn den Krieg verloren. Aber dann erfolgte im Frühjahr 1915 mit der neu aufgestellten deutschen 9. Armee der Gegenschlag, und nunmehr wurden die Russen weit zurückgeworfen. Bei geringfügigen Verschiebungen verharrte die Front bis 1917 östlich von Warschau.[58]

DIE GROSSE KATASTROPHE

Schaut man genau hin, so teilt sich der Katastrophenbegriff im Verlauf der ersten Kriegsmonate bzw. nimmt Bedeutungen an, die von Fall zu Fall auf das Gegenteil des zuvor Gemeinten hinauslaufen: Gerade weil die militärischen „Katastrophen" beider Seiten, der Mittelmächte wie der Entente, begrenzt blieben, weil es nirgendwo zum völligen Zusammenbruch, also zur wirklichen Katastrophe kam, entwickelte sich im Rückraum dieser „kleinen Katastrophen" die „große Katastrophe", bei der sich der Krieg immer tiefer in die gesellschaftlichen Strukturen hineinfraß und die Gewalt, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus der Mitte der Gesellschaft herausgedrängt worden war, wieder zu einem legitimen Mittel der Politik wurde – auf der politischen Rechten wie auf der Linken. Mit dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 war der Krieg zwar im Westen zu Ende (während er im Osten als Bürgerkrieg bis 1922 weiterging), aber die Gewalt hatte sich im Innern der Gesellschaften festgesetzt: als revolutionäre wie als konterrevolutionäre Gewalt, und häufig auch in semipolitischer Gestalt, bei der sich das Politische mit Räuber- und Banditentum verband.[59] Aus dem großen Krieg ging eine Reihe von Bürgerkriegen hervor, die von einigen Historikern mit dem zwei Jahrzehnte später beginnenden Zweiten Weltkrieg zu einem einzigen großen Dreißigjährigen Krieg zusammenge-

57 Eingehend M. Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers, S. 159-211.

58 Zusammenfassend Gerhard P. Groß (Hg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn: Schöningh 2006.

59 Ein Beispiel dafür ist die Ukraine. Vgl. Felix Schnell: Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933, Hamburg: Hamburger Edition 2012.

fasst worden sind.[60] Die eigentliche Katastrophe des Ersten Weltkriegs bestand danach darin, dass es nicht gelungen ist, in den Pariser Vorortverträgen, in Versailles, Sèvres, Trianon, Saint Germain und Neuilly sur Seine, wo die Friedensverträge mit den einzelnen Staaten der Mittelmächte unterzeichnet wurden, einen Frieden herzustellen, der dem von Münster und Osnabrück (1648) oder dem des Wiener Kongresses (1815) vergleichbar gewesen wäre. Zur langen Dauer des Krieges kam das Scheitern an der Herausforderung des Friedensschlusses hinzu.

Mit Kriegsbeginn begann in allen beteiligten Ländern die Hoffnung auf politische Veränderungen zu wachsen, in Deutschland etwa die Erwartung einer Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts oder der Einführung des Frauenwahlrechts. Wer die Last der „Verteidigung des Vaterlands" trug, konnte auf Dauer kaum von der politischen Partizipation ausgesperrt werden. Der Krieg wurde als Beschleuniger einer Entwicklung begriffen, von der angenommen wurde, dass sie sich auf lange Sicht ohnehin durchsetzen werde. Gleichzeitig verband sich mit dem Krieg aber auch die Vorstellung von einer Erneuerung der Menschheit, wie sie in einer Reihe philosophisch-ästhetischer Strömungen schon vor Kriegsbeginn ersehnt worden ist. Hier war der Krieg kein Beschleuniger, sondern der Umkehrer, der Hersteller einer Wende zum Guten. Auf konservativ-bürgerlicher Seite findet man diese Vorstellung bei Thomas Mann, paradigmatisch in seinem Essay *Gedanken im Kriege* vom August/September 1914. Darin schreibt Mann, die Deutschen seien zu schwach gewesen, das Heilsame der Katastrophe zu denken. Die Schwäche habe darin bestanden, im Katastrophischen nur das Ende der Sekurität und den Verlust des Gewohnten zu sehen, also den Untergang der „Welt von Gestern" (Stefan Zweig) zu betrauern und nicht die Chance des Neuanfangs, die Befreiung von der Last des Alten zu erkennen. „Wir hatten an den Krieg nicht geglaubt, unsere politische Einsicht hatte nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen. Als sittliche Wesen aber – ja, als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt; hatten im tiefsten Herzen gefühlt, daß es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weitergehen konnte." Und wenig später: „Wie hätte der Künstler […]

60 Vgl. insbes. Enzo Traverso: Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914-1945, München: Siedler 2008.

nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! – Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.“[61]

Thomas Mann gewinnt dem Untergang eine apokalyptische Dimension ab, indem er diesen als Chance des befreienden Neuanfangs versteht. Was Hannah Arendt später der Revolution zugeschrieben hat, hat Mann vom Krieg erwartet. Und während dieses Krieges hat Ernst Jünger, wie bereits beschrieben, in den *Stahlgewittern* die Schmiedung eines neuen Menschen beobachtet: die Katastrophe des Krieges wird hier als ein geschichtstheoretisch sinnvoller, ja geradezu rettender Vorgang, als Läuterung und Reinigung im klassischen Sinne gedeutet. Durch die Katastrophe der bürgerlichen Welt sollte erst das hergestellt werden, was sich zu verteidigen lohnt. Man hat diese Vorstellung später als den Kerngedanken der „konservativen Revolution“ begriffen,[62] und in die Paradoxie dieser Bezeichnung sind auch die heterogenen Semantiken des Katastrophenbegriffs eingeflossen.

Sowohl die linken Revolutionäre um Lenin als auch die „konservativen Revolutionäre“ aus den bürgerlichen Schichten Deutschlands suchten die politische Katastrophe des Kriegsausbruchs und die Abfolge der militärischen Katastrophen mit Sinn aufzuladen, indem sie darin nach der Möglichkeit des Neuen suchten, und zwar eines so radikal und grundlegend Neuen, wie es auf dem Weg der Evolution nicht zu bekommen war. Die Revolution war hier nicht länger die Alternative zur Katastrophe, wie noch in Rosa Luxemburgs berühmter Formel „Sozialismus oder Barbarei“, sondern das Katastrophische wurde zur Ermöglichung des Revolutionären. Demgemäß wurde die Katastrophe hier nicht als ein „Unfall der Geschichte“ begriffen, als kataklysmischer Rückschlag, nach dem man wieder „von vorne“ anfangen musste, wie Platon und Aristoteles sich dies vorgestellt hatten, sondern sie wurde zur Voraussetzung des Neuen, zur Durchbrechung jener Rahmungen und Begrenzungen, die den Gang der Geschichte in den gewohnten und seit langem eingeübten Bahnen hielten. Das ist die apokalyptisch-heilsgeschichtliche Qualität der Katastrophe. Gemessen an

---

61 Thomas Mann: „Gedanken im Kriege“; in: ders., Essays, hrsg. von Hermann Kurtzke und Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: Fischer 1983, Bd. 1, S. 192 und 193.

62 So Ernst Mohler: Die konservative Revolution in Deutschland. 1918-1932. Ein Handbuch, 2 Bde., Darmstadt: WBG 1989 (3. Aufl.).

diesen Hoffnungen, die sich mit Krieg und Revolution als Ausdrucksformen der rettenden Katastrophe verbanden, war die Evolution nur ein Herausprozessieren des Alten in seinen unterschiedlichen Varianten.

DIE RÜCKVERWANDLUNG DER KRISE IN DIE KATASTROPHE UND DIE KATASTROPHALEN FOLGEN TECHNISCHER INNOVATIONEN

Während für Thomas Mann diese Vorstellung erst mit Kriegsausbruch Platz griff;[63] hatte Lenin sich an dem Inerten der bestehenden Verhältnisse und der an ihnen scheiternden Revolutionen seit langem abgearbeitet. Dabei war er zu dem Ergebnis gelangt, dass der sozialdemokratische Trade-Unionismus, die an einer schrittweisen Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft orientierte reformistische Politik, so lange dominieren werde, wie es nicht zu einer fundamentalen Veränderung in der kapitalistischen Welt kam. So wurde die Katastrophe für Lenin zum Wegbereiter der Revolution. Während für Rosa Luxemburg die revolutionäre Veränderung den Krieg verhindern sollte, kam Lenin zu dem Ergebnis, dass erst der Krieg die Revolution möglich machte. Wohl hatte auch der Marxismus in der Form, die er von Engels und Kautsky erhalten hatte, die revolutionäre Veränderung im Zusammenhang mit den Krisen des Kapitalismus gedacht, aber diese Krisen waren nicht wesentlich katastrophisch, sondern standen für die begrenzte Reaktionsfähigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gegenüber den Herausforderungen und Problemen, die sie selbst hervorbrachte. Der „große Kladderadatsch“, von dem in sozialdemokratischen Kreisen die Rede war, war jedenfalls keine Katastrophe. Lenin dagegen setzte darauf, dass nur die Ersetzung der Krise durch die Katastrophe die radikale revolutionäre Veränderung möglich machen würde. Dafür war eine Organisation von Berufsrevolutionären vonnöten. Berufsrevolutionäre, das waren Katastrophenspezialisten jenseits aller bürgerlichen Sekuritätsorientierungen. Nur wenn man sich vom Bedürfnis nach Sicherheit frei gemacht hatte, konnte man das revolutionär Neue

63 Zur politischen Einstellung Thomas Manns während des Ersten Weltkriegs vgl. Hermann Kurtzke: Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk, München: Beck 1999, S. 236ff.

in aller Entschlossenheit wollen und anstreben. Auf die Katastrophe angewiesen, wusste Lenin im Unterschied zur restlichen politischen Linken mit dem Kriegsausbruch von 1914 etwas anzufangen. Und er wusste auch, wo die Chance zur revolutionären Nutzung des Krieges lag: in Russland, dem schwächsten Glied der imperialistischen Kette, wo diese als erstes reißen würde. Es war die Umstellung der Revolutionstheorie von der Krise auf die Katastrophe, die zur fundamentalen Verkehrung der marxistischen Theorie führte: nicht in den fortgeschrittensten Ländern, wie Marx dies erwartet hatte, sondern in einem der rückständigsten Länder sollte der Sozialismus eingeführt und der Kommunismus entwickelt werden. Die Katastrophe war der Katapult, mit dem ein Land aus seiner relativen Rückständigkeit an die Spitze des Fortschritts geschleudert werden konnte.

Aber der Krieg setzte nicht nur politische Ideen und revolutionäre Strategien frei, sondern auch eine Fülle technischer Innovationen, die in ihrer überwiegenden Mehrheit dafür gedacht waren, die „kleine Katastrophe" des militärischen Stillstands zu beenden und die tendenziell bewegungslose Front zwischen Schweizer Grenze und Kanalküste wieder in Bewegung zu bringen. Der Krieg sorgte für Innovationsschübe, bei denen nach technischen Mitteln zur Beendigung des Krieges durch den Sieg gesucht wurde. Es wurden Panzer erfunden, um die Fronten zu durchbrechen, mit Giftgas sollten Paniken erzeugt werden, und die Entwicklung der Luftwaffe macht ungeheure Sprünge: vom Einsatz einfacher Maschinen, in denen anfangs der Beobachter mit Karabiner oder Pistole einen gegnerischen Flieger beschoss, bis hin zu Flugzeugen, die mit durch den rotierenden Propeller schießenden Maschinengewehren ausgerüstet waren, bei denen also die Rotation des Propellers mit der Schussfolge des Maschinengewehrs synchronisiert war. Und schließlich kamen auch die ersten Bombenflugzeuge zum Einsatz. Ohne den Krieg hätte es diese Entwicklungssprünge nicht gegeben. Das tragische Paradoxon der militärtechnischen Innovationen bestand darin, dass sie, die auf die Vermeidung der großen Katastrophe des langen Krieges zielten, diese Katastrophe vergrößerten, indem sie dazu beitrugen, dass der Krieg immer intensiver geführt wurde. Sämtliche kriegführenden Parteien suchten nach Mitteln, den Krieg zu beschleunigen, um ihn zu beenden – und bewirkten dadurch das genaue Gegenteil. Es ist diese Verschmelzung von Krieg, Wissenschaft und Ökonomie, die bereits auf den Zweiten Weltkrieg voraus weist.

POSTIMPERIALE RÄUME UND POLITISCHER FUNDAMENTALISMUS

Zu den langfristigen Folgen des Krieges gehört schließlich auch der Zerfall der drei großen Reiche, die Mittel- und Osteuropa sowie dem Nahen und Mittleren Orient eine politische Ordnung verliehen hatten. Mit der politischen Stabilisierung der Sowjetunion entstand auf dem Gebiet des zaristischen Russlands in neuer Akteur, der zum geopolitischen Nachfolger des Zarenreichs wurde und wie dieses die große Landmacht als Widerpart der großen Seemacht darstellte, anfänglich noch Großbritanniens, bald aber schon der USA. Das war im Falle Österreich-Ungarns und des Osmanischen Reichs anders: In Mitteleuropa und auf dem Balkan entstanden Staaten mit nationaler Prätention, aber auch nationalen Minderheiten, die darum politisch fragil blieben. Die jugoslawischen Zerfallskriege der 1990er Jahre, in denen der Sammelstaat der Südslawen unterging, waren eine Spätfolge der politischen Katastrophe von 1914. Die Probleme nationaler Minderheiten bestehen in dem von der Donaumonarchie und dem europäischen Teil des Osmanischen Reichs hinterlassenen postimperialen Raum fort. Eine stabile politische Ordnung ist auf dem Balkan bis heute nicht entstanden, und die aus der Konkursmasse Jugoslawiens hervorgegangenen Staaten sind wirtschaftlich nicht überlebensfähig. Die Erweiterung der Europäischen Union in diese Räume, die auf einen permanenten Ressourcentransfer von Nordwest nach Südost hinausläuft, kann als ein Projekt zur Domestikation der Konflikte dieses Raumes angesehen werden. Man kann darin eine „Lektion" der Julikrise von 1914 sehen: die Westeuropäer müssen verhindern, dass sich die balkanischen Konflikte zu einer neuerlichen Katastrophe zusammenballen. Europa kauft dem Balkan die Gewaltbereitschaft ab, und die Balkanstaaten profitieren von ihrem Verzicht auf die Gewalt. So wird ein Konflikt gehegt, der sonst zur Katastrophe eskalieren könnte.

Der andere postimperiale Raum, der im Gefolge des Ersten Weltkriegs entstanden ist, ist der Nahe und Mittlere Osten, der bis 1918 Bestandteil des Osmanischen Reichs war und anschließend zwischen den Siegermächten Großbritannien und Frankreich aufgeteilt wurde. Aus diesen Mandatsgebieten erwuchsen nach dem Zweiten Weltkrieg eigene Staaten, die jedoch ebenso instabil sind wie die Staaten des Balkans; eine allseits akzeptierte Friedensordnung zwischen ihnen ist nicht in Sicht. In vieler Hinsicht ist diese Region dem Europa vor dem

Ersten Weltkrieg ähnlich, als gegenseitiges Misstrauen, Einkreisungs- und Niedergangsängste sowie eskalierende Rüstungswettläufe ein Spiel mit dem Risiko eröffneten, das dann in der großen Katastrophe endete.

Der Katastrophenbegriff hat in Europa durch seine vielfältigen Verbindungen mit dem Ersten Weltkrieg die Bedeutung einer Rettung durch Umwendung verloren. Die Vorstellung, dass man in der Katastrophe und durch sie etwas zu gewinnen habe, wie sie gerade in Deutschland verbreitet war,[64] ist definitiv verschwunden. Die Katastrophe ist, gleichgültig, in welcher Gestalt sie uns ereilen würde, das absolut zu Vermeidende. Politischer und technischer Katastrophenschutz sind angesagt. Und auch die Vorstellung, dass von der Revolution als der politisch handhabbar gemachten Katastrophe etwas Positives zu erwarten sei, ist nicht mehr stark verbreitet. Das verfasste Europa ist zu einem großen Projekt der Domestizierung von Katastrophe, Krieg und Revolution geworden. Die bevorzugte Strategie dabei ist die Peripherisierung: Die europäischen Gesellschaften drängen Krieg und Revolution an die Ränder und Peripherien ihrer Ordnung. Naturkatastrophen in fernen Ländern werden dadurch zu Anregern der Hilfsbereitschaft, Kriege und Revolutionen dagegen dienen der Abwechslung in einer Nachrichtenlage, bei der es sonst vor allem um das Auf und Ab der Börsen geht. So lange diese Situation so besteht, sind Fundamentalisten die Einzigen, die sich von Katastrophen Rettung und Heil versprechen; die Erwartung des Heils vermittels der Katastrophe ist geradezu zum Definitionsmerkmal des Fundamentalismus geworden. Man kann die heilsgeschichtliche Neutralisierung der Katastrophe auch als einen evolutiven Lernprozess beschreiben. Das jedenfalls ist die Selbstbeschreibung einer Gesellschaft, die für sich in Anspruch nimmt, die Heilsversprechen des Katastrophischen überwunden zu haben. Der Fundamentalismus welcher Richtung auch immer läuft hingegen auf die Rehabilitation des Katastrophischen hinaus.

---

64 Vgl. Klaus Vondung: Die Apokalypse in Deutschland, München: dtv 1988, insbes. S. 150ff.

LITERATUR

Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht 1972.

Angelow, Jürgen: Der Weg in die Urkatastrophe. Der Zerfall des alten Europa 1900-1914, Berlin: be.bra 2010.

Arendt, Hannah: Über die Revolution, München: Piper 1974

Baberowski, Jörg: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt, München: Beck 2012.

Berglar, Peter: Walther Rathenau. Ein Leben zwischen Philosophie und Politik, Graz: Styria 1987.

Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.

Bürger, Peter: „Das Ende der Erzählung von Herr und Knecht"; in: Neue Rundschau 3 (1995), S. 24-31.

Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1959

Clausewitz, Carl von: Vom Kriege, hrsg. von W. Hahlweg, Bonn: Dümmler 1980

Conrad, Sebastian: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München: Beck 2006.

Engels, Friedrich: „Einleitung zu ‚Die Klassenkämpfe in Frankreich' (Ausgabe 1895)", in: MEW, Bd. 7, S. 511-527

Engels, Friedrich: „Das Begräbnis von Karl Marx", in: MEW, Bd. 19, S. 335-337.

Ebach, Jürgen: Kassandra und Jona. Gegen die Macht des Schicksals, Frankfurt a. M.: Athenäum 1987.

Euchner, Walter: „‚Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte'. Zum Metaphern- und Symbolumfeld eines Marxschen Diktums"; in: Walter Euchner/Francesca Rigotti/Pierangelo Schiera (Hg.), Die Macht der Vorstellungen, Berlin: Duncker & Humblot 1993.

Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart: DVA 1999.

Figes, Orlando: Krimkrieg. Der letzte Kreuzzug, Berlin: Berlin Verlag 2011.

Fischer, Karsten (Hg.): Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitenwende, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999.

Flasch, Kurt: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg, Berlin: Alexander Fest 2000.

Freska, Martin: Das verlorene Atlantis, Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997.

Gaiser, Konrad: Platon und die Geschichte, Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1961.

Gibbon, Edward: Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen [1776-1788], 6 Bde., München: dtv 2003.

Groh, Dieter: Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1974.

Groß, Gerhard P. (Hg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn: Schöningh 2006.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, ed. Joh. Hoffmeister, Hamburg: Meiner 1952.

Hobsbawm, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien: Hanser 1995.

Jünger, Friedrich Georg (Hg.): Aufmarsch des Nationalismus, Leipzig: Der Aufmarsch 1926.

Kant, Immanuel: „Der Streit der Fakultäten", in: ders., Werke, Bd 9, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt: WBG 1970.

Kennan, George F.: Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875-1890, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Propyläen 1981.

Kojève, Alexandre: Hegel. Kommentar zur Phänomenologie des Geistes, ed. Iring Fetscher, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975.

Koth, Harald: „Meine Zeit wird kommen…" Das Leben des Karl Kautsky, Berlin: Dietz 1993.

Koenen, Gerd: Was war der Kommunismus? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010.

Koenen, Gerd: Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900-1945, München: Beck 2005

Kunisch, Johannes: „Von der gezähmten zur entfesselten Bellona. Die Umwertung des Krieges im Zeitalter der Revolutions- und Freiheitskriege"; in: ders. (Hg.), Fürst, Gesellschaft, Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1992, S. 203-226.

Kurtzke, Hermann: Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk, München: Beck 1999.

Lübbe, Hermann: „Die philosophischen Ideen von 1914“, in: ders., Politische Philosophie in Deutschland, München: dtv 1974.

Machiavelli, Niccolò: Der Fürst/Il Principe, übersetzt von Rudolf Zorn, Stuttgart: Kröner [4]1972.

Mann, Thomas: „Gedanken im Kriege“; in: ders., Essays, hrsg. von Hermann Kurtzke und Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: Fischer 1983, Bd. 1, S. 191-198.

Martinetz, Dieter: Der Gaskrieg 1914-1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe, Bonn: Bernard & Graefe 1996.

Meier, Christian: Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980.

Meier, Mischa/Patzold, Steffen: August 410 – ein Kampf um Rom, Stuttgart: Klett-Cotta 2010.

Mohler, Ernst: Die konservative Revolution in Deutschland. 1918-1932. Ein Handbuch, 2 Bde., Darmstadt: WBG [3]1989.

Mommsen, Wolfgang J.: Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918, Stuttgart: Klett-Cotta 2002 (= Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 17).

Meinecke, Friedrich: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden: Brockhaus 1946.

Münkler, Herfried: „Instrumentelle und existenzielle Auffassung des Krieges bei Carl von Clausewitz“, in: ders., Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion, Weilerswist: Velbrück 2002, S. 91-115.

Rapoport, Anatol: „Tolstoi und Clausewitz. Zwei Konfliktmodelle und ihre Abwandlungen“; in: Günter Dill (Hg.), Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz: Vom Kriege, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1980, S. 696-718.

Rauchensteiner, Manfried: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz: Styria 1993.

Saage, Richard: Zwischen Darwin und Marx. Die Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie von 1933/34, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012.

Michael Salewski: Der Erste Weltkrieg, Paderborn u.a.: Schöningh 2003.

Sallust: „Die Verschwörung des Catilina“, „Vorrede“, in: ders., Historische Schriften. Zürich/München: Artemis 1978.

Schnell, Felix: Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933, Hamburg: Hamburger Edition 2012.

Schulin, Ernst: „Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“; in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, München/Zürich: Piper 1994, S. 3-27.

Schumpeter, Joseph A.: Beiträge zur Sozioökonomik, hrsg. von Stephan Böhm, Wien/Köln/Graz: Böhlau 1987.

Seidt, Hans-Ulrich: Berlin, Kabul, Moskau. Oskar Ritter von Niedermayer und die deutsche Geopolitik, München: Universitas 2002.

Sorel, George: Über die Gewalt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.

Sternhell, Zeev/Sznajder, Mario/Asheri, Maia: Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg: Hamburger Edition 1999.

Stevenson, David: 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006.

Storz, Dieter: Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford/Berlin/Bonn: Mittler 1992.

Szöllösi-Janze, Margit: Fritz Haber 1868 bis 1934. Eine Biographie, München: Beck 1998

Traverso, Enzo: Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914-1945, München: Siedler 2008.

Vidal-Naquet, Pierre: Athen, Sparta, Atlantis. Die griechische Demokratie von außen gesehen, München: Fink 1993.

Verhey, Jeffrey: Der ‚Geist von 1914‘ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg: Hamburger Edition 2000.

Vondung, Klaus: Die Apokalypse in Deutschland, München: dtv 1988.

Wapnewski, Peter: Der traurige Gott. Richard Wagner in seinen Helden, München: dtv 1982.

Wolf, Klaus: Gallipoli 1915. Das deutsch-türkische Militärbündnis im Ersten Weltkrieg, Sulzbach/Ts. und Bonn: Report 2008.

Zechlin, Egmont: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969.

Junker, Detlef: Power and Mission. Was Amerika antreibt, Freiburg/Br.: Herder 2003

Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers (1944), Frankfurt a. M.: Fischer 1982.

Katastrophe und Souveränität

Zur Genese eines ästhetisch-politischen Paradigmas

LEON HEMPEL, THOMAS MARKWART

ZURÜCK ZUR KATASTROPHE

Beständig und scheinbar zunehmend drängt sich der Begriff Katastrophe vor und in die Wahrnehmung von Ereignissen, ersetzt er alternative Wirklichkeitsbeschreibungen und okkupiert beinahe alle schrecklichen Ereignisse. Diese Präsenz der Katastrophe vor allem in medialen und politischen Verlautbarungen weckt nicht nur kultur-, sondern auch begriffshistorisches Interesse; inzwischen sieht sich der Begriff gar in die Annalen deutscher Begriffsgeschichte befördert. Im Archiv für Begriffsgeschichte von 2009 wundern sich Timo Günter und Olaf Briese eingangs ihres Artikels, dass, trotz ubiquitären Gebrauchs, der Katastrophenbegriff bislang keine entsprechende „begriffsanalytische" Würdigung erfahren habe. Entsprechend dieses Desiderats werden die historischen Quellen von der Antike bis in die Gegenwart nach dem Begriff abgesucht, allerdings ohne die geforderte analytische Schärfe zu erreichen. Die Autoren schütten Material auf, treiben es gleichsam in einen Katarakt[1], ohne dass es zur Lösung käme; und es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als der Gegenwart die sukzessive Abnutzung des Begriffs zu konstatieren. Ihre panoptische Geschichtsschau beschlie-

1 Walter Benjamin bezeichnet mit diesem Bild eine teleologische wie tragische Praxis im Barock: Katarakt als Sturzfall heillos aufgetürmter, sinnfreier Stofflichkeit, die zur erlösenden Katastrophe führen muss. Heute dagegen erscheint Stoffaufschüttung selbst als Katastrophe. Vgl. Walter Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963, S. 56.

ßen sie mit der Behauptung, der Gehalt des Katastrophenbegriffs sei heute entwertet, seine Brisanz in permanenter Anwendung erloschen. Die allgegenwärtigen Beschwörungen hebe die einzelne Katastrophe auf,[2] und der Begriff, reduziert auf das dauernde Skandalon, auf das evokativ emotionale Signal, finde keine Möglichkeiten zu erneuter semantischer Füllung. „Die Apostrophierungen von sich wandelnden Bevölkerungsstrukturen, von militärischen oder sogenannten terroristischen Bedrohungen als ‚Katastrophe', als ‚katastrophal' oder als ‚katastrophisch' dementiert sich zunehmend selbst", heißt es am Ende des Aufsatzes. „*Äußerlich-kommunikativ* entwertet sie ein zunehmender inflationärer Gebrauch; *erkenntnisintern* verlieren diese Bezeichnungen, da sie inhaltlich nicht mehr intensivierbar sind, ihren Wert."[3] Doch die Klage über die prekäre Semantik, den in kommunikativen Formen aufgelösten Wirklichkeitsbezug weist implizit auf eine alternative Deutung, auf das Politische in der Kommunikation, auf einen Begriff mit Potenz.

Anstatt von der Spannung zwischen Begriffsgeschichte und aktueller Wirklichkeit zu zehren,[4] anstatt die Geschichte nach der Gegen-

---

2 Implizit wird hier auf Agambens aus Benjamin-Lektüre gewonnener Idee des permanenten Ausnahmezustands angespielt, ohne allerdings dessen Konsequenzen nachzuvollziehen. Vgl. Giorgio Agamben: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002.

3 Olaf Briese/Timo Günter: „Katastrophe. Terminologische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", in: Archiv für Begriffsgeschichte 51 (2009), S. 194.

4 Wie Koselleck exemplarisch vorführt: „Es gehört zum Vorzug der Begriffsgeschichte, im Wechsel synchronischer und diachronischer Analysen die Dauer vergangener Theorien aufschlüsseln zu helfen. Im Wechsel der Perspektive können Verwerfungen sichtbar werden, die zwischen alten Wortbedeutungen, die auf einen entschwindenden Sachverhalt zielen, und neuen Gehalten desselben Wortes auftauchen. Dann können Bedeutungsüberhänge beachtet werden, denen keine Wirklichkeit mehr entspricht, oder Wirklichkeiten scheinen durch einen Begriff hindurch, deren Bedeutung unbewußt bleibt. Gerade der diachronische Rückblick kann Schichten freilegen, die im spontanen Sprachgebrauch verdeckt sind." Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, S. 125.

wart zu befragen, halten die Autoren dem Leichnam eine Totenrede, und verschließen das Archiv. In dieser Lesart erscheint der gegenwärtige Begriffsgebrauch geradezu selbst als Katastrophe, die aktuelle Verwendung als Auslöschung des Begriffs oder zumindest seines exklusiven Anspruchs. Exemplifiziert wird hier ein Modell, das dem Katastrophendiskurs selbst eingeschrieben ist. Die Autoren unterwerfen sich der von ihnen apostrophierten Katastrophe, indem sie sich von der Wissenschaft, namentlich von der Katastrophensoziologie, „einen relativ stabilen semantischen Kern von Katastrophe“, eine semantische Kehre in der Begriffsgeschichte also, vorsichtig erhoffen.

Doch wäre der Begriff tatsächlich entleert, so ließe sich aus seiner Verwendung heute kein Profit mehr schlagen. Das Gegenteil ist augenscheinlich der Fall: „Die Katastrophe, so widersinnig das auf den ersten Blick erscheinen mag, ist das einzige, was uns in der zerbrechenden Welt einigt“, stellen Georg Seeßlen und Markus Metz fest[5], sogleich eine politische Funktion andeutend. Es gilt also, die permanente Ausrufung von Katastrophen nicht nur auf eine skandalierende Wirkung zu reduzieren, sondern den Akt der Erklärung, der Wirklichkeit als Erscheinung formt, dessen Zweck und Funktion zu betrachten. Wo diese konstitutive Intention unterschlagen wird, droht der semantische Kern von Katastrophe, der den Begriff durch die Geschichte trägt, verfehlt zu werden, sich zu verflüchtigen. Wird – wie heute üblich – die Katastrophe mit einem Ereignis restlos identifiziert, so ist sogleich dieser Kern überschrieben durch ein versicherungs- wie ingenieurstechnisches Risikokalkül, das Ereignis Anlass und Objekt statistischer Berechnung und Analysen. Dieses rationale Versicherungsmodell verschattet den politischen Akt der Erklärung. Ohne zwar auf den politischen Aspekt der Erklärung dezidiert einzugehen, formulieren die Kommunikationswissenschaftler Georg Ruhrmann und Matthias Kohring, 1996 dagegen in einem Band der Reihe *Zivilschutzforschung*:

> Ein Ereignis ist nicht an sich katastrophenhaft: Es hängt immer von gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen ab, welches Ereignis als Katastrophe gilt – und welches nicht. […] Diese Erkenntnis wird jedoch häufig vernachlässigt, sowohl in der soziologischen und kommunikati-

5 Markus Metz/Georg Seeßlen: „Tsunamis am Rande des Nervenzusammenbruchs. Die Katastrophe und ihre Bilder“, in: Jungle World vom 15.04.2011.

onswissenschaftlichen Forschung als auch in der staatlichen Kommunikation.[6]

Der folgende Beitrag verfolgt nicht die Begriffsgeschichte, sucht nicht allein kulturhistorische Bedeutungsschichten und Funktionsweisen in der Praxis des Katastrophenbegriffs freizulegen, sondern vielmehr eine inhärente politische Konstante zu fixieren. Zu diesem Zweck werden insbesondere Geschichtsschreibung und Theatertexte untersucht. Durch die Geschichte, durch seine vielfach aktualisierten historischen Schichten hindurch bleibt der Begriff seiner ästhetisch-theatralischen Herkunft verpflichtet – und verbindet sich zugleich mit der Frage nach Souveränität. Nicht das Ende des Begriffs gilt es zu erklären, sondern vielmehr seine Verwendung zu verstehen – seine politische Praxis. Es ist nicht die Frage, ob die künftige Geschichte des Begriffes stabile semantische Dimensionen noch aufzuschichten vermag. Im Gegensatz zu Ereignisbeschreibungen wie Sturmflut, Vulkanausbruch oder Atomunfall, die gemeinhin bedenkenlos mit Katastrophe identifiziert werden, leistet der hiervon zu unterscheidende Begriff ein Doppeltes: Er sondert und klassifiziert ein Ereignis, um die normativen Institutionen alltäglichen Handelns auszusetzen und gleichzeitig einen besonderen Akt der Souveränität zu induzieren. Dem Ereignis heftet er das Kennzeichen der Ausnahme wie des Irrationalen zu dem Zweck an, außergewöhnliches Handeln zu rechtfertigen. Durch Katastrophenerklärungen setzt souveränes Tun ein, das, hergebrachte Sicherheit aufhebend, nominierte Bedrohung überführt in einen neuen Status der Einheit, Macht wie auch der Sicherheit.[7] Gerade in diesem Sinne ist der Katastrophenbegriff heute vielleicht der einzig verbliebene Wirklichkeits-

---

6 Georg Ruhrmann/Matthias Kohring: Staatliche Risikokommunikation bei Katastrophen. Informationspolitik und Akzeptanz, Bonn: Bundesamt für Zivilschutz 1996, S. 20.

7 Die von Carl Schmitt konstatierte Verbindung von Ausnahmezustand und Souveränität, die auch noch für Agamben eine Rolle spielt, bezieht sich nicht nur auf die verschollene Tradition, Katastrophe und Souveränität zu verknüpfen, übersetzt in und verschleiert durch juristische Formeln, sondern überträgt gar die Legitimation des absoluten Souveräns im Ancien Regime auf die Gegenwart. Carl Schmitt: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, Berlin: Duncker & Humblot 2009.

begriff. Der Begriff zeigt sich als Instrument einer Politik, die, ungestört von Regeln und Disputen, Wirklichkeit zu formen sucht, und nicht zuletzt als Herrschaftsdispositiv.

VON DER DOPPELTEN GEWALT DER KATASTROPHE. HERODOTS BEGRÜNDUNG SOUVERÄNEN HANDELNS

Aus dem Griechischen kommend, zerfließt das Wort ‚Katastrophe' in der Antike zur begrifflichen Unschärfe. Der Althistoriker Mischa Meier verweist auf den unbestimmten etymologischen Grund: das Wort katastrophé ist aus dem Verbum kata-stréphein, „völlig umdrehen", „auf den Kopf stellen", „zugrunde richten", „zu einem Ende hindrehen", abgeleitet, und nennt nicht weniger als sieben mögliche Konnotationen, die eher einen komplexen Zusammenhang als Unterschiede betonen: „Umsturz", „Unterwerfung" und „Unterjochung" stecken ein politisches Assoziationsfeld ab. Das „Zurückschwingen einer angeschlagenen Saite in die Ausgangsposition" deutet auf Wendung, wie aus der Dramentheorien bekannt. „Abschluss", „Ende", „Untergang" und „Tod" bezeichnen, die Wendung aufnehmend, eine theatralischen Handlungseinheit wie auch eine existenzielle Situation. Schließlich gibt Meier noch eine letzte, seltsame Bedeutung an: „Kran", der, womöglich Theatermaschine, auf den Zusammenhang von Katastrophe und Technik weist.[8] Es ergibt sich ein semantisches Gefüge, das Politik, Ästhetik, Technik und Existenz zusammenstellt.

Entstanden ist der Begriff der Katastrophe aus einer bestimmten historischen Situation und politischen Erfahrung. Herodots Geschichtsschreibung offenbart diesen Zusammenhang: In den um 425 v. Chr. abgeschlossenen *Historien* errichtet er aus der Perspektive der gegen die Perser siegreichen Griechen das politisch-geografische Raumbild einer Teilung. Griechenlands postulierte ‚nationale' Einheit gründet auf einem zugleich erzeugten Außen: Die Perser geraten zur Reflexions- und Konstitutionsinstanz der Hellenen. Erzählt Herodot,

8 Mischa Meier: „Zur Terminologie der (Natur-)Katastrophe in der griechischen Historiographie", in: in: Gerrit Jasper Schenk/Jens Ivo Engels (Hgg.), Historical Disaster Research. Concepts, Methods and Case Studies – Historische Katastrophenforschung. Begriffe, Konzepte und Fallbeispiele, Köln 2007 (= Historical Social Research 32.3 [2007]), S. 47f.

wie das Perserreich sich sukzessive ausdehnt, Völker und Reiche unterwirft, so werden Eskalationsstufen einer Katastrophe registriert. Mit der vollständigen Einnahme der Levante durch die Perser drohe Griechenland die endgültige Einkreisung und Vernichtung. Die heraufziehende Gefahr zum Vorzeichen einer ‚nationalen' Katastrophe zu erklären, erweist sich nun als souveräner Akt des im Namen der Griechen sprechenden Erzählers; ein Akt, der die Zwietracht und ökonomische Konkurrenz der griechischen Städte substituiert durch das postulierte gemeinsame politische Interesse. Aus dieser – mit den *Historien* gleichsam vollzogenen – Erklärung folgt die absolute Dichotomie einer neuen nationalen Souveränität, entweder gemeinsam unterzugehen oder als politische Einheit sich gegen die Gefahr zu behaupten. Fortan markiert der Hellespont eine – von den Griechen gezogene – politisch-geografische Grenzlinie zwischen Europa und Asien als räumliche Teilung, die zugleich eine ethisch-anthropologische ist.[9] Sofern es den griechischen Stämmen nicht gelingt, bestimmte Zeichen, die historischen wie auch die natürlichen, zu lesen und in souveräne Akte umzusetzen, werde sie die un-erklärte Katastrophe ereilen. Beispielhaft führt Herodot dieses Katastrophendispositiv an den Eroberungen der Perser bzw. dem Untergang einzelner Stämme und Völker vor. Die Unterwerfung der griechischen Thessalier gipfelt in einer demonstrativen Erklärung, die er so ironisch wie konsequent dem persischen Großkönig Xerxes in Mund legt. Nichts zeigt so ausdrücklich den Zusammenhang von Katastrophenerklärung und Souveränitätsbehauptung:

> Die Thessaler sind kluge Leute. Sie haben das Sichere gewählt und sich längst eines Besseren besonnen; und sie haben sich alle Umstände wohl überlegt, zumal daß ihr Land leicht und schnell zu erobern ist. Man hat ja nichts weiter nötig, als dem Peneios durch einen Damm den Weg durch

9 Die Teilung intensiviert und politisiert den bereits bekannten Gegensatz zwischen Barbaren und Hellenen, wobei Herodot den Barbarenbegriff durchaus relativiert, wenn er zeigt, dass ihn auch die Ägypter benutzen zur Kennzeichnung anderer, fremder Völker. (vgl. Koselleck: Vergangene Zukunft, S. 218-229; Wilfried Nippel: Griechen, Barbaren und „Wilde". Alte Geschichte und Sozialanthropologie, Frankfurt a. M.: Fischer 1990, S. 36).

> die Schlucht zu versperren und in das thessalische Land münden zu lassen, so steht ganz Thessalien bis ans Gebirge unter Wasser.[10]

Es sind zwei Untergangsbilder, die Herodot ineinanderfügt und gleichzeitig gegeneinander ausspielt: Nicht das angedrohte Ereignis der Überschwemmung, die physische Katastrophe, wie es uns heute scheinen mag, stellt sich aus Sicht des antiken Geschichtsschreibers als Katastrophe dar. In Gestalt einer politischen Parabel wird die physische gegen die politische Katastrophe, die Unterwerfung, gewendet. Herodot lässt Xerxes für die Thessalier sprechen, weil diese ihre Stimme, politische Vernehmbarkeit[11], also ihre Souveränität aufgegeben haben. Die von Xerxes unterstellte Klugheit der Thessalier beruht auf Angst – und dem strategischen Spiel mit dieser Angst. Den Thessaliern erscheint die angedrohte physische Vernichtung alternativlos, weil sie sich einer bestimmten Deutung der natürlich-geografischen Gegebenheiten beugen, Zeichen mit Tatsächlichem verwechseln. Nicht bloß die persische Heeresmacht, sondern vielmehr die furchtsam interpretierten Naturbedingungen nötigen sie zur Unterwerfung. Unfähig, jene natürlichen Zeichen in eine rationale Praxis politischer Herrschaft zu übersetzen, ohne eigene Strategie und mithin Katastrophenerklärung, die souveräne Aktion initiiert, verwandelt sich ihnen die thessalische

---

10 Herodot: Historien, Stuttgart: Kröner 1971, Buch 7, Kap. 130, S. 481.

11 Die Thessalier sind– nach Rancière – unvernehmbar, ihre Argumente, ihre Stimme wird nicht gehört, weil der politische Entschluss, den Herodot verkündet, diese nicht umfasst, keine Vokabeln kennt für die thessalischen Bedürfnisse. Sie sind unhörbar im ausgehandelten Rahmen einer Sprache über Gemeinsamkeit. Ihre Unterwerfung schließt sie mithin aus der politischen wie ästhetischen Sichtbarkeit aus. Das Unvernehmen beruht „nicht einzig auf den Wörtern […]. Es beruht auf der Situation der Sprechenden selbst. […] Das Unvernehmen betrifft weniger die Argumentation als das Argumentierbare, die An- oder Abwesenheit eines gemeinsamen Gegenstandes zwischen einem X und einem Y. Es betrifft das sinnliche Darstellen dieses Gemeinsamen, die Eigenschaft der Gesprächspartner selbst, es darzustellen. Die Extremsituation des Unvernehmens ist jene, bei der X nicht den gemeinsamen Gegenstand sieht […].“ Diese Extremsituation betrifft „in erster Linie die Politik“. Jacques Rancière: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, S. 11.

Landschaft in einen Angstraum, selbstbewusstes Handeln in Kapitulation. Ihre letzte Entscheidung inauguriert die persische Souveränität, weil sie jegliche Entscheidungsfähigkeit, jedes mögliche Tun aufhebt. Der politische Tod, die Unterwerfung unter die Stimme des Persers, markiert eine Katastrophe, die der Suprematie jenes Anderen dient, der sie erklärt; ein absolutes Ende, weil sie jeden anderen Tod in sich einschließt.

Diese Parabel kommentiert Herodot mit einer weiteren symbolischen Erzählung, die sich ebenso als performative, auf das Theater weisende Szene präsentiert. Für die Alternative, sich entweder zu behaupten oder auszuliefern, findet der Geschichtenerzähler ein einprägsames Bild: Nachdem die persischen Herolde die griechischen Städte zur Kapitulation aufgefordert hatten, kehren sie zurück zum Heer des Xerxes, „einige mit leeren Händen, andere brachten Erde und Wasser mit“[12]. Symbolisiert die ritualisierte Übergabe von Erde und Wasser Unterwerfung, so demonstrieren die Gesten der gefüllten und der leeren Hände, dass einige griechische Stämme sich den Forderungen der Perser gebeugt haben, andere nicht. Die mit Erde gefüllten Hände sind Zeichen der aufgegebenen Souveränität, die leeren allerdings der behaupteten Entscheidungsfähigkeit. Der Unterwerfung sich verweigernd, besetzen die widerspenstigen Griechen diese Leere im politischen Zeichenhandel gleichsam mit einer lauernden Potenz; die nackten Hände bezeichnen und versprechen ihre künftiges souveränes Handeln, ihr souveränes Vermögen. Herodot beschreibt dieses Ritual als sichtbares Symbol einer Aufteilung zwischen zwei politischen Wahlmöglichkeiten, als ästhetische Schaltstelle zwischen der einen und der anderen Entscheidung, zwischen den Stämmen, die sich ergeben und den anderen, die ihre politische Entscheidungsfähigkeit nicht nur erhalten, sondern potenzieren, indem sie sich als politisches Volk rechtlich konstituieren:

> Gegen diese Stämme und Städte schlossen die übrigen Hellenen, die den Kampf mit den Barbaren aufnehmen wollten, einen Vertrag. Dieser Vertrag besagte, daß jedes hellenische Gemeinwesen, das sich den Persern ohne Kampf und ohne durch eine Niederlage gezwungen zu sein, ergäbe,

12 Herodot: Historien, 7, 131, S. 481.

> als Buße an den Gott in Delphi den Zehnten zu entrichten habe. Das war der Vertrag, zu dem die Hellenen sich verpflichteten.[13]

Berichtet Herodot von den großen Schlachten, von Thermopylai, Salamis und schließlich Plataiai, wo die Griechen endgültig über die Perser triumphieren, so zeigt er insbesondere, mit welchen rationalen, politischen und militärischen Strategien der persische Rückzug aus Griechenland erzwungen wird. Die Katastrophe ist proklamiert – und zugleich abgewendet, indem sich ein Teil der griechischen Stämme verbünden. Ihre Stärke besteht nicht allein im gemeinsamen und identitätsstiftenden Kampf, als vielmehr in kalkulierter Praxis, der Entwicklung und Ausführung rationaler Verfahren. An der Katastrophenerklärung wie dem darin eingeschlossenen Handeln scheidet sich für Herodot Rationalität von Barbarei. Mithin folgt der persische Untergang nicht nur aus dem Missverstehen griechischer Strategien und Taktiken, weil sie selbst nur eine einzige kennen, als vielmehr aus dem der eigenen Lage. Die Perser werden Opfer ihrer Angst-Strategie, deren Resultat sie irrtümlich in der vermeintlichen Flucht der Griechen während der Schlacht zu erkennen meinen. Mit der Fehldeutung des persischen Feldherrn Mardonios, der Festlegung auf „shock and awe“ deutet sich die endgültige Niederlage bei Plataiai an. Ungeordnet stürzen die Perser den angeblich Fliehenden hinterher „ohne die Ordnung zu bewahren und sich im Gliede zu halten. Also ging es mit Geschrei und Getümmel davon, um die Hellenen zu fangen“.[14] Dieser Mangel an rationalem Handel bezeugt für Herodot den Barbaren, und aus dem ausführlich erzählten Befund leiten die Griechen fortan ihre kulturelle wie politische Superiorität ab.[15] Aus einem politischen, kalkulierten Aktionsplan rührt die abendländische Zivilisationsidee als Herrschaftsanspruch über sich selbst und über andere, scheidet sich über-

13 Ebd., 7, 132, S. 481f.

14 Ebd., 9, 59, S. 608.

15 „Die von den Perserkönigen aufgebotenen Heere erschienen den Griechen als Massen willenloser Sklaven […] Hieraus konnte sich ein Überlegenheitsgefühl aufgrund der eigenen spezifisch politischen Strukturen entwickeln […]. Aus der Knechtsnatur der Barbaren wurde dann auch abgeleitet, dass die Griechen über sie herrschen sollten.“ (W. Nippel: Griechen, Barbaren und „Wilde“, S. 36)

heblich der Westen vom Osten, alle Verbindungs- und Herkunftslinien kappend.

Weniger als schreckliches Ereignis beschreibt Herodot den Heerzug der Perser gegen Griechenland, sondern als einen Deutungsakt, der Interpretation, Handeln und politische Macht miteinander verschließt. Dieser Akt bekundet die doppelte Potenz des adressierten Ereignisses, die sogleich auf das politische Handeln bezogen wird. Denn auf die Erklärung sowohl der drohenden Potenzialität wie auch der faktischen Gewalt der ‚Katastrophe' gründet der Sprechakt seine politische Macht und Vehemenz. Weisen die deutbaren Zeichen zunächst nur auf mögliches künftiges Geschehen, auf ein (noch nicht durch den Akt bestimmtes) Vermögen als den einen Aspekt der *Potenz* – von den Thessaliern entkräftet, indem sie die Zeichen ins unausweichliche Faktum festsetzen –, so zeigt die Wendung in die Tat hingegen die zweite Seite der Potenz. Wo Vermögen und Aktion sich verbinden, vollzieht sich die Katastrophenerklärung als Akt der Souveränität. In ihr fügt sich der Potenzbegriff als Ganzes, aus der möglichen Gewalt wird reale politische Gewalt ohne sich als Potenzialität, als Vermögen zur Macht aufzuheben. Entsprechend heißt es bei Agamben: „Potenz und Akt [sind] nur die beiden Aspekte des Prozesses der souveränen Selbstbegründung des Seins."[16] Das Katastrophendispositiv, verfugt in die Ambivalenz von Fähigkeit und Gewalt, demonstriert musterhaft die Aspekte der Souveränität: Wenn die Griechen die persischen Gesandten mit leeren Händen zurückschicken, also ihr Vermögen zum politischen Handeln zur Schau stellen, so ist ihre gleichsam nationale Souveränität begründet.

Aber nicht nur die sukzessive Unterwerfung der Völker und einzelner griechischer Stämme durch die Perser erklärt Herodot zu Vorzeichen der Katastrophe. In einzelnen Episoden der *Historien* erweisen sich auch Naturereignisse als Zeichen. Doch Geltung erlangen sie nicht in Bezug auf ein Ereignis, sondern nur als Teil einer Katastro-

---

16 Agamben: Homo sacer, S. 57. „Die Souveränität ist immer doppelt, weil das Sein sich selbst aufhebt, indem als Potenz mit sich selbst in der Beziehung des Banns [bando] (oder der Verlassenheit [abbandono]) verbunden bleibt, um sich dann als absoluter Akt zu verwirklichen (der mithin nichts weiter voraussetzt als die eigene Potenz). Die reine Potenz und der reine Akt sind letztlich nicht auseinanderzuhalten, und genau diese Zone der Ununterscheidbarkeit ist der Souverän […]." S. 57f.

phenerklärung, wie sie Herodot im 6. Buch am Untergang der Bewohner von Chios vorführt. Haben sich die Chier nicht wie die Thessalier dem Schicksal ergeben, werden sie vielmehr überwältigt, so stellt sich die Frage, wie sich hier Katastrophe und souveräner Akt verbinden, inwiefern und warum Handlungsmöglichkeiten eine Grenze gesetzt wird?

> Doch pflegen schwere Schicksalsschläge, die eine Stadt oder ein Volk treffen sollen, durch Vorzeichen sich anzukündigen. Auch den Chiern waren sehr deutliche Vorzeichen zuteil geworden. Von einem Chor von hundert Jünglingen, den sie nach Delphi schickten, kehrten nur zwei nach Hause zurück; achtundneunzig raffte eine Seuche dahin. Und in der Stadt selber fiel um dieselbe Zeit, kurz vor der Seeschlacht, die Decke auf die lernenden Kinder in der Schule herab, so daß von hundertundzwanzig Knaben nur einer mit dem Leben davonkam. Solche Vorzeichen hatte der Gott geschickt, und dann kam die Seeschlacht und warf die Stadt darnieder, und jetzt kam noch Histiaios mit den Lesbiern. Die so geschwächten Chier konnte er ohne Mühe unterwerfen.[17]

Mischa Meier konstatiert, dass hier „die verhängnisvollen Ereignisse – Seuche, Hauseinsturz, verlorene Seeschlacht – […] zunächst einmal nur als Vorzeichen für das eigentlich katastrophale Großereignis, die Unterwerfung der Polis“ fungieren, die „prinzipiell neutral[en]“ Ereignisse lassen sich erst durch den Untergang als Zeichen der Katastrophe deuten.[18] Ohne das konkrete Ende blieben sie beliebig, und nur in Bezug auf die Unterwerfung werden sie zu Katastrophenzeichen. Obwohl Herodot nicht erkennen lässt, ob die Chier sich dem Schicksal ergeben oder kämpfen, weist ihre Vernichtung auf den besonderen Fall einer tragischen Ausweglosigkeit. Gleichsam als Parabel erzählt Herodot, dass souveräne Akte – wie das zuletzt ausweglose Ringen der Chier – die unbegreifliche Gewalt des Schicksals, mithin das Mythische, nicht absolut aufzuheben vermögen; dass Potenz und Mythos sich verschränken. Die Potenz der adressierten Ereignisse kann sich nicht nur als Gewalt des souveränen Akts, sondern auch als unüberwindbar erweisen. In diesem Moment wird diese Potenz als sowohl Mythos erfahren wie auch reale Begründung souveränen Handelns – als Gefahr.

---

17 Herodot: Historien, 6, 27,S. 389.

18 Mischa Meier: Zur Terminologie der (Natur-)Katastrophe, S. 53.

Wenn die Katastrophenerklärung Potenzialität beschwört, die mögliche Wendung zum Guten wie zum Schlechten, so erzwingt erst das Bewusstsein eines möglichen Scheiterns die rationale Praxis, drängt sich erst aus Not der vernünftige Plan. Unwägbarkeit[19] weist dem Handeln moralisches Maß wie rationalen Anlass. Die aus der einfachen Potenz als Gewalt, aus scheinbar absoluter Herrschaft ausschlagende Hybris, markiert, Grundmotiv antiker Dramatik, umgekehrt den Umschlag in die Irrationalität. Die Katastrophenerklärung zieht somit eine Linie zwischen rationalem Handeln, das die Möglichkeit des Scheiterns einrechnet, und irrationalem Handeln, das diese Möglichkeit in der Selbstüberschätzung verkennt. Darin scheint der pädagogische Sinn der *Historien* Herodots auf; am Katastrophenbegriff entwickeln diese ihr dialektisches Ethos: Auf der praktischen Seite ist rationale Aktion dem Untergang entgegengesetzt, auf der moralischen Seite werden dieser Souveränität, insbesondere wenn sie absolut wird, Grenzen gesetzt durch die stete Gefahr des Scheiterns. Bedarf Rationalität mithin der Katastrophe, um sich – aus der Not – als reflexives Handeln zu begründen, gegen die stets drohende Irrationalität zu bewahren, so bindet andererseits die griechische Katastrophenerklärung Rationales an Mythisches, um jenem Maß wie Grund zu setzen. Wo sich Zeichen und Ereignis unausweichlich verbinden, wie im Fall der Chier, wird die Katastrophe zur moralischen Mahnung einer gleichsam höheren Gewalt, des Rationalität begründenden Mythos.

---

19 Diese wird bei den Römern wie auch bei Niccolò Machiavelli, dem politischen Katastrophentheoretiker, als „Fortuna" bezeichnet, die Rationalität fordert: „Doch da wir einen freien Willen haben, halte ich es nichtsdestoweniger für möglich, daß Fortuna zur Hälfte Herrin über unsere Taten ist, daß sie aber die andere Hälfte oder beinahe soviel uns selber überläßt. Ich vergleiche sie mit einem reißenden Strom, der bei Hochwasser das Land überschwemmt, Bäume und Häuser niederreißt, hier Land fortträgt und dort anschwemmt; alles ergreift vor ihm die Flucht, jeder weicht seinem Ungestümen aus, ohne nur den geringsten Widerstand leisten zu können. Obwohl die Dinge so liegen, bleibt doch nichts anderes übrig, als daß die Menschen in ruhigen Zeiten durch den Bau von Deichen und Dämmen Vorkehrungen treffen, und zwar derart, daß die steigenden Fluten entweder durch einen Kanal abgeleitet werden oder ihre Wucht gehemmt wird, damit sie nicht so rasend und verheerend wird." Machiavelli: Der Fürst, Stuttgart: Kröner 1978, S. 102f.

Die Geschichtsschreibung Herodots hebt an mit der episch zur Katastrophe erklärten Bedrohung Griechenlands, vor allem jedoch inauguriert sie ‚Katastrophe' zuerst als politischen Begriff. Am Ende jedoch steht die Erklärung der persischen Katastrophe, um griechische Souveränität zu substanziieren. Herodots *Historien* erzählen exemplarische Geschichten, die zwar historische Faktizität beanspruchen, aber vielmehr noch ein politisches Ethos veranschaulichen, das, indem es die Griechen von den als Barbaren apostrophierten Persern scheidet, die Einheit Hellas begründet und bestimmte Inklusionsmerkmale bereitstellt. Herodot demonstriert die politische wie rationale Praxis und die Religion als die beiden wechselseitig sich bedingenden Pole griechischer Einheit. Im griechischen Katastrophendispositiv ist der Zusammenhang zwischen souveränem Akt und Mythos konstitutiv, es integriert den Dualismus von Griechen und Persern. Dieses Dispositiv bedarf des Schicksals wie der Barbaren, (ästhetisch) anschauliche und zugleich abstrakte Verkörperung irrationalen Handelns, um Souveränität zu behaupten.

Wo das Innen-Außenverhältnis sich auflöst, die abgedrängten Barbaren gleichsam unsichtbar werden, entblößt sich die Schwäche dieses gemeinsamen politischen Fundaments und der zum *common sense* erhärtete Gegensatz von Freund und Feind wendet sich nach innen: Die Zwistigkeiten zwischen den griechischen Städten und Stämmen beginnen unmittelbar im Anschluss an die Vertreibung der Perser. Die eskalierenden kriegerischen Streitigkeiten, die fünfzig Jahre nach der Persischen Niederlage zum Peloponnesischen Krieg führen sollten, haben Herodot zu seiner historische Erzählung getrieben: „[…] denn Zwietracht im eigenen Volke ist ebensoviel schlimmer als Krieg, wie Krieg schlimmer ist als Friede."[20] Aus diesem politischen Grund erzählt er die Historien als Katastrophen. Dabei verfolgt er durchaus vergleichbare Wirkungsabsichten wie das Drama seiner Zeit, stößt aber an eine ästhetische Grenze, die erst das Drama zu überwinden vermochte.

20 Herodot: Historien, 8, 3, S. 527.

DAS DRAMA ALS RETTUNG DES POLITISCHEN. DIE VERGEGENWÄRTIGUNG DER KATASTROPHE

In der griechischen Tragödie wird der Katastrophenbegriff in der Unmittelbarkeit des auf die Bühne gebrachten Leidens anschaulich, die katastrophische Gewalt vor der gesamten, im Theaterraum versammelten Polis wirksam. Das politisch-ethische Moment der Katastrophe, wie es bei Herodot vorbereitet ist, erfährt hier seine Zuspitzung. Unmittelbar nach der Vertreibung der Perser zur Blüte gelangend, vergegenwärtigt die attische Tragödie die überstandene Bedrohung. Sie rekurriert zunächst auf das Innen-Außenverhältnis von Griechen und Persern, bevor aus den überlieferten Sagen die Potenz des Mythischen aus griechischer Vorzeit reaktiviert wird. Der Gegensatz von affektiven und rationalen Handeln wird vom konkret historischen Freund-Feind-Verhältnis abgezogen und gleichsam verinnerlicht, um Motiv und Maß rationalen politischen Handelns aufzuführen. Die unterschiedlichen Sagen werden als gemeinsames Repertoire der Griechen auf der Bühne eingesetzt. Vorgeführt werden paradigmatische Entscheidungssituationen, katastrophische Wendungen von Einzel- und Familienschicksalen, an denen sich politisches Denken manifestiert.

Knapp zwei Generationen vor Herodot geboren, erlebt Aischylos den Krieg gegen die Perser; er kämpft bei Marathon und Salamis, jener Seeschlacht im Jahre 480, wo die Griechen – nach Christian Meier – ihre Einheit und Gleichheit jenseits sozialer Unterschieden erstmals radikal erfahren.[21] Hier gewinnt Aischylos jene Anschauung, die sein Drama als politisches begründet. Die älteste der überlieferten Tragödien des Aischylos, *Die Perser*, bedient sich nicht nur des gleichen historischen Stoffes wie die *Historien* des Herodot; aufgeführt 472 v. Chr., sondern verfolgt auch die gleiche politisch-ethische Intention. Das Drama reflektiert die persische Niederlage, indem es die Konsequenzen der Entscheidung des Großkönigs Xerxes, Griechenland angreifen und unterwerfen zu wollen, veranschaulicht. Dessen Hybris,

21 Die Triëre – auf der Ruderbank begegnen sich unterschiedslos Handwerker und Adlige – wird zum eigentlichen politischen Ort der demokratischen Polis, dem auf dem Lande nur das Theater korrespondiert. Vgl. Christian Meier: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin: Siedler 1993, S. 17ff.

den „heiligen Hellespontos“[22] mit einer Brücke zu überspannen und damit die durch die Griechen gesetzte kosmisch politische Ordnung, die Grenze zwischen Asien und Europa, zu überschreiten, kündigt sich an als signifikantes Vorzeichen der Katastrophe. Liegt diese Ereignisse vor der Dramenhandlung, so werden sie von Dareios, Vater des Xerxes, zur Katastrophe erklärt. Bereitete die Grenzüberschreitung die Niederlage vor, so erscheint sie in der Deutung des Vaters, sozusagen Sprachrohr griechischer Ordnungsvorstellungen, als Überhebung, „des stolzen Sinnes gottvergeßnen Übermut“[23]. Aus dem Totenreich empor gestiegen, vergleicht Dareios die ruhmreiche Vergangenheit Persiens mit der Gegenwart und spricht seinem Sohn jegliche Souveränität ab. Diese Deutung verlangt nach einer sichtbaren Konsequenz: Der seinem Schmerz unterworfene Xerxes exemplifiziert noch einmal affektives, irrationales Handeln, beweist mithin seine Unfähigkeit zur Souveränität. Das Drama schließt mit Gestammel, dem Wehgeschrei des Königs und seines Volkes[24]. Ausgewiesen als Barbaren, haben die Perser – wie die Thessalier bei Herodot – mit ihrer Souveränität auch ihre Sprache verloren. *Die Perser* etablieren eine Tradition, nach welcher der Abschluss einer Tragödie, wie bis heute im französischen Sprachgebrauch, Katastrophe heißt.

Erscheinen die Perser auf der Szene im griechischen Gewand, um dem athenischen Zuschauer die Warnung vor der Hybris einzuschärfen, so bleibt durch die demonstrierte historische Faktizität eine Distanz, die die Übertragung des persischen Leids auf die Griechen, die katastrophische Wirkung auf die Zuschauer, fraglich macht. Nicht als Sieger gilt es die Griechen in diesem einzig erhaltenen Teil der Tetra-

22 Aischylos: „Die Perser“, 745, in: ders.: Tragödien und Fragmente, Stuttgart: Kröner 1957, S. 44.

23 Ebd., 830, S. 47.

24 Ebd., 906-1077, S. 49-56. Dagegen begegnet griechisches Ethos Leid mit Standhaftigkeit, wie in den Versen des frühgriechischen Dichters Archilochos: „Doch es geben die Götter, mein Freund, ein linderndes Mittel für den unheilbaren Schmerz: Ihn zu ertragen die Kraft. Bald erfaßt das Leid diesen, bald jenen; nun traf es uns selber. Unter dem blutigen Schlag stöhnen wir auf; andere wird es zu anderer Zeit treffen. Doch rafft euch zusammen, es zu ertragen und wehrt dem weibischen Jammern.“ (Zit. nach Mischa Meier: Zur Terminologie der (Natur-)Katastrophe, S. 161).

logie zu zeigen, sondern die im griechischen Sieg enthaltene Gefahr der Hybris anzumahnen, wie sie sich in Athen zeigt[25]. Aischylos versucht dieses Problem zu lösen, indem er sich dem Mythos zuwendet. Erfährt sich die Polis im Theater leibhaftig als Gemeinschaft, so erlebt sie zugleich ihre Gefährdung auf der Szene durch die Verstrickungen der Akteure in das unausweichliche Schicksal, durch die Hybris machtbesessener Helden. Der dem Theater aufbereitete Mythos ist weniger Gottesdienst als vielmehr Vehikel des politischen wie auch des individuellen Ethos. In der Tragödie kollidiert jene doppelte Potenz der Katastrophe, ist der konstitutive Zwiespalt von Vermögen und Macht, von Wissen und Tat dramatisch aufgerissen. Und die ahistorisch-mythische Welt ermöglicht eine ästhetische Nähe und Allgemeingültigkeit, wie sie durch keine historische Faktizität sich erreichen ließe.

Es sind bestimmte griechische Mythen, vor allem der Sagenkreis um die mykenische Herrscherfamilie der Atriden, die in Aischylos' folgenden Tragödien den Konflikt zwischen Schicksal und Tat in immer neuer Variation aufbereiten. Diese Mythen liefern die Narrative des Katastrophischen, grundieren die Basis der Katastrophenerklärung. Enthüllen sie den inneren Konflikt der Souveränität, so sind sie der ideale Stoff der Theaterkatastrophe, sind Lehrbuch und Warntafel zugleich. In seiner Tragödie *Agamemnon* formuliert Aischylos das poetologische Prinzip der Katastrophe als ‚Gesetz des Zeus', das zum theatralischen Rezeptionsgesetz gerät: „Ihn, der uns des Denkens Weg / Führt zum Lernen durch das Leid, / Unter dies Gesetz uns stellt!"[26] Nicht durch ein – aufwendig inszeniertes – Ereignis soll das Publikum überwältigt, vielmehr in den Konflikt der Protagonisten versetzt werden, was Aristoteles später mit dem Begriff der Katharsis bezeichnen wird. Mithin wird Sichtbarkeit ausgespart, werden die Ereignisse distanziert durch Botenbericht und Mauerschau. Denn auf die ethischen Konsequenzen, den Lernprozess der Protagonisten wie auch des Publikums zweckt die Dramenhandlung. Nicht das Ereignis, sondern die

25 Unmittelbar nach dem Sieg über die Perser gefährden die Heerführer Pausanias und Themistokles, jeweils die Alleinherrschaft über Griechenland anstrebend, die errungene Einheit. Vgl. Thukydides: Peloponnesischer Krieg, Stuttgart: Reclam 1966, Buch 1, 135-139, S. 101-104.

26 Aischylos: Agamemnon, 176ff, in: ders.: Tragödien und Fragmente, S. 204.

Reaktion entscheidet darüber, ob sich die Katastrophe als Wendung zum Besseren erweist oder in den Untergang führt. Die Katastrophe, die als ethische Herausforderung neutral bleibt, gewinnt nur Bedeutung, weil sie in die pädagogische Konstellation von mythischem Konflikt, Publikum und Theater als politischer Institution eingebunden ist. Indem das dramatische Dispositiv den Mythos einhegt, zielt die Katastrophenerklärung auf die ethische Korrektur und Rechtfertigung der attischen Polis. Das Theater besteht als Schule der Souveränität, hier hat politisches Handeln seine Gesetze zu erfahren.

Exemplarisch zeigt die *Orestie* des Aischylos, wie die Tragödie am Mythos die Möglichkeit gewinnt, menschliche Anmaßungen in konkreten, gegenwärtigen Situationen darzustellen, wobei im letzten Stück der Trilogie, *Die Eumeniden*, dem katastrophischen Katarakt eine alternative Richtung gewiesen wird, die Rückkehr in die politische Praxis. Nicht an einem mythischen, sondern an einer dem athenischen Publikums bekannten Institution, dem Areopag, lösen sich die Konflikte und Widersprüche, die die Geschichte des Orestes und damit auch des Atridengeschlechts beherrschten. Auf einem irdischen Gerichtsplatz haben sich die Protagonisten zu verantworten: Neben Orestes müssen Apollon, Gott des delphischen Orakels, der Orestes zum Muttermord angestiftet und damit dem Fluch der Atriden eine weitere Episode beschert hatte, und selbst die Orestes eifrig verfolgenden Erinnyen, die alten chthonischen Rachegöttinnen, ihre Verteidigungen und Anklagen vor die athenischen Richter bringen, denen die Repräsentantin der Stadt, Athene, vorsteht. Demonstriert die Göttin ihre rationalen, moderierenden und politischen Fähigkeiten, so bezeugt diese symbolische Personifikation das politische Programm Athens. Diese Symbolfigur propagiert die Bedeutung für und mehr noch den Machtanspruch der Stadt über Griechenland – als Garant und Schutz der Einheit.

Nicht nur entscheidet Athenes Stimme für den Freispruch Orestes, es gelingt ihr ebenso, die Erinnyen zu versöhnen, welche einst archaische Ordnung verhängten über den ihren Trieben, chaotischer Natur unterworfenen Menschen. Drohen die Rachegöttinnen, dass, wenn ein irdischer Beschluss auf dem Areopag ihre Macht einschränkte, Anarchie ausbreche, so begegnet Athene diesem Zorn mit einem In-

klusionsgebot, „an throneshellem Herde heimisch hier zu sein“[27]. Sie hegt die alte numinose Macht in den Mauern der Polis; aus den unheilvollen Erinnyen werden segensreiche Eumeniden, wobei der auf der Aeropag ausgehandelte Vertrag ihre mythische Potenz als Drohung aufbewahrt. Athenes Vernunft erweist sich gerade darin, der Vernunft eine irrationale Drohung als Maß zu setzen. Im Unterschied zu den *Historien* Herodots, in denen der Vertrag der Griechen nur drohender Eroberung entgegengesetzt ist, führt dieser hier unter Federführung der göttlichen Repräsentantin zu einer Garantie der politischen Ordnung, indem sie den Eumeniden die Macht über die attische Ökonomie zuweist. Als Strafgöttinnen brachten die Erinnyen Katastrophen über den Menschen. Als paradoxe Schutzgöttinnen sollen sie diese sowohl als Potenz bewahren als auch abwehren, für das Wohl der Familien, der kleinsten sozialen Einheit der Polis, sorgen, solange ihnen Verehrung entgegengebracht wird. Das idyllische Bild der Sicherheit wird gegen die Schreckbilder der Katastrophe gewendet; die in Eumeniden verwandelten Erinnyen versprechen nun eine Sicherheit, in der die Schrecken drohend noch aufleuchten:

> Wehen soll waldverwüstend Wetter nie / – Das ist mein Geschenk dem Land – / Brand nie, Pflanzenauge sengend, suchen / Dieses Landes Auen heim; / Nie ersticken Mißwachs jammervoll der Saaten Blühn; / Schafe, froh in Sattigkeit, / Zwillingslämmer um sie her, / Ernähr’ dies Feld zu seiner Zeit; des Berges Schatz / Ström ‚erzreich, sei der Arbeit Frucht, / Götter Segen froher Fund![28]

Das durch die Erinnyen drohende Unglück wird zum Anlass politischer Konstitution, in deren Rahmen die einstigen Rachegöttinnen, mithin Instanzen des Katastrophischen, institutionalisiert werden. Als Eumeniden stellen sie nun gewissermaßen eine Form des Polizeilichen *ante litteram* dar, in deren Keim die Potenz des Katastrophischen als nunmehr konstitutionell gebändigte Gewalt aber präsent bleibt. So sollen sie die Frevler wie Unkraut „ausjäten“. Wer den Vertrag bricht, dem droht Strafe der reaktualisierten mythischen Gewalt: „[…] nicht weiß er, woher / Ihn treffen die Schläge des Lebens.“ Der Vertragsbre-

---

27 Aischylos: „Die Eumeniden“, 806, in: ders.: Tragödien und Fragmente, S. 331.

28 Ebd., 937-946, S. 335.

cher wird zum „Prahler im wortlosen Grimme“[29], er verliert seine Stimme und verwirkt somit sein Bürgerrecht. Indem Athene also die mythische Gewalt der katastrophischen Gottheiten integriert, bewahren diese ihre ursprüngliche Macht, die alte rechtliche Ordnung der Gaia jenseits positiver juristisch rationaler Modelle zu exekutieren. So lassen sich die Erinnyen einerseits von Athene besänftigen, andererseits begründet ihre vertraglich gefesselte Gewalt doch erst das Maß, an dem sich die Polis erhält und vor menschlicher Anmaßung schützt. Sie sind Ausdruck und Gewähr athenischer Souveränität.

DAS ENDE DER POLIS ALS KATASTROPHE

In seinen Tragödien steckt Aischylos das politische Ideenfeld der athenischen Polis am Begriff der Katastrophe ab. Aus dem seiner Kriegserfahrung abgewonnenen optimistischen Modell sowohl griechischer Einheit wie Demokratie bezieht er die Rechtfertigung für Athens Suprematie. Nur Athen vermag, wie er glaubt, die Gegensätze der griechischen Städte auszugleichen. Aber dieses Postulat wird zertrümmert durch eine Realität, in der unmittelbar nach dem persischen Krieg durch den Hegemonialanspruch Athens, die ökonomische Konkurrenz mit Korinth und die politische mit Sparta innergriechische Streitigkeiten toben, die im Peloponnesische Krieg zwischen 431 und 404 v. Ch. eskalieren. Thukydides ist der Chronist dieses Krieges, einer katastrophalen Realität:

> Von den vergangenen Taten war die größte der Perserkrieg, doch auch er fand in zwei Seeschlachten und zwei zu Lande eine rasche Entscheidung. Dieser Krieg dagegen dauerte sehr lange und Leiden brachen in ihm über Hellas herein wie kaum sonst in gleicher Zeit. Nie wurden so viele Städte erobert und entvölkert, teils von Barbaren, teils von den kämpfenden Gegnern selbst – einige erhielten sogar nach der Eroberung eine völlig neue Bevölkerung –, nie gab es so viele Verbannungen, so viel Blutvergießen, sei es im Krieg selbst, sei es in den Parteikämpfen. Was man früher nur vom Hörensagen kannte, in der Wirklichkeit aber nur selten bestätigt fand, das erschien jetzt nicht mehr unglaublich: Erdbeben, die weite Landstriche mit ungeahnter Stärke heimsuchten, Sonnenfinsternisse, die in dichterer Folge eintraten als es von früher her berichtet wurde,

29 Ebd., 931-935, S. 335.

> außerdem an manchen Orten gewaltige Dürre und in der Folge dann Hungersnot und schließlich, der härteste Schlag, ja zum Teil auch die Vernichtung: die Pest – all das brach im Gefolge des Krieges herein.[30]

Kehrt die durch die politische Ordnung gebannt geglaubte Katastrophe in voller Wucht zurück, so werden die Ereignisse nicht wie bei Herodot als Vorzeichen, sondern als Folgeerscheinungen des innergriechischen Krieges gelesen. Gleichsam entlassen aus dem integrierenden Vertrag, rächt nun die mythisch strafende Gewalt der Erinnyen die übermütig verletzte Ordnung, erscheint diese Gewalt als Suspendierung der institutionellen Kräfte zur Abwehr der Katastrophe, mehr noch exemplarisch als Auflösung der athenischen Polis. Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Dürren und schließlich die Pest, an der auch Perikles, oberster Kriegsherr der Athener, zugrunde geht, weisen auf den drohenden vollständigen Verlust des bei Aischylos und Herodot beschworenen Ideals politischer Souveränität. Im Unterschied zum älteren Historiografen erscheint Thukydides als Chronist der Verzweiflung. Auf den depravierten Postulaten beruht die Gründlichkeit seiner historischen Methoden sowie seines Stils. Die Enttäuschung gerät zum treibenden Motiv, die Gründe des griechischen Bürgerkrieges in den historischen Einzelheiten zu fixieren, die Katastrophe als politischen Souveränitätsakt im Stofflichen aufzulösen – als Verlust hellenischer Souveränität zu beklagen. Weil Zukunft sich Thukydides durch fortdauernde Schrecken verschließt, ist er eher noch als Herodot Begründer der Geschichtsschreibung.

Thukydides verweigert den Geschichten exemplarischen Anspruch, ringt um Faktizität, der er pessimistisch sich ausliefert. Gezeichnet von der moralisch-politischen Enttäuschung, entkleidet er die schrecklichen Ereignisse der pädagogischen Funktion des Katastrophischen, wie Aischylos und Herodot sie noch intendierten. Die Pest, an der der Chronist selbst zeitweilig erkrankt war, wird nach ihren Ursachen und sozialen Wirkungen befragt. Ihre Herkunft und ihr Verlauf werden am Detail geschildert, jedoch aus den Ereignissen keine politischen Lehren gezogen. Das Ethos wendet sich vom Politischen ab; der entscheidende Unterschied zu den optimistischen Vorgängern besteht vor allem darin, dass die Schrecken, die Toten und Gemordeten, jetzt explizit, gewissermaßen sichtbar vorgeführt werden. „Tote und Ster-

30 Thukydides: Der Peloponnesische Krieg, 1, 23, S. 24.

bende lagen übereinander, halbtot wälzten sie sich auf den Straßen und bei allen Brunnen, in wildem Verlangen nach Wasser. Die Tempel, in denen sie hausten, lagen voller Leichen der dort Verstorbenen."[31] Anstelle des Terrors[32] tritt der Horror des Sichtbaren, die Schrecken des Tatsächlichen. Die unsichtbare Latenz scheint depotenziert, aufgebraucht das nur in Zeichen sich symbolisierende Vermögen, welches einst Katastrophe und Souverän aufeinander bezog. Die sich hier vollziehende Wendung führt von der Polis zum Einzelnen, der, sozusagen Autokrat, sich angesichts der sozialen Anarchie selbst zu behaupten hat. Das Übel der Pest zeigt sich dem Historiker vor allem in ihrer ethischen Konsequenz, der Mutlosigkeit[33]; sie führt, wie Thukydides die Katastrophe erklärt, zur Unterwerfung unter das Leid, zum radikalen Wandel der sozialen Verhältnisse von Arm und Reich, zur Sittenlosigkeit. „Völlig überwältigt vom Leid und ratlos, was aus ihnen werden solle, kehrten sie sich nicht mehr an göttliches und menschliches Gebot."[34]

Die Pesterfahrung Thukydides' ist das Äquivalent zur Kriegserfahrung Aischylos', diese führt in die radikale Sozialität der Polis und zur Verteidigung demokratischer Institutionen, jene aus der Sozialität hinaus in Anarchie und Diktatur. Beide behandeln jedoch die Erfahrung von Egalität. Thukydides verschmilzt die Bedeutungsschichten des Katastrophischen, Unterwerfung und permanenten Wandel, ohne dass er eine Aussicht auf Erlösung eröffnet jenseits der reinen, individuellen Selbstbehauptung. Angesichts der Schrecken erzieht sich

---

31 Ebd., 2, 52, S. 149.

32 In der berühmten Unterscheidung von Ann Radcliffe bezeichnet „Terror" unsichtbare Schrecken, lauernde Potenzialität, vor allem aber weist der Begriff auf die Entfaltung von Souveränität. „Terror and horror are so far opposite, that the first expand the soul, and awakens the faculties to a high degree of life; the other contracts, freezes, and nearly annihilates them." Vgl. Ann Radcliffe: „On the Supernatural in Poetry", in: New Monthly Magazine 16, 1 (1826), S. 145-152, hier S. 150. Thukydides dagegen gewinnt aus dem Stofflichen die Bestätigung als Historiker.

33 „Das Furchtbarste an dem ganzen Übel aber war die Mutlosigkeit, sobald sich einer krank fühlte – denn sie überließen sich gleich der Verzweiflung, gaben sich vollends auf und leisteten keinen Widerstand […]." Thukydides: Der Peloponnesische Krieg, 2, 51, S. 148.

34 Ebd., 2, 52, S. 149.

Thukydides zum kalten Beobachter, zum Souverän seiner selbst. Die von Thukydides geschilderten Ereignisse weisen auf das attische Ethos als abwesendes; kaum noch grundiert es Praxis und Institutionen der Polis. Die Ereignisse, die ihn unmittelbar umgeben, werden von ihm gewissermaßen theatralisiert, in Szene gesetzt und ausgerichtet auf ein Thema: der Held in seinen Taten und Reden. Auf die Bühne seiner Geschichtserzählung erscheint ein souveränes Paar: er selbst als nüchterner Chronist und Perikles als das verbliebene politisch-moralische Vorbild, als einziger Akteur der athenischen Polis. In dieser Verbindung von Chronist und Politiker begründet Thukydides eine Geschichtspolitik[35], die sich allein auf den einzelnen Souverän, auf Perikles bezieht, geradezu Panegyrik betreibt. Als rationales Unterfangen, das ständig nach Gründen fahndet und dabei strengen Ordnungsprinzipien folgt, ist die Historiografie Leistung und Resultat der Souveränitätsbehauptung. Während Perikles zum Vorbild politischer Souveränität aushärtet, präsentiert sich Thukydides als Muster individuell-moralischer Selbstbehauptung in der Katastrophe. Vorgeführt wird eine postulierte Koinzidenz von politischer und individueller Souveränität angesichts der erklärten Katastrophe des Peloponnesischen Kriegs.

Während im Laufe des Krieges die Gültigkeit des Nomos in der Stadt zusehends schwindet, drängeln sich repräsentative Gebäude auf der Akropolis und anderen Hügeln der Stadt. Die Institutionen, Areopag (Gericht), Ekklesia (Volksversammlung), Dionysostheater[36] und Tempel, verschließen den Nomos in die bürokratisch-polizeilichen Regeln des Gemeinwesens, in die architektonisch symbolische, rechtliche, politische und religiöse Praxis. Topografisch verankert in der Polis, findet der Nomos nicht zuletzt im Theater seinen Ort, das ästhetisch verdoppelt den Zusammenhang zwischen Gesetz und politischer Gemeinschaft der athenischen Gegenwart sichtbar zu machen hat, architektonisch repräsentiert jedoch wird er vor allem auf der Akropolis. Im Laufe des 5. Jahrhunderts wandelt sich jedoch die Semantik ihrer

35 Vgl. dazu Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Bonn: Beck 2007; Edgar Wolfrum: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung, Darmstadt: WBG 1999.

36 Seit dem späten 4. Jahrhundert v. Chr. fand die athenische Ekklesia im Dionysos-Theater statt, was den engen Zusammenhang von Polis und Theater demonstriert.

Bauten, zunächst noch Zeichen des Sieges und damit der sittlichen Überlegenheit Athens werden diese angesichts der Wirren und des Bürgerkrieges zunehmend zu hellenistischen Baudenkmälern, zu Symbolen der Absenz, des gescheiterten Ethos'. Aufgebraucht hat sich der Nomos im versteinerten Ritual. Auf Initiative des Perikles erbaut, listig gegen die unwilligen Bürger durchgesetzt,[37] erscheinen Erechtheion, Propyläen, Parthenon- und Niketempel als architektonische Fortsetzung der Perikleischen Rhetorik, die, gegen den Verlust, drohenden Untergang athenischer Macht gestemmt, vor allem sich selbst repräsentieren. Doch die gleichsam verwaiste Symbolik der Tempel ist in der politischen Praxis längst verhallt. Am Ausgang des fünften Jahrhunderts ist der Parthenontempel weniger Gotteshaus als vielmehr rational funktionalisierte Überzeugungsarchitektur, Souveränitätsbehauptung eines athenischen Staatsmanns, worin sie dem literarischen Werk des Thukydides gleicht. Die Katastrophenerklärungen finden sich gleichsam eingemeißelt in Gedenksteinen, die sowohl memento mori von vergangener politischer Praxis als auch vom Anspruch, der rhetorisch-politischen Gewalt des Perikles künden.

Die in sowohl Thukydides' Geschichtsschreibung wie auch Perikles' politischer Architektur sich vollziehende Souveränitätsbehauptung des Einzelnen in der Katastrophe scheint ebenso im Drama des Euripides auf. Im Gegensatz zu den älteren Dramatikern Aischylos und Sophokles stellt er den zerbrochenen Zusammenhalt von Nomos – als mythisches Gesetz – und Polis dar. Die Souveränitätserklärung erfolgt als willkürliche theatralische Geste, um den einmal entfesselten dramatische Konflikt entsprechend des Mythos' lösen zu können. Wenn in der späten Tragödie *Orestes* von 408 v. Chr. die in unversöhnlicher Parteiung zerrissene Volksversammlung über Orests Muttermord abstimmt und er schließlich durch erkaufte sophistische Demagogie zum Tode verurteilt wird, widerspricht diese Entscheidung

37 Plutarchs Perikles-Biografie, voller Zweifel, ob Perikles Demokrat oder nicht doch eher Tyrann sei, beschreibt, wie er, um die Prunkbauten durchzusetzen, die Eitelkeit der Athener gegen diese selbst ausspielt, und die Bauarbeiten als Konjunkturmaßnahme. Vgl. Plutarch: Große Griechen und Römer, 6 Bd., Zürich/Stuttgart: Artemis & Winkler 1955, Bd. 2, S. 121-123. Vgl. auch Luciano Canfora: „Der Bürger“, in: Jean-Pierre Vernant (Hg.), Der Mensch der griechischen Antike. Frankfurt a. M.: Campus 1993, S. 140-179.

dem apollinischen Gesetz, das Orest Straffreiheit zusichert. Der Zwiespalt zwischen demokratischer Versammlung und göttlichem Gesetz gerät zum Zeichen des institutionellen Scheiterns. Lassen sich die Parteien nicht mehr versöhnen, so führt das Urteil zum rasenden Terror des Orests, der auf Verbündete wie Gegner übergreift. Aufgehalten wird diese Raserei nur durch ein Mittel extremer Willkür, das, nicht aus der Handlung legitimiert, in seiner Künstlichkeit umso deutlicher wird: Apollon erscheint am Ende der Tragödie als Deus ex machina (mit Hilfe eines Krans) mit der Forderung, die entfesselte Mordlust, die rasenden Leidenschaften zu bändigen.[38] Weil die irdischen Akteure unmündig, in ihrer Ohnmacht stimmlos geworden sind, entscheidet der Maschinen-Gott über das Schicksal der Figuren.

Erneut besteht die Katastrophe im Souveränitätsverlust der Akteure und zugleich im drohenden Souveränitätsgewinn eines Tyrannen; doch das Theater will keine plausible Lösung mehr anbieten. Euripides kündigt die Depotenzierung des politisch-ethischen Katastrophenbegriffs auf dem Theater an, indem seine Tragödie die Trennung von Theater und Polis, die politische wie auch sittliche Grenze des Theaters sichtbar vorführt. Apollon erscheint ostentativ als Theaterfigur wie andererseits als (ästhetisch) illegitimer Tyrann, der, wenn Nomos erst dort gültig, wo göttliches und menschliches, Schicksal und politischer Wille sich verbinden, nun außerhalb des Gesetzes agiert. Figuriert Apollon als künstliche Theaterfigur und Tyrann, so entmachtet Euripides nicht nur den Mythos, sondern überantwortet das Souveränitätsproblem dem Publikum; die Katastrophe wird zur bloßen Theaterkatastrophe, und Politik entscheidet sich nicht mehr im Theater, resp. in der Volksversammlung. Der Mythos garantiert nicht mehr die Gültigkeit des Nomos, reicht als Demonstrationsmodell des Katastrophischen nicht mehr hin. Wenn die katastrophische Ausnahme, die als Überschreitung im Mythos das Maß setzt, zur Normalität geworden ist und folglich keine Maßstäbe mehr existieren, setzt die Wirklichkeit den Mythos außer Kraft. Angesichts der untauglichen Volksversammlung und des willkürlichen Gottes ist das Publikum oder vielmehr noch der Einzelne aufgefordert, in der Katastrophe sich jenseits der Institutionen als ausschließlicher Souverän zu behaupten. Die schier ausweglose Situation der Katastrophe, in der traditionelle Institutionen und

38 Vgl. Euripides: „Orestes“, 1625-1691, in: ders.: Tragödien, Zürich und München: Artemis 1990, S. 500-502.

Deutungsmuster versagen, fordert die Vernunft und Stimme des einzelnen Zuschauers diesseits von Theater und Tempel.

Als sentimentaler wie konservativer Theaterdichter erweist sich dagegen Aristophanes, wenn in seiner Komödie *Die Frösche* vom Theatergott Dionysos nicht wie geplant Euripides, sondern Aischylos als Repräsentant der goldenen Zeit und die Polis rettende Autorität aus der Unterwelt geholt wird.[39] Auf dem Höhenpunkt der athenischen Krise möchte Aristophanes den alten institutionellen Anspruch des Theaters restaurieren, er beharrt im Gegensatz zu Euripides auf die Rituale und Repräsentationen der symbolischen Ordnung.

DER ZORN ALS KATASTROPHE. SENECAS STOISCHE SOUVERÄNITÄTSINSZENIERUNG

In der theatralischen Inszenierung des Euripides erscheint die Katastrophe depotenziert, die Sorge um das Gesetz allein dem Publikum aufgebürdet; verstummt ist die Stimme des Nomos auf der Bühne. Dieser Verlust der theatralen Souveränität hinterlässt den ratlosen Zuschauer und erfordert gewissermaßen emanzipierte Individuen. An die Tragödien des Euripides unmittelbar anknüpfend, schreibt Seneca – ungefähr 450 Jahre später – diese Ablösung von den alten symbolischen Repräsentationssystemen des Mythos fort. Allein das Rom der Kaiserzeit kennt das Theater nicht mehr als politische Institution, sondern als Ort der Unterhaltung, in der der mythische Stoff nur noch die Destinktionsbedürfnisse einer gräkophilen Elite befriedigt. Dies zeigt sich am bildungsgesättigten Aufwand der Stücke.[40] Im Gebrauch artistischer Sprachmittel offenbart sich ihr aristokratischer Charakter; das dechiffrierte Zitat entscheidet über Inklusion und Exklusion, über die Zugehörigkeit zum erwählten Zirkel. Dabei dienen die Stücke nicht nur der Exemplifikation der philosophischen Schriften, sie verdeutlichen vielmehr, dass Senecas stoisches Erziehungsprogramm insgesamt ein theatralisches ist; es bedarf der Vergegenwärtigung durch exemplarische Ereignisse und Muster. Die stoischen Vorbilder verlangen den

39 Vgl. Aristophanes: „Die Frösche“, in: ders.: Komödien, München: Winkler 1976, S. 463-524, hier S. 522.

40 Am angehäuften gelehrten Eklektizismus Senecas hat sich immer wieder die Diskussion um die Aufführbarkeit der Stücke entzündet.

erprobenden Schrecken wie andererseits den Zuschauer, auf den sie mustergültig wirken sollen. So präsentiert sich die Welt Seneca als moralisches Theater. Seine Stücke wiederholen für den Zuschauer, was dem Stoiker zunächst als Natur erscheint: Schrecken als moralische Herausforderung und Probe. In der Natur wie im Theater hat sich mithin Souveränität zu bewähren. Anders als die philosophischen Schriften Senecas, die, diätetische Ratgeber für fingierte hilfesuchende Fragesteller, erörtern, wie auf äußere Schicksalsschläge zu reagieren sei, fokussieren die Dramen auf die seelische Aufgabe der Handelnden, schreckliche Proben zu bestehen, auf psychische Entscheidungssituationen.

Senecas Stücke sind gleichsam Seelendramen, die nicht ein Demos ansprechen, sondern das Individuum, das erst, wo es sich selbst beherrscht, über andere zu herrschen vermag. An seelischen Katastrophen, wie sie Seneca bevorzugt in den euripideischen Tragödien vorfindet, in der *Medea*, im *Thyestes*, im *Herkules* demonstriert er die Gültigkeit seines seelendiätetischen Programms. Aus dem Extremismus psychischer Ausnahmezustände gewinnt er die Krankheitsszenen des Zorns, um Scheitern oder Bewährung in schreckenerregenden Herausforderungen zu demonstrieren. So erscheint im Ensemble pathologischer Muster Thyestes als klassische Schreckens- wie Leidensfigur. Dem heuchlerischen Friedensangebot des Bruders Atreus zu folgen, die Macht in Argos zu teilen und den Bruderzwist zu begraben, zögert er aus Furcht. Er zaudert, die politische Macht erneut zu ergreifen, indem er Gewinn und Verlust abwägt. Thyestes steht vor der Entscheidung, entweder die vermeintlichen Leiden der Verbannung oder das ebenso vermeintliche Glück geteilter Herrschaft auf sich zu nehmen.[41]

Nicht nur ist Herrschaft unteilbar, wie Thyestes als einstiger Throninhaber sich auskennt, sondern Macht besteht in der Selbstbeherrschung, wie das Exil ihn lehrte: „Unbezwingbar ist Macht, die auskommt ganz ohne Macht.“ Mehr noch, die Rücknahme der Bedürfnisse bedeutete die vollkommene Anerkennung des Anderen: „Keinem im Weg zu stehn – / Das ist das Glück.“[42] So ist Thyestes Sprachrohr des stoischen Ideals zwar, doch er scheitert, weil er die Lehre nicht in die Praxis übersetzen kann, Wissen nicht in Weisheit. Die Formel wird

41 Vgl. Seneca: Thyestes, dt. v. Durs Grünbein, Frankfurt a. M.: Insel 2002.

42 Seneca: Thyestes, 43. 450f.

ihm zur Katastrophe, die Interpretation zur Falle, wenn er sie auf seine prekäre Situation anwendet. Indem er sich dem Schicksal und der Führung seiner Söhne übereignet, gibt er die Macht über sich selbst auf. Sein tragischer Irrtum besteht in der Verwechselung von äußerem und innerem Machtverzicht. So erweist sich als letzter Souveränitätsakt des Thyestes, die Souveränität aufzugeben. Vom Bruder wird er als Weichling vorgeführt, der erschlafft und widerstandslos alles frisst, was man ihm vorsetzt, selbst die eigenen Kinder. Das versprochene Glück, im blinden Fressrausch zwanghaft sich vergewissernd, verkehrt sich in maßloses Leid. Angesichts dieser radikalen Wendung erweist sich das scheinbare Unglück der Verbannung als wahres Glück.

Während Thyestes Krankheitsbild als depressive Passivität, ohnmächtiger Fatalismus vorgeführt ist, sucht Atreus im Machtrausch sich zu behaupten. In der manisch verfolgten Rache am Bruder agiert der Zorn des Atreus als Wahnsinn. Ebenso wenig „Herr über sich selbst" vergisst der Zornige „alle Verwandtschaftsbande, hält starr und steif an seinem Vorsatz fest, verschließt sich jeder vernünftigen und heilsamen Überlegung".[43] Souveränität im Sinne stoischer Selbstbeherrschung ist hier aufgegeben. In der Überbietung der kriminellen Vorfahren, des Tantalos, im katastrophischen Wettbewerb misst sich Atreus' Größenwahn. Die eigenen Machtmotive dem Bruder unterstellend, löscht er diesen als Gegenüber aus, feiert seinen Sieg als absolute Alleinherrschaft: Atreus setzt seinen maßlosen Zorn als manisches Maß. Beider Krankheitsbilder, Passivität und Zorn, sind durch Unvernunft gekennzeichnet. Doch der Zorn erweist sich als die absolute Katastrophe, die nur Unterwerfung unter die Triebe oder Affekte, keine Selbst- wie soziale Bewusstheit mehr kennt. Der Zorn ist das radikale Gegenbild zum stoischen Souveränitäts- und Vernunftideal. Seneca zeigt Katastrophen als seelische Krankheiten, die sich nur durch vernünftige diätische Maßnahmen vermeiden lassen. Er überantwortet den die griechische Tragödie bestimmenden politischen Konflikt radikal der individuellen Moral, der keine Polis, keine Institution oder göttliche Autorität zur Seite steht Er verlagert den Konflikt auf eine universelle und zugleich abstraktere Ebene: die Natur, welche Seneca als „Schau-

43 Seneca: „Vom Zorn", 1, 1, in: ders.: Philosophische Schriften, Hamburg: Meiner 1993, Bd. 1, S. 66.

spiel"[44] göttlicher, dem Menschen sein Maß weisenden Vorsehung erscheint.[45]

Der Mythos hat seine Rationalität und Irrationalität vermittelnde politische Funktion bei Seneca verloren. Er taugt nur noch als pandämonisches Archiv anthropologischer wie seelischer Dispositionen. In seiner Tragödie *Hercules furens*[46], das eine intensive Rezeptionsgeschichte erfahren sollte, dient er zur exemplarischen Errichtung des stoischen Herrscherideals. Die beiden Extreme, Leid und Zorn, repräsentiert in den Figuren des Thyestes und des Atreus, werden in Herkules zusammengefügt. Juno treibt Herkules in seine letzte und größte Aufgabe, die alle anderen Taten überbieten muss. Indem sie ihn gegen sich selbst antreten lässt, erhofft die gekränkte Göttin seinen Untergang nicht nur aus eifersüchtiger Rache. Vielmehr droht den Göttern Herrschaftsverlust durch die dem Herkules aufgegebenen Taten.[47] Die Grenze von Leben und Tod aufhebend, hat Herkules die moralische Funktion der Unterwelt entschärft, die polizeiliche Instanz des Hades eliminiert, was die Götterwelt, kosmische Ordnung erzittern lässt.[48] Sind die Autoritäten zerbrochen, der Tod als letzter Maßstab und richtende Instanz zerstört, so kann Herkules nur an sich selbst die letzte Aufgabe finden. „Du suchst dem Alkiden einen Ebenbürtigen?",

---

44 Seneca: Trostschrift an seine Mutter Helvia, in: ders.: Philosophische Schriften, Bd. 2, S. 227.

45 Paul Veyne: Weisheit und Altruismus. Eine Einführung in die Philosophie Senecas, Frankfurt a. M.: Fischer, S. 65.

46 Seneca: Hercules Furens, in: ders.: Sämtliche Tragödien, Bd. 1, Zürich und München: Artemis 1961, S. 65-155.

47 Herkules' Taten zerstören das alte Fundament göttlicher Autorität und Ordnung, indem sie die Stufen der Angst von der kindlichen bis hin zur existenziellen vor dem Tod auslöschen. Sukzessive steigern sich diese zum Skandal: Schlachtet er zunächst furchterregende Monster, gewinnt Herkules am Tragen der Erdkugel und des Himmels maßloses Selbstbewusstsein, so überschreitet er mit dem Abstieg in den Hades, der Befreiung des Theseus und der Entführung des Höllenhundes Cerberus endgültig das kosmische Maß.

48 Die Hölle ist entschärft. Die Entführung des Cerberus erweist sich als Bedingung des christlichen Wiederauferstehungsgedankens. In den Grenzüberschreitungen und der eigenen Himmelfahrt des Herkules kündigt sich die Passion Christi topologisch an.

spricht Juno, „Keiner ist es außer ihm selbst: so führe er fortan Kriege mit sich selbst.“[49] Im Wahn wird Herkules zu einem jener Monster, die zu erlegen ihm einst auferlegt, blindlings schlachtet er Frau und Kinder. Seiner Tat bewusst werdend, rast er in seinem Leid wie Zorn und will Rache an sich selbst nehmen. Herkules wird sich selbst zur Herausforderung und Probe, indem das Leid ihn zur Passivität, der Zorn zur Aktion treibt. Kehren sich seine Schrecken bewältigenden Waffen gegen ihn selbst, werden diese anti-katastrophischen Instrumente nun zu Mitteln drohender Katastrophe, der Unterwerfung unter den Wahn. Im Leid richtet sich sein Zorn gegen die Waffen, im Zorn hingegen seine Waffen gegen sich selbst. „Noch nicht frei von bestürzendem Aufruhr, hat sein Herz nur das Ziel seines Zornes geändert und, was der Raserei eigentümlich ist: sie wütet gegen sich selbst.“[50]

Aus mörderischer Tat erwächst Herkules’ Aufgabe: Rache (an sich selbst) in Gnade zu wenden, die ihm nicht, wie alle bisherigen Taten, befohlen ist, sondern zur individuellen sittlichen Pflicht sich selbst und anderen gegenüber wird. Jene individuelle Katastrophe, das Abschlachten von Frau und Kindern, muss er zur Souveränität über sich selbst wenden. Am enthemmten, gegen sich selbst gerichteten Zorn hat sich das stoische Ideal zu bewähren. Erkennt Atreus blind vor Zorn niemand anderen mehr als sich selbst, so vermag Herkules der eigenen Rache zu entkommen – durch die Hilfe anderer. Gnade ist die Forderung Senecas an die wahre Herrschaft. Sie setzt Mäßigung voraus und beinhaltet zugleich ein aus sich selbst heraus gewonnenes ethisches Maß, indem sie Strafe aufhebt, ohne die Untat zu vergessen. Sie setzt sich außerhalb der institutionalisierten Rechtlichkeit und verlässt den Zirkel der Rache, den mythischen Zusammenhang, wie ihn die griechische Tragödie zeigte. „Güte ist Mäßigung der Leidenschaft in der Macht, sich zu rächen […] Güte ist Mäßigung, die etwas von verdienter und geschuldeter Strafe nachläßt […]“, schreibt Seneca in der passenderweise an Nero gerichteten Schrift *De clementia*.[51]

Herkules führt die Macht der Gnade im Ringen um Selbstbestrafung vor. Sich selbst begnadigend, mildert er Todesstrafe in Verban-

---

49 Seneca: „Hercules Furens“, 84f., in: Sämtliche Tragödien, Bd. 1, Zürich und München: Artemis 1961, S. 71.

50 Ebd., 1119ff, S. 147.

51 Seneca: De clementia. Über die Güte, Stuttgart: Reclam 1970, II, 3, S. 77.

nung zunächst, um sich nicht als Täter begegnen zu müssen. Doch Verbannung ist noch nicht wiedergewonnene Selbstbeherrschung, Vergessen nicht Souveränität. Weil jeder Ort, selbst der Hades, ihn schon als Täter kennt, findet Herkules nicht die Selbstvergessenheit, die er sucht. Um den Zirkel der Leidenschaften zu entkommen, bedarf es vorbildhafter exemplarischer Figuren, die Herkules beistehen. Präventiv kann der Zorn nicht allein durch Selbstbeherrschung gebändigt werden. Wo Leidenschaft keine Grenze mehr findet, setzt Freundschaft ein Maß: „Wir müssen sie [die Freunde] zu Hilfe rufen […], solange wir bei Sinnen sind, solange wir uns in der Gewalt haben.“[52] Für Seneca ist es eine Frage der Vernunft, Sozialität zu fordern. Diese begegnet Herkules in Amphitryon, dem Vater, und Theseus, dem Freund, der dessen Ausweglosigkeit einen Ort verspricht: Athen, das nicht als Polis, sondern als Heimat der Weisheit, philosophisch-moralischer Muster wie Sokrates und Platon, wie auch als Geburtsort der Stoa aufscheint.

Herkules ist für Seneca – wie für das absolutistische Ancien Régime – die exemplarische Gestalt, an der sich die Frage nach Herrschaft stellt. Als wahrer Herrscher zeigt sich derjenige, der sich selbst zu beherrschen weiß. Gnade als höchster Souveränitätsausweis muss sich darin zeigen, wie mit eigener Schuld umgegangen wird. Angesichts der Schreckensherrschaft eines Caligulas oder Neros formuliert Seneca ein Herrschaftsprogramm, das auf individueller Selbstbeherrschung beruht. Entsprechend besteht die Katastrophe für Seneca im Verlust dieser individuellen Selbstbeherrschung. Die fehlende Souveränität den eigenen Leidenschaften gegenüber führt zu Tyrannei. Der Zorn erweist sich als das anthropologische Ereignis, das Seneca zur Katastrophe erklärt; in emblematischen Bildern gibt es sich zu erkennen. Um die Katastrophen abzuwenden, fordert Seneca die Schreckensereignisse der Natur wie auch des Menschen in den Blick zu nehmen:

> Dabei wird aber nichts nützlicher sein, als den Blick zuerst zu richten auf das Hässliche und Entstellende der Sache, sodann auf das Gefährliche derselben. Keine Leidenschaft aber zeigt ein Bild größerer Störung und Verworrenheit als der Zorn. […] Wie mag es drinnen in der Seele aussehen, wenn die äußere Erscheinung einen so abstoßenden Eindruck macht! Wie viel entsetzlicher noch wird sich das Innere ausnehmen mit dem ge-

52 Seneca: Vom Zorn, III. 13, S. 165.

> steigerten Atem, der ungestümeren Leidenschaft, die bersten muss, wenn sie nicht ausbricht.[53]

Das Interesse des Stoikers gilt dem Hässlichen, Entstellenden und Gefährlichen; Schrecken erscheinen als eskalierte Natur, ob es sich um Kriege oder Überschwemmungen, um Pest oder Feuersbrünste handelt. Die gestörte Seele wie auch die Schrecknisse der Natur werden ihm Anlass, Katastrophen zu erklären und zu inszenieren und vor allem – das ist der Zweck der Katastrophenerklärung –, sich als stoisches Ich zu behaupten. In der Betrachtung der Natur und der Seele findet Seneca das Therapeutikum, gegen politische Willkür und despotischen Wahnsinn sich abzuhärten, die das eigene Leben und die Würde ständig bedrohen. Er erklärt Katastrophen, um sie sogleich zu depotenzieren, in den Schrecknissen die göttliche Vorsehung der Natur zu erkennen. Es bedarf der effektvollen Katastrophe, um als Stoiker, vorbildliches Muster, auf dem Welttheater zu erscheinen. Seneca prägt dem Katastrophenbegriff eine Ambivalenz ein: Einerseits verneint der stoische Weise Katastrophen, weil jegliche Erscheinungen der natürlichen Ordnung entsprechen, es keine Ausnahme gibt, andererseits müssen Katastrophen immer wieder zur stoischen Selbstvergewisserung gleichsam theatralisch aufgeführt werden. Folgenreich wird dem Katastrophenbegriff ein Doppeltes eingeschrieben, die Potenzierung und Depotenzierung des Ereignisses.

Seneca geht gleichsam einen Vertrag mit der Natur ein. Sie hat Katastrophen zu fingieren als Proben, an denen sich Gelassenheit bewähren muss. In diesem gegenseitigen Vertragsverhältnis bindet sich Seneca an die eigens inszenierten Katastrophen, um sich als Souverän seiner selbst zu konstituieren und umgekehrt die Natur als göttlich und geordnet anzuerkennen. Doch die Vergöttlichung der Natur dient letztlich nur wie im Falle des im Mythos vergöttlichten Herkules der eigenen Apotheose. „Hier hat [der Stoiker] vor der Gottheit etwas voraus: für sie gibt es überhaupt kein Dulden von Unglück, [er ist] darüber erhaben."[54] Im Blick auf die Natur hat der Stoiker nur sich im Blick: Die natürlichen Übel sind ihm Distinktionszeichen gegenüber den unver-

53 Seneca: „Vom Zorn", II, 35, in: ders., Philosophische Schriften, Hamburg: Meiner 1993, S. 142f.

54 Seneca: „Von der Vorsehung", 6, in: ders., Philosophische Schriften, S. 26.

nünftigen Massen oder Tyrannen, narzisstische Spiegel seiner Souveränität. Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen Senecas stellen wie die Tragödien Szenenanweisung für die Selbstinszenierung des Weisen dar. Die natürlichen Übel fokussierend, ist dieser zugleich Zuschauer des Schreckens als auch stoischer Akteur, er befindet sich innerhalb wie außerhalb der designierten Katastrophe:

> In aller Ruhe wird er das unheimliche Schauspiel einer von Blitzen durchzuckten Atmosphäre betrachten, selbst wenn das Himmelgewölbe bricht und alle seine Feuer auf die Vernichtung der Welt und an erster Stelle auf Selbstvernichtung konzentriert. In aller Ruhe wird er zusehen, wie die Erde in allen Fugen kracht und der Boden aufbricht, selbst wenn dabei die Unterwelt freigelegt wird. Unerschrocken stellt er sich sogar an den Rand dieses Abgrundes, und vielleicht springt er von sich aus in die Tiefe, in die er sowieso doch einmal fallen muß.[55]

DER VERLUST DES POLITISCHEN. DIE UNIVERSALISIERUNG DES KATASTROPHISCHEN IM CHRISTLICHEN DENKEN

Findet bei Seneca die Katastrophe ihren Zweck und Ort im Individuellen, so stellen natürliche wie politische Ereignisse, Vulkanausbrüche oder Erdbeben, Krieg oder tyrannische Willkür, Prüfungen des Seelischen dar. Seneca fordert, den Prüfungen sich zu stellen und aus den Ereignissen die richtige Erkenntnis zu ziehen: zum einen die naturphilosophische, dass die Natur keine Katastrophen kennt, weil sie in ihrem ewig gleichen Ablauf vernünftig und von göttlichen Prinzipien durchherrscht sei, zum anderen die ethische, dass kein Anlass bestehe, sich angesichts der Übel von seinen Leidenschaften wie Zorn oder Angst beherrschen zu lassen. Katastrophen, die als Leidenschaften die Souveränität unterwerfen, beruhen auf dem Missdeuten der Zeichen, wobei im Gegensatz zu den griechischen Tragikern und Historikern hier das Politische in Bezug auf einen souveränen Demos verschwunden ist. In der aristokratischen Philosophie Senecas thront das individuelle Selbst über die Natur. Sie dient seiner Weisheit als Folie, indem er ihre Zeichen nach dem persönlichen ethischen Programm deutet.

55 Seneca: Naturales quaestiones. Naturwissenschaftliche Untersuchungen, 6, 32, 4, Stuttgart: Reclam 1998; S. 391.

Aus diesem hermeneutischen Verfahren, die Natur als vernünftig zu betrachten, gewinnt der stoische Weise die Macht, die Angst und das Leid innerweltlich vollständig zu lösen; er herrscht symbolisch über die Geschichte, die ihm die Gewissheit seiner Selbst verleiht, aus ihrem zirkulären, immer gleichen Ablauf bezieht er Trost, Rechtfertigung und Sicherheit.[56] Natur und Geschichte sind eins, Geschichte nichts anderes als der innerweltliche, nicht transzendente Modus der Natur.

Christliches Denken dagegen verurteilt die stoische Weise, sich über Geschichte zu erheben und von den Leiden durch Erkenntnis zu erlösen, als *superbia*, als Hochmut. Entsprechend entzieht Augustinus von Hippo den nicht-christlichen Römern die *Securitas* als Zeichen der Pax Romana, welches das individuelle stoische Ideal als imperiale Reichsidee veräußerlicht und anwendet. Augustinus transzendiert die Securitas, verwandelt sie in einen teleologischen Begriff, ohne jedoch dessen politische Idee aufzugeben. Er verlagert den Begriff auf eine metaphysische Ebene, die ihn des realen Scheiterns, der Weltlichkeit enthebt. Erweist er angesichts des sukzessiven Zerfalls Roms sich als obsolet, sein Absolutheitsanspruch als entleert, so versichert Augustinus sich seiner Schlagkraft. Securitas, die zunächst innerweltlich und individuell formulierte Idee des stoischen Weisen wie dann politisches Symbol des römischen Staates, wird zu einem überweltlichen Leitbegriff sowohl der menschlichen Existenz wie der Weltgeschichte. Sein Offenbarungserlebnis schildernd, beruft sich Augustinus in seinen *Confessiones* auf das Licht der Securitas, „luce securitatis“[57], das ihn vom Zweifel an sich selbst befreit. Vor diesem Hintergrund verwandelt sich die beschworene Katastrophe Roms in theologische Beruhi-

---

56 „Man gelangt in den Genuß der Sicherheit, indem man sich durch ständiges Üben die Überzeugung aneignet, daß Unglück, Demütigung und Tod nichts sind […]. Man genießt dasselbe Glück wie die Götter, das vollkommen und durch nichts zu erschüttern ist. So entsteht das erhabene Bild des Weisen; denn die Menschen, die auf diese Art, buchstäblich, sterbliche Götter werden, heißen *Weise*. Der Stoizismus ist eine Methode der Selbstverwandlung.“ Paul Veyne: Weisheit und Altruismus, S. 55f.

57 Vgl Augustinus: Bekenntnisse, Confessiones, VIII, 12, 29, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1987, S. 416. Da „strömte mir Gewißheit als ein Licht ins kummervolle Herz, daß alle Nacht des Zweifeln hin und her verschwand.“ S. 417.

gung, die römischer Politik Securitas abspricht und zu einem welt- und heilsgeschichtlichen Begriff befördert. Ist diese Technik der Beruhigung noch der Stoa entnommen, so transzendiert sich dagegen das stoische Ziel: Vollkommene Sicherheit und mithin Souveränität könne nur im überirdischen Jenseits, bei Gott, gefunden werden.

Integriert nun einerseits das Christentum stoische Ethik, indem es sich im moralischen Anspruch auf deren individuelle Lebenspraxis bezieht, so unterscheidet es sich andererseits radikal in seinem Fundament.

> Es gehört zu den Berührungspunkten der stoischen und der christlichen Ethik, daß die Selbstständigkeit des Gewissens dem Angewiesensein auf das Urteil der Gesellschaft vorgezogen wird. Freilich unterscheidet sich die christliche Moraltheologie von der stoischen Moralphilosophie dadurch, daß die Unabhängigkeit der persönlichen Motivation eingeschränkt wird durch den höheren Rang Gottes und seiner *Heiligen Schrift*.[58]

Was in der stoischen Moralphilosophie als Affekt erscheint, wird in der christlichen Moraltheologie zur Sünde. Erscheint in Senecas Apologie des Selbstmords die Angst vor dem Tod überwunden, indem durch die Wahl des Zeitpunkts Sicherheit als Ausweis höchster Freiheit und Autonomie gewonnen wird, so weist Augustinus die stoische Verteidigung des Freitods zurück, verstoße dieser doch gegen das fünften Gebot *Du sollst nicht töten*. Während der antike Philosoph sich auf Sichtbarkeit und rationale Evidenz beruft, so bezieht sich der einflussreichste aller Kirchenväter auf den Glauben und die Unsichtbarkeit. Entsprechend kontrastiert Karl Löwith antikes und christliches Denken:

> Die griechische *theoria* ist wirklich eine Welt-Schau oder Kontemplation des Sichtbaren und kann daher aufgewiesen und daher gezeigt werden [wie Seneca in seinen Tragödien], wohingegen der christliche Glauben, die *pistis*, eine gewisse Zuversicht oder ein unbedingtes Vertrauen in Unsichtbares und daher Unbeweisbares ist. Geglaubtes läßt sich nicht theoretisch erkennen, man muß sich praktisch zu ihm bekennen. Da Gott an

58 Rudolf Schottlaender: Augustins moraltheologische Katastrophendeutung als Geschichtsfaktor, in: Klio. Beiträge zur alten Geschichte 60 (1978), S. 383-388, hier S. 386.

> Sein und Macht unendlich über seiner Schöpfung steht, kann er nicht von der Welt her begriffen werden. […] Der einzig authentische Zeuge der sichtbaren Welt ist der unsichtbare Gott, der dem Menschen sein Schöpfertum in der Schrift bezeugt.[59]

Nicht auf das Sichtbare, sondern das Unsichtbare gründet Augustinus sein Denken. Konfrontiert mit der zeitgenössischen politischen Erschütterung schlechthin, der Eroberung Roms durch Alarichs Goten im Jahre 410, hat sich seine Theologie des unsichtbaren christlichen Gottes zu bewähren. Es ist dieses Ereignis, das polemisch die römischen Altgläubigen, aber ebenso die Christen auf den christlichen Gott beziehen. Ihre zahlreichen Vorwürfe bilden den Anlass für Augustinus' monumentale Apologie *De Civitatis Dei*. Wie konnte Gott die Eroberung der ewigen Stadt zulassen, wo die beiden Apostel Petrus und Paulus begraben liegen, wie zulassen, dass „gottgeweihte Jungfrauen" von Barbaren vergewaltigt wurden und ihnen nichts anderes übrig blieb als der Selbstmord? Die Vorstellung, dass die Einführung des Christentums als Staatsreligion die Existenz Roms bedrohe, wie die Partei der Nicht-Christen wettert, indem es die alten Tugenden und damit die Götter als Grundlage der römischen Macht und Herrschaft zerstört und zum Untergang geführt habe, wird von Augustinus demontiert. Augustinus widerspricht der Katastrophenerklärung, nimmt gerade den Nicht-Christen das Recht zur katastrophischen Rede. Denn die politische Souveränität der Römer sei nur eine scheinbare, weil sich ihre Tugenden rein innerweltlich begründen und damit einen vollkommen unzureichenden Grund für die beanspruchte *aeternitas* darstellten. Selbst die alten Götter seien nur Zeichen irdischer Triebe und zeigten in der Triebhaftigkeit einen vollständigen Mangel an Souveränität.

Augustins apologetische Rhetorik, die vehemente Zurückweisung der Vorwürfe und Zweifel, verdeutlicht wie kaum ein zweites Mal in der Geschichte des Katastrophenbegriffs, dass es sich bei Katastrophen um Sprechakte handelt, die die Deutungsmacht über die Ereignisse und damit Souveränität beanspruchen. Wie schon Seneca gegen vermeintliche Naturkatastrophen, so erhebt auch der einflussreichste Kirchenvater in seiner *Gottesstadt* eine Anti-Katastrophenrede, nach der „Verwüstung, Mord, Raub, Brand und sonstige Übeltaten" „dem

59 Karl Löwith: Weltgeschichte und Heilsgeschehen, Stuttgart: Metzler 1983, S. 174.

Kriegsbrauch"[60] zuzuschreiben seien, um freilich seine Deutung der Ereignisse umso mehr in den Dienst der eigenen Sache zu stellen. Mit stoischer Gelassenheit spendet Augustinus den verwirrten Christen Trost, die den Sinn der Ereignisse nicht zu lesen verstehen. Im Gegensatz zu Seneca deuten die Schicksalsschläge nur auf eins: auf das Unverlierbare der Glaubensgewissheit. „Du sagst: Aber sie haben doch alles verloren. Nun, etwa auch ihren Glauben? Oder ihre Frömmigkeit? Oder die Güte des inneren Menschen, der reich vor Gott ist? Das sind die Schätze des Christen […]."[61] Augustinus relativiert die behauptete Singularität der Plünderung Roms, indem er sie als eine von vielen Strafen Gottes aufführt und damit gleichsam mit stoischen Mustern sich nicht zuletzt dem stoischen Rationalismus widersetzt. Die Katastrophe wird demontiert, gewendet zu einem typologischen Ereignis auf dem Schauplatz der Geschichte, in der gefallene und göttliche Natur miteinander ringen. „Die beiden Symbole, die himmlische und die irdische Gemeinschaft, erlauben zwingende Zuweisungen jeglichen Geschehens".[62] Der Fall Roms wird gedeutet als typisches Ereignis im Kampf beider Gemeinschaften, der *civitatis terrena* und der *civitatis dei.* „Denn ineinandergeschoben sind die beiden Staaten in dieser Weltzeit und miteinander verwirrt, bis sie beim letzten Gericht getrennt werden."[63] Augustinus demonstriert am Fall Roms, wie Weltgeschichte theologisch richtig zu lesen und allegorisch nach den beiden *civitatis*-Typen auszulegen sei. Die Weltgeschichte erweist sich als Zeichensystem, in dem die einzige unsichtbare Souveränität immer wieder gesucht und erkannt werden muss.

Gleichzeitig bewahrt sich die Ambivalenz stoischer Katastrophensetzung, indem die Ereignisse einerseits iterative Typen der Geschichte sind, andererseits aber Exempla christlicher Glaubensvergewisserung. Zeigt der Gotensturm einerseits die Vergänglichkeit der Ewigkeit beanspruchenden Stadt, so andererseits das Bleibende der Glaubensgewissheit. Polemisch gegen den Herrschaftsanspruchs Roms gewendet, weist Augustinus auf die von den Goten verschonten Räu-

---

60 Augustinus: De civitate dei, Vom Gottesstaat, 1, 7, 12, Düsseldorf: Artemis & Winkler 1995.

61 Ebd., 1, 10, 18.

62 Manfred Fuhrmann: Rom in der Spätantike. Porträt einer Epoche, München: Artemis & Winkler 1994, S. 206.

63 Augustinus: De civitate dei, 1, 35, 57.

me, auf die christlichen Kirchen als Zufluchtsstätten, in denen sich Gnade nicht als irdische, sondern als göttliche zeigt. Die römische Herrschertugend der Gnade, die *clementia*, die Augustinus Vergils *Äneas* entnimmt: „Unterworfene schont und Übermüt'ge zerbricht man“[64], beruhe hingegen nicht auf echter Souveränität, sondern auf sündhafter Herrschsucht, der römischen *libido dominandi*. Die christlichen Goten hingegen demonstrierten mit ihrer Verschonung weniger ihre Souveränität. Vielmehr wird für Augustinus an den unversehrten heiligen Orten Gott und dessen Herrschaftsanspruch sichtbar. „Wer das nicht sieht, muß blind, wer es sieht und nicht lobt, undankbar, wer den Lobe widerspricht, unsinnig sein“, appelliert Augustinus, stoischen mit neoplatonischem Einfluss verschmelzend. Durch die Goten, die, als historisch empirische Figuren verschwindend, auf der Textfläche zu allegorischen Zeichen gerinnen, spreche die Gnade Gottes: „Kein Verständiger könnte dies der Wildheit der Barbaren zutrauen. Nein, ihren blutdürstigen und grausamen Sinn hat einer, nur einer zurückgeschreckt, gezügelt und wunderbar besänftigt, er, der so lange vorher durch den Propheten sprach: ‚Ich will ihre Sünde mit der Rute heimsuchen und ihre Missetat mit Plagen. Aber meine Gnade will ich nicht von ihnen wenden‘.“[65] Augustinus streitet also die vergilsche Souveränitätsformel vom ‚Schonen und Zerbrechen‘ den römischen Herrschern ab und teilt sie Gott, letztlich dem kirchlichen Vollzugsorgan zu. Für den Kirchenvater erweist sich der Gotensturm als Instrument göttlicher Gnade wie Strafe, als Zuchtrute für die römische *libido dominandi*. Liegt die wahre Gnade nicht bei den römischen Herrschern, sondern bei Gott, so zeigt sich Augustinus in den historischen Ereignissen stets nur diese jenseitige Gnade an.

Während die nicht-christlichen Gegner die Katastrophe erklären, um ihrer Forderung nach Wiedereinsetzung der alten ethischen , religiösen und politischen Institutionen Roms Nachdruck zu verleihen, so bedient sich Augustinus der Ereignisse, um die Herrschaft Gottes zu bezeugen. Nicht die Souveränität einzelner Weiser, sondern die Souveränitätserklärung Gottes ist das Ziel seines polemisch-apologetischen Werkes, dem der spätantike Wettstreit um die politische Deutungshoheit eingeprägt ist. Gerade der Verweis auf die irrationale, un-

---

64 Vgl. Vergil: Aeneis, 6, 851f., Düsseldorf: Patmos, Artemis & Winkler 2007, S. 147.

65 Augustinus: De civitate dei, 1, 7, 12.

einsehbare göttliche Instanz macht die argumentative Strategie Augustins in diesem Kampf unangreifbar, er beendet jeden Diskurses – gegebenenfalls mit Gewalt. Der ewige Herrschaftsanspruch Roms wird in die transzendente Macht des Christentums verwandelt, mithin in eine kirchenpolitische Formel; der Kirchenvater macht sich unter Berufung auf den Glauben zum Vertreter einer neuen Herrschaftsinstitution, der einen katholischen Kirche. Gerade indem diese den alten imperialen Anspruch der *Roma aeterna* transzendiert, hebt sie sämtliche politische wie natürliche Grenzen im totalen Inklusionsgebot ihrer Herrschaft auf. Ist Macht bei Seneca nur dem Selbst verpflichtet, so stärkt Augustinus das Individuum gegen die weltlichen Institutionen, zugleich unterwirft er es aber einem überindividuellen Souverän, dessen „gebietender Wille selbst einige Ausnahmen von jener Anordnung, keinen Menschen zu töten, verfügt“[66]. Gott ist souverän, denn nur er kann die Gesetze im Ausnahmefall immer wieder reformulieren.

Der christlichen Weltsicht wird das Theater zur Welt, weil die Welt zur Bühne geworden ist. Auf ihr sind Katastrophen die inszenierten Zeichen der jenseitigen Gnade. Insofern erweist sich Augustinus als die entscheidende Zäsur in der Geschichte des Katastrophenbegriffs. Sprengt hier christliche Weltsicht endgültig die Beschränkung des Katastrophenbegriffs auf das Drama, so erlaubt die Potenzierung und Erweiterung die nominelle Einsetzung des Katastrophenbegriffs auch jenseits des tradierten theatralen wie historiographischen Horizonts. Augustinus verdammt das Theater in platonischer Tradition, es reproduziere nur die Oberfläche der irdischen Welt. Deren Zeichen sollen auf das Weltenende gelesen und enträtselt werden. Doch das Welttheater verlangt nicht das Studium der Natur und der Phänomene, als vielmehr das der heiligen Bücher und Schriften; nicht die Erscheinung, nur das Schriftzeichen erlaubt, den die Geschichte beherrschenden Konflikt typologisch zu lesen. Scheint Augustinus' Kommentar das historische Ereignis dem Text der *Civitates Dei* zu unterwerfen, so erweist sich dieses emblematische Verfahren wiederum als ambivalent. Das Verhältnis von Kommentar und Ereignis ist ein wechselseitig sich bedingendes von Text und Bildlichkeit, ohne dass die Bildebene in ihrem auch irrationalen Gehalt vollkommen aufgehoben werden könnte.

66 Ebd., 1, 21, 39.

Im Auftrag Augustinus' durchforscht Paulus Orosius die Quellen und Texte der Geschichte, die „verfügbaren Aufzeichnungen der Historien und Annalen aus den vergangenen Jahrhunderten". Allenthalben durchforstet er die Archive nach Ereignissen, an denen sich göttliche Gnade offenbart, ist er bestrebt den von Augustinus konstatierten typologischen Zeichencharakter von Geschichte zu belegen; hierdurch wird er zum ersten christlichen Historiographen. Jedem Ereignis ein Kommentar zuweisend, wird Geschichte zur Chronologie von Katastrophen:

> Beschwernisse durch Kriege, Verderbnisse durch Krankheiten, Trauriges durch Hunger, Schrecken durch Erdbeben, Ungewohntes durch Überschwemmungen, Befürchtungen durch Vulkanausbrüche, furchtbaren Folgen von Blitzschlag und Hagel oder auch Elend durch Verwandtenmorde und Verbrechen.[67]

Doch Orosius bestätigt Augustinus nicht nur, er wandelt dessen typologische Geschichte zur irdischen Heilsgeschichte um, indem er im augustinischen Zeichentheater irdischen Fortschritt konstatiert, gleichsam einen Heilsplan, der sich bereits innerweltlich zu verwirklichen scheint. So weicht der gelehrige Schüler den strengen Dualismus des Kirchenvaters wieder auf. Orosius hängt die Katastrophe an das Ereignis, befestigt Heilsgeschichte im aufgeführten Nachweis, dass Fortschritt sich im sukzessiven Verschwinden von Katastrophen vollzöge. So veräußerlicht Orosius im Bild, was Augustinus verinnerlicht hatte: die Glaubensgewissheit der Seele im Zeichen. „Ich habe mit Hilfe Christi gemäß deinem Befehl, glückseliger Vater Augustinus, vom Anfang der Welt bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt, also 5618 Jahre lang, die Begierden und Bestrafungen der sündigen Menschen, die Kämpfe der Welt und die Urteile Gottes dargestellt, so kurz und so einfach ich konnte", resümiert er seinen Auftrag und fügt hinzu: „Dabei habe ich jedoch die christlichen Zeiten wegen der verstärkt gegenwärtigen Gnade von jenen Zeiten der Verwirrung durch Unglauben getrennt."[68] Geschichte ist ihm nicht mehr nur ein metaphysisches Zeichensystem, sondern ein göttliche Gnade akkumulierender Prozess, ein Wirklichkeitstheater, in dem sich das Himmelreich bereits auf Erden ankündigt.

---

67 Paulus Orosius: Die antike Weltgeschichte in christlicher Sicht, 2 Bd., Zürich u. a.: Artemis 1985 und 1986, Bd. 1, S. 60f.

68 Ebd., S. 232.

Bewirkt die Katastrophe bei Seneca Seelenruhe, bei Augustinus Glaubensgewissheit, so weist sie Orosius auf irdische Heilserwartung. Mit der Katastrophe verbinden sich somit drei Geschichtsmodelle: ein zirkuläres, ein typologisches und ein teleologisches.

DIE ESKALATION DES STOFFLICHEN

Der Dualismus Augustinus' treibt dem Begriff der Katastrophe endgültig Ambivalenz ein. Die naturwissenschaftlichen Gnostiker der Neuzeit deuten sie nur um. Einerseits erscheinen ihnen Katastrophen als Ausnahme von den natürlichen Gesetzen, andererseits als Mangel der eigenen Erkenntnismittel, was sie in Stellung gegen die Theologie bringt, und die Perfektionierung dieser Mittel bis heute rechtfertigt. Gleichzeitig schnürt sich das 17. Jahrhundert in Politik und Ästhetik wieder an die pessimistisch-dualistische Weltsicht des Augustinus. Gezeichnet von den Religionskriegen, erscheint dem Zeitalter der Vertrag zwischen Immanenz und Transzendenz, zwischen Geschichte und Heilsplan zerbrochen, der sich bei Orosius angedeutet und – im 12. Jahrhundert – in Joachim von Fiores (die Renaissance initiierenden) optimistischen Chiliasmus radikalisiert hatte. Auf den Untergang der mittelalterlich-christlichen Einheit, die als räumlich-politischer Zusammenhang und religiöse Legitimierung von Politik durch die katholische Kirche verbürgt war, reagiert die politisch-juristische Theorie. Sie begründet rationale Politik allein aus der Immanenz, verweist den Glauben in das Private und spricht der Geschichte jedes Eschaton ab. Der weltanschaulich theologische Dualismus wird – wie bei Hobbes – in ein politisches Postulat verwandelt. Der Dualismus des Barocks, der sich vor allem in der Kunst zeigt, zieht die Grenze zwischen irdischer und himmlischer Welt nachdrücklich: allegorisiert trennt und verbindet der Tod irdisches Übel und jenseitige Erlösung.

Nichts ist insofern mehr verbunden mit dem barocken Vergänglichkeitstopos der *vanitas* als Katastrophenbilder, in denen sich irdische Stofflichkeit wie auch deren Vernichtung aufschichtet und verdichtet und die Ideologie des Barocks, das die Welt nur Schein, Theater sei, versichert. Die Katastrophen erscheinen als Allegorien irdischer Existenz. In emblematischen Dechiffrierungen werden die Exaltationen des Stofflichen ihrer irdischen Schrecken vollkommen entkleidet und in sukzessiver allegorischer Auslegung zu Zeichen transzendenten Heilsgeschehens. Benjamin konstatiert mithin, dass al-

les Weltliche befleckt, jeder Ausdruck abgelöst von Spiritualität und damit der Himmel als Ort der Erlösung gerettet ist:

> Das Jenseits wird entleert von alledem, worin auch nur der leiseste Atem von Welt webt und eine Fülle von Dingen, welche jeder Gestaltung sich zu entziehen pflegten, gewinnt das Barock ihm ab, und fördert sie auf seinem Höhepunkt in drastischer Gestalt zu Tag, um einen letzten Himmel zu räumen und als Vakuum ihn in den Stand zu setzen, mit katastrophaler Gewalt dereinst die Erde in sich zu vernichten.[69]

Ist die Grenze zwischen Immanenz und Transzendenz radikal gezogen, so gibt es innerweltlich keine Ausnahme vom Sichtbaren. Der Totalität des aufgeschütteten Stoffes korreliert die Totalität der Transzendenz, das der Sichtbarkeit absolut entzogen ist. „Die exaltierten Formen des barocken Byzantinismus verleugnen denn auch nicht die Spannung zwischen Welt und Transzendenz."[70] Auf dieser Idee gründen die Wunderkammern und Naturalienkabinette, die Sammelwut und die Verwaltungstechniken, wie sie im 17.Jahrhundert allenthalben an den europäischen Höfen entstehen. In radikaler Immanenz sind sämtliche innerweltliche Dinge der Ästhetik unterworfen, was den Gebrauch der Welttheatermetapher erst begründet. Unter anderen auf den Kriegsschauplätzen, dem *theatrum belli*, zeigt sich ostentativ, dass Politik stets ästhetisches Handeln ist. Dieses erschöpft sich nicht in Herrscherrepräsentation, sondern demonstriert sich vielmehr in den souveräner Akten räumlicher und sozialer Aufteilungen. Als Protagonisten des Welttheaters gestalten die Souveräne den politischen Stoff, sie begreifen sich als Architekten und Regisseure ihrer Territorien. Wo das Material in „Katarakten", wie Benjamin sagt[71], sich verdichtet, aufschüttet und zerstörerisch entlädt, beginnt ihre Macht, und aus der ästhetisch-politischen Stoffanordnung gewinnt sie Legitimität – die barocke Gartenanlage veranschaulicht das Prinzip.

Hatte Seneca Souveränität nicht auf das demokratische Publikum, sondern aus der Katastrophe auf den Einzelnen bezogen, so findet das

69 W. Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 246.

70 Ebd., S. 247.

71 „Der religiöse Mensch des Barock hält an der Welt so fest, weil er mit ihr sich einem Katarakt entgegentreiben fühlt. Es gibt keine barocke Eschatologie; und eben darum einen Mechanismus, der alles Erdgeborene häuft und exaltiert, bevor es sich dem Ende überliefert." Ebd., S. 246.

barocke Trauerspiel beim römischen Philosophen und Politiker einen Anknüpfungspunkt. Als Protagonist erscheint der Souverän auf der Bühne, dessen Macht aus den ständig androhenden katastrophischen Ausnahmezuständen, den formlosen und zerstörerischen Stoffaufschüttungen – wie den Alpen als Katastrophenlandschaft[72] – sich legitimiert. Seine Gewalt ist nicht länger metaphysisch begründet. Er ist absoluter Herrscher, weil er den Naturzustand als Katastrophe benennt, entsprechend (ordnend) handelt und sich außerhalb ihrer stellt. Exemplarisch zeigt sich hier politisches Handeln als ästhetisches. Indem der absolutistische Herrscher ein Ereignis zur Katastrophe erklärt und sich der Bedrohung als einzelner Mensch existenziell aussetzt, erhebt er sich gleichzeitig als Souverän darüber. Sein Handeln kreiert die Katastrophe, durch die er das Ereignis auf sich selbst existenziell bezieht und zugleich bekämpft. Für den Souverän ist insofern der Ausnahmezustand ständig präsent, dieser bedingt ihn.

Andreas Gryphius hat die Metapher des Welttheaters in Deutschland als erster ins Drama übersetzt. „In dem unser gantzes Vatterland sich nuhmehr in seine eigene Aschen verscharret / und in einen Schawplatz der Eitelkeit verwandelt;“ heißt es in der Vorrede zu seinem ersten Trauerspiel, dem kurz vor Ende des Dreißigjährigen Krieges 1646 entstandenen *Leo Armenius*, „bin ich geflissen dir die vergänglichkeit menschlicher sachen in gegenwertigem / und etlich folgenden Trawerspielen vorzustellen.“[73] In nuce führt Gryphius sein Souveränitätsidee hier vor: Das beherrschende Ereignis des Krieges wird in der ästhetischen Metapher „Schawplatz der Eitelkeit“ fixiert und sogleich moralisch kommentiert, worauf das konkrete Handlungsprogramm folgt. Der zitierte Vorsatz erscheint als Motto, das konstituierend sogleich durch das Stück illustriert wird. Die Herrschaft des byzantinischen Kaisers Leo Armenius hält nur so lange, als dieser handelt. Demgegenüber wird der künftige Usurpator vor der Last der Herrschaft gewarnt, vor der Sorge, die souveränes Handeln antreibt: „Bedenck auch was es sey / vor so viel tausend sorgen // Stets alß gefangen gehn; wenn der bestürtzte morgen // Die angst der welt entdeckt.“ (Gryphius: Leo Armenius, S. 519).

72 Ruth und Dieter Groh: Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991.S. 92-150.

73 Andreas Gryphius: „Leo Armenius“, in: Albrecht Schöne (Hg.): Das Zeitalter des Barock, München: Beck 1988, S. 508.

In diesem historischen Schauspiel ist der Souverän der Katastrophe exemplarisch ausgeliefert wie auch entgegengestellt. Er ist der Sklave der Katastrophen, die er selbst als Herr erklärt. Auf der Bühne des Welttheaters bilden diese den Hintergrund, vor dem sich seine Figur tragisch abhebt und auszeichnet. Die barocke Tragödientheorie kennt entsprechend das Gesetz der Fallhöhe gleichsam als poetischer Ausweis einer Katastrophe, die sämtliche klassischen Wortbedeutungen des Katastrophenbegriffs konnotiert und auf die Herrscherproblematik hin zuspitzt. Der Fürst benennt die Katastrophe und muss sie zugleich fürchten, weil sein mit ihr verbundenes Handeln ihn zwar auf seine Position hebt, zugleich aber mit dem Sturz bedroht. Martin Opitz hat in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* von 1624 diesen Zusammenhang zwischen Herrschaft und Katastrophe herausgestellt:

> Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße / ohne das sie selten leidet / das man geringen standes personen und schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen / todtschlägen / verzweiffelungen / Kinder- und Vätermörden / brande / blutschanden / kriege / und auffruhr / klagen / heulen / seuffzen und dergleichen handelt.[74]

Stellen Katastrophe und Souveränität komplementäre Begriffe dar, so ist Angst Folge wie auch Antrieb des souveränen Handelns. Als Herrscher scheitert Leo Arminius in Gryphius' Trauerspiel an seiner – an Hamlet gemahnenden – Entschlussunfähigkeit[75]. Er hört nicht auf die Katastrophenszenarien seiner Berater, sondern folgt dem Wunsch seiner Frau Theodosia, den Feind zu begnadigen. Dem christlich-stoischen Gnadenbegriff folgend, gibt Leo seine politische Souveränität auf, indem er – wie Gnade es fordert – nicht handelt. Demonstriert wird hier der neue Dualismus, der das Religiöse ins Private verbannt

74 Martin Opitz: Buch von der Deutschen Poeterey, Stuttgart: Reclam 1970, S. 27. Martin Opitz stützt sich in seiner Regelpoetik vor allem auf Julius Caesars Scaliger, der, antike Theatertheorie reaktualisierend, in seinen *Poetices libri septem* von 1561 den Begriff der Katastrophe wieder mit der dramatischen Gattung und hier insbesondere mit dessen Ausgang und der Wendung verbunden hatte.

75 „Der Fürst, bei dem die Entscheidung über den Ausnahmezustand ruht, erweist in der erstbesten Situation, daß ein Entschluß ihm fast unmöglich ist." W. Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 62.

und dem Politischen als Sache des Öffentlichen entgegensetzt. Begründet der Herrscher sein Handeln aus dem Religiösen, endet seine Souveränität. Wo kein Zusammenhang mehr Heil und Geschichte schließt, erweist sich durch Nicht-Handeln der immanente Legitimationszusammenhang der politischen Souveränität unmittelbar aufgelöst.

Entsprechend gehen die Insignien der Macht und Legitimität im Traum des Kaisers auf den Usurpator Michael Balbus über, worauf die ihm zugehörige, auf ihn lauernde Katastrophe des Umsturzes in Gryphius' Drama ihren Lauf nimmt. Ist Souveränität hier nur durch subjektives Handeln gekennzeichnet, kennt Leo kein anderes Gesetz als das eigene, so wird er von seinem Widersacher als Tyrann bezeichnet, um dessen Illegitimität herauszustellen und den eigenen Herrschaftsanspruch zu beglaubigen. Während der Weihnachtsmesse wird Leo überfallen; er widersetzt sich, und sterbend am Kreuz, das als originale Reliquie erscheint, sich festhaltend, vermischt sich symbolisch wie leibhaftig sein Blut mit dem Christi. Der Märtyrer erscheint jetzt als die andere Seite des Tyrannen. Auf dem Weg zum Kreuz, zur Marter wie Erlösung, handelt Leo „als ein erhitzter Löw", doch „umbsonst".[76] Die existenzielle Bedrohung tritt ihm nun deutlich entgegen. Leos stoische Souveränität, sich dem Schicksal im Augenblick der Todesgefahr zu stellen, zeigt, dass er als politischer Souverän aus fehlender Angst jene missachtet hatte. Aus religiösen Motiven verkannte er die drohende Katastrophe, dass der Freund zum lebensbedrohenden Feind wurde. Sein Verhalten demonstriert den horizontalen Dualismus zwischen öffentlicher und privater Sphäre. Indem ihn der umstürzlerische Anschlag der christliches Friedensgebot brechenden Verschwörer während der Weihnachtsmesse überwältigt, wird er zum Märtyrer. Im Tod heiligt er sein Menschsein mit der Geste des *Ecce homo*, ohne dass er dabei der Immanenz entkommt. Die Eskalation ist maximal. Erst der sich anhäufende Leichenberg bietet das Bild der Stofflichkeit, die in den endgültigen Untergang weist. In der Vision der Gattin The-

76 A. Gryphius: Leo Armenius, S. 566f. Als Märtyrer erscheint Leo Armenius in konstitutiver Aporie, weil er als Herrscher dort scheitert, wo er im Ausnahmezustand nicht angemessen handelt, und als Mensch, indem sein Mitleid nur in den eigenen Tod führt; er stürzt in den unüberwindbaren Abgrund zwischen übermenschlichem Herrscher- und physischer Existenz.

odosia vollendet sich schließlich das Messias-Bild, indem ihr *Leo* wiederauferstanden erscheint und sich die andere Seite der vertikalen Dualität allegorisch anzeigt.

Das barocke Drama des Gryphius erscheint als politische Theorie wie auch religiöser Trost. Es setzt der Katastrophe einen immanenten rationalen Zweck, Erhaltung der Macht und der Herrschaft. Wiederum zeigt sich ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis zwischen Souveränität und Katastrophe. Einerseits rechtfertigt sich politisches Handeln durch die Katastrophe, andererseits konstituieren die souveränen Akte die Katastrophen. Die herausgehobene Stellung des Fürsten korrespondiert mit der Exzeptionalität der Katastrophe. Dieser tragische Konflikt macht den Fürsten christologisch zum exemplarischen Menschen, heiligt die Figur des Souveräns gewissermaßen, ohne aber dass der Souverän außerweltlich durch religiöse Institutionen legitimiert sein müsse. Vielmehr entsteht aus der immanenten Begründung von Souveränität eine Positivität des Rechts. Während am Anfang der Epoche der Fürst die eigene Person mit der Souveränität identifiziert, Physis sublimiert, so Ludwig XIV. mit seinem berüchtigten *L'état c'est moi*, so erklärt er sich am Ende der Epoche Friedrich II. zum ersten Diener des Staates, in dem seine Handlungen und Entscheidungen kodifiziert sind. Was als Katastrophe erscheint, wird im Rahmen eines Verwaltungsstaats, Aktenkatarakte disziplinieren das „rohe" Gemeinwesen zum Staat, festgelegt, losgelöst von der Willkür des Fürsten. Selbst der Notstand wird in die Rechtsordnung integriert, wird „wahrhafter Rechts „zustand"," wie Agamben festhält, wobei übersehen wird, „daß Not, weit davon entfernt, sich als ein objektiv Gegebenes zu verstehen, ganz offensichtlich ein subjektives Urteil enthält und daß nur solche Umstände nötigend sind und Ausnahmecharakter haben, die dazu erklärt worden sind".[77]

DIE MASKIERTE KATASTROPHE

Im Gegensatz zum absolutistischen Staat ist der aufgeklärte Gesetzesstaat eingebettet in eine neuerliche Geschichtsteleologie, die auf der Möglichkeit offenbarer Vernunft gründet und – auf Basis der Erkenntnis – absolute Sicherung und Befriedung verspricht. Was als Ka-

77 G. Agamben: Homo sacer, S. 39.

tastrophe sich darstellt, erscheint nur als Missverständnis, ist Resultat der von der Vernunft noch nicht erkannten Naturgesetze. So betrachtet Rousseau das Erdbeben von Lissabon weniger als eine Naturkatastrophe, sondern vielmehr als eine menschliche, auf Unvernunft beruhende, als eine Abwendung von der Natur. In einem Brief von 18. August 1756 scheibt er an Voltaire:

> Ohne Ihren Gegenstand Lissabon zu verlassen, gestehen Sie mir zum Beispiel zu, daß nicht die Natur dort zwanzigtausend Häuser von sechs bis sieben Stockwerken versammelt hatte und daß, wenn die Einwohner dieser großen Stadt gleichmäßiger zerstreut und leichter beherbergt gewesen wären, die Verheerung weit geringer gewesen und vielleicht gar nicht geschehen wäre.[78]

Löst Rousseau einerseits die Katastrophe aus dem Naturzusammenhang, so enthält seine auf der Beobachtung der Ruinen beruhende Hypothese andererseits die Forderung, die Naturgegebenheiten zu erkennen und sich ihnen anzupassen. Nicht mehr wie die barocke Theologie, die die Natur als eine katastrophische Theaterlandschaft, vollkommen abgeschieden von sinnhafter Transzendenz, zur moralischen Besserung vorstellt, verfährt der Schweizer Aufklärer. Vielmehr kehrt er den Blick um, richtet ihn auf die Natur und proklamiert ihre Sinnhaftigkeit: Denn ihre Erkenntnis führe zur moralischen wie auch zur ökonomischen Besserung. Fordert Rousseau in seinem Werk beständig die Emanzipation von theologischen wie politischen Konventionen, so impliziert die postuliert Befreiung zugleich die Unterwerfung unter den neuen Souverän: die Natur bzw. das Naturgesetz. Ist der Mensch von Natur aus frei, so muss er – sofern noch unfrei – durch künstliche (politische wie religiöse) Bedingungen, zur Freiheit gezwungen werden, wie es im Gesellschaftsvertrag heißt[79]. In einer von der Vernunft regierten Welt, wie Rousseau sie erträumt, sind Katastrophenerklärungen nicht mehr möglich, weil es den willkürlichen Souverän, eine politische Existenz außerhalb der Naturgesetzlichkeit nicht mehr geben kann. Indem Rousseau die Natur als vernünftig und damit sinnhaft be-

---

78 Jean-Jacques Rousseau: „Brief an Herrn von Voltaire (Brief über die Vorsehung)", in: ders., Schriften Bd. 1, München/Wien: Hanser 1978, S. 317.

79 Vgl. Jean-Jacques Rousseau: Vom Gesellschaftsvertrag, Wiesbaden: Marix 2006, S. 16.

trachtet, erweist er sich als ein Erbe der Physikotheologie, die im 17. Jahrhundert einem theologischen Streit um die Existenz Gottes in der Natur entsprang und nicht zuletzt moderne Naturwissenschaft mitbegründete.[80]

Die Erforschung der Naturgesetzlichkeit, des neuen unbestrittenen, weil ‚objektiven' Souveräns, lässt den Katastrophenbegriff als politischen Souveränitätsbegriff, wie ihn noch das Barock verwendete, verschwinden. Erhalten bleibt er nur mehr, abgelöst von politischer, subjektiver Entscheidung, als epistemologisches Maß der Wissenschaft, an dem sich der Fortschritt der Vernunft gleichsam misst. Während die Natur ihre moralisch-theologische Emblematik verliert, kann die Naturwissenschaft keine Katastrophe mehr konstatieren außer als Störung, als Einbruch in den Erkenntnisstrom. Katastrophen sind ihr Ausdruck des Nichtwissens, das eine Differenz markiert zwischen Gegenstand und Beobachter. Jenes wird zum Anlass, das bestehende oder abrupt erkannte Erkenntnisdefizit zu beseitigen, wobei es zu Paradigmenwechsel kommen kann. So demonstrieren ‚Katastrophen' dem

---

80 Der Streit zwischen den Vertretern der orthodoxen *decay*- oder Verfalls-Theorie und andererseits der modernen *design*-Theorie um den positiven Sinn von Natur richtete sich auf eine Landschaft, die am heftigsten den theologischen Verdikten ausgesetzt war, wo schier unendlich mannichfaltige Perspektiven die wissenschaftliche Beobachtung verwirrte, den Alpen. Für die Vertreter der so genannten Verfalls- oder *decay*-Theorie sind die schroffen Berge stete Mahnung an den Sündenfall. Die Alpen, so formuliert es Thomas Burnet in seiner *Sacred Theory of the Earth* von 1688, seien Folge der Sintflut, die Katastrophenlandschaft schlechthin, dramatisch aufgeführt, um die Macht der Kirche und der absolutistischen Herrscher zu begründen (vgl., ausführlich Stephen Jay Gould: Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil und Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde, München: Hanser 1990). Findet diese Auffassung ihre Fortsetzung noch in Georges Cuviers Kataklysmentheorie, wenngleich ohne die alten politisch-moralischen Implikationen, so widersetzen sich die Vertreter der so genannten *design*-Theorie, dass die Erde nur Verfallsprodukt sei. Nicht sinnlos, sondern dem Menschen nützlich sei die Natur, postuliert der Schweizer Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer. In ihrer Entdeckung habe sich der vernünftige Bauplan der göttlichen Natur zu offenbaren. Dem Katastrophenbegriff samt seiner politischen Implikationen wird die Vernunft entgegengesetzt.

Aufklärer wie noch dem Ingenieur den Stand der humanitären Vervollkommnung, zeigen den politischen, sozialen oder technischen Fortschritt an. Der Zivilisations- wird als Erkenntnisprozess verstanden, technische Unfälle und Störfälle wie auch so genannte gescheiterte Staaten als Hindernis einer – immer wieder neu definierten – Moderne. Noch vor Jahrzehnten galt zum Beispiel die Atomtechnik als hochmodern und sauber, als emanzipatorisches Versprechen, sich von fossilen Rohstoffen unabhängig zu machen, von Umweltverschmutzung zu befreien.

Die Katastrophenerklärungen definieren hingegen den Fortschritt neu, richten ihn aus auf veränderte Interessen sowie soziale und ökonomische Bedingungen, so wenn etwa das ‚grüne' Bürgertum zwar Energie, aber das Ende der Atomkraft fordert. Erscheinen Katastrophen als Störungen auf dem Weg des Fortschritts, so nutzen politische Institutionen und Akteure den Katastrophenbegriff einerseits im naturwissenschaftlichen Sinn und kehren ihn andererseits gegen diesen selbst. Während der objektivistische Wirklichkeitsanspruch der Naturwissenschaft akzentuiert wird, Fakten und Zahlen verabsolutiert werden, so verschwindet zugleich der epistemologische Zweck der Katastrophe. Die politische Praxis verschweigt die komplexen Zusammenhänge, reduziert sie zu einem Argument, das Handeln legitimiert. Jedoch das behauptete Faktum, die durch politisch-instrumentalisierte Wissenschaft bestätigte Naturhaftigkeit der Katastrophe verschleiern noch das politische Handeln. Als deklariertes Faktum dient sie der politischen Praxis als Maske. Die objektiviert-naturhafte Katastrophe verhüllt eine Souveränität, die in den heutigen Deklarationen noch immer aufscheint.

Wird der mythische Anteil der erklärten Katastrophe u. a. darin offenbar, Angst und Schrecken zu erzeugen, so gewinnt sie aus diesen ihre „kathartischen" Zwecke: Ruhe und Sicherheit als politisches Ziel zu etablieren. Dass die vielen Katastrophen, wie Briese und Günter behaupten, den Katastrophenbegriff seiner semantischen Substanz berauben, verkennt dessen politische Funktion und den polyphonen Wettstreit um die Katastrophenerklärung. Mag in die Klage über die vielen Katastrophenreden sich eine Sehnsucht mischen nach der einen Erklärung, dem einen Souverän, so ist andererseits Kritik berechtigt an dem politischen Zustand einer Gesellschaft, die übertönt wird von Katastrophenerklärungen zur Legitimation exzeptionellen Handelns, zur Depotenzierung rechtlicher und sozialer Institutionen.

LITERATUR

Agamben, Giorgio: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002.

Aischylos: Tragödien und Fragmente, Stuttgart: Kröner 1957.

Aristophanes: „Die Frösche“, in: ders., Komödien, München: Winkler 1976, S. 463-524.

Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Bonn: Beck 2007.

Augustinus: Bekenntnisse, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1987.

Augustinus: De civitate dei, Vom Gottesstaat, Düsseldorf: Artemis & Winkler 1995.

Benjamin, Walter: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963.

Breidert, Wolfgang: Die Erschütterung der vollkommenen Welt. Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon im Spiegel europäischer Zeitgenossen, Darmstadt: WBG 1994.

Briese, Olaf/Günter, Timo: „Katastrophe. Terminologische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, in: Archiv für Begriffsgeschichte 51 (2009), S. 155-195.

Canfora, Luciano: „Der Bürger“, in: Jean-Pierre Vernant (Hg.), Der Mensch der griechischen Antike. Frankfurt a. M.: Campus 1993, S. 140-179.

Euripides: Tragödien, Zürich und München: Artemis 1990.

Fuhrmann, Manfred: Rom in der Spätantike. Porträt einer Epoche, München: Artemis & Winkler 1994.

Gould, Stephen Jay: Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil und Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde, München: Hanser 1990.

Groh, Ruth und Dieter: Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991.

Groh, Dieter/Kempe, Michael/Mauelshagen, Franz: (Hgg.): Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Tübingen: Narr 2003.

Gryphius, Andreas: „Leo Armenius“ (Trauerspiel), in: Albrecht Schöne (Hg.), Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse, München: C. H. Beck 1988, S. 508-576.

Herodot: Historien, Stuttgart: Kröner 1971.

Koschorke, Albrecht/Lüdemann, Susanne/Frank, Thomas/Matala de Mazza, Ethel: Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas, Frankfurt a. M.: Fischer 2007.

Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989.

Löwith, Karl: Weltgeschichte und Heilsgeschehen, Stuttgart: Metzler 1983.

Machiavelli, Niccolò: Der Fürst, Stuttgart: Kröner 1978.

Meier, Christian: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin: Siedler 1993

Meier, Mischa: „Zur Terminologie der (Natur-)Katastrophe in der griechischen Historiographie – einige einleitende Anmerkungen", in: G. J. Schenk/J. I. Engels (Hgg.), Historical Disaster Research. Concepts, Methods and Case Studies – Historische Katastrophenforschung. Begriffe, Konzepte und Fallbeispiele, Köln 2007 (= Historical Social Research 32.3 [2007]), 44-56.

Meier, Mischa: „‚Die größte Erschütterung für die Griechen' – Krieg und Naturkatastrophen im Geschichtswerk des Thukydides", in: Klio 87 (2005), S. 329-345.

Metz, Markus/Seeßlen, Georg, Tsunamis am Rande des Nervenzusammenbruchs. Die Katastrophe und ihre Bilder, in: Jungle World vom 15. April 2011.

Nippel, Wilfried: Griechen, Barbaren und „Wilde". Alte Geschichte und Sozialanthropologie, Frankfurt a. M.: Fischer 1990.

Opitz, Martin: Buch von der Deutschen Poeterey (1624). Stuttgart: Reclam 1970.

Orosius, Paulus: Die antike Weltgeschichte in christlicher Sicht, 2 Bd., Zürich u. a.: Artemis 1985 und 1986.

Plutarch: Große Griechen und Römer, 6 Bd., Zürich/Stuttgart: Artemis & Winkler 1955.

Radcliffe, Ann: „On the Supernatural in Poetry", New Monthly Magazine 16, 1 (1826), S. 145-152.

Rancière, Jacques: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002.

Rancière, Jacques: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin: b_books 2008.

Rousseau, Jean-Jacques: „Brief an Herrn Voltaire (Brief über die Vorsehung)“, in: ders., Schriften Bd. 1, München – Wien: Hanser 1978, S. 315-332.

Rousseau; Jean-Jacques: Der Gesellschaftsvertrag, Wiesbaden 2006.

Ruhrmann, Georg/Kohring, Matthias: Staatliche Risikokommunikation bei Katastrophen. Informationspolitik und Akzeptanz, Bonn: Bundesamt für Zivilschutz 1996.

Schäfer, Armin: „Der Souverän, die *clementia* und die Aporien der Politik. Überlegungen zu Daniel Casper von Lohensteins Trauerspielen“, in: Erika Fischer-Lichte (Hg.), Theatralität und die Krisen der Repräsentation, Stuttgart: Metzler 2001, S. 101-124.

Schmitt, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, Berlin: Duncker & Humblot 2009.

Seneca: Thyestes, dt. v. Durs Grünbein, Frankfurt a. M.: Insel 2002.

Seneca: Naturales quaestiones. Naturwissenschaftliche Untersuchungen, Stuttgart: Reclam 1998.

Seneca: Philosophische Schriften, Hamburg: Meiner 1993.

Seneca: Über die Güte (De clementia), Stuttgart: Reclam 1970.

Seneca: Sämtliche Tragödien, Bd. 1, Zürich/München: Artemis 1961.

Schottlaender, Rudolf: „Augustins moraltheologische Katastrophendeutung als Geschichtsfaktor“, in: Klio. Beiträge zur alten Geschichte, 60 (1978), S. 383-388.

Thukydides: Der Peloponnesische Krieg. Stuttgart: Reclam 1966.

Vergil: Aeneis, Düsseldorf: Patmos, Artemis & Winkler 2007.

Veyne, Paul: Weisheit und Altruismus, eine Einführung in die Philosophie Senecas, Frankfurt a. M.: Fischer 1993.

Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Darmstadt: WBG 1999.

Katastrophen und Kausalität

MARIE BARTELS

Katastrophe ist kein eindeutiger Begriff. Stattdessen existieren unterschiedliche, mit einander verknüpfte Konzepte. Umgangssprachlich werden mit der Bezeichnung Katastrophe entsetzliche[1] Ereignisse assoziiert, gleichzeitig gibt es zahlreiche organisationsspezifische Kriterien, anhand derer entschieden wird, ob ein Ereignis als Katastrophe zu erklären ist, so dass entsprechende Regelungen und Pläne in Kraft treten. So verfügen die deutschen Bundesländer über je eigene Gesetze, die festlegen, wer den Katastrophenalarm auslöst. Handlungsmacht wird umverteilt, indem Zuständigkeiten und Entscheidungsbefugnisse zwischen Akteuren und Organisationen neu sortiert und verschoben werden. In dem Moment, wo die Katastrophe deklariert und externe Kräfte hinzugezogen werden, weil die eigenen für die Bewältigung der Lage nicht ausreichen, werden Entscheidungshoheit und nicht zuletzt Kosten für ergriffene Maßnahmen delegiert. Ob dieser (seltene) Schritt gegangen wird oder nicht, hängt – entgegen des landläufigen Verständnisses – nicht nur vom Ausmaß bzw. der Erheblichkeit der tatsächlichen oder zu erwartenden Schäden ab, sondern von der Regelstruktur und ob und wie sie sich in der Ausstattung manifestiert bzw. wiederfindet: Wären die vorgehaltene Kräfte von Feuerwehr, Polizei und Hilfsorganisationen ausreichend, um die Lage zu bewältigen, bedürfte es keines Umschaltens auf alternative Hierarchieebenen und

---

1 Vgl. Lars Clausen: „Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie“, in: Clausen, Lars/Geenen, Elke M./Macamo, Elisio (Hgg.), Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe, Münster: LIT-Verlag 2003. S. 51-76.

Organisationsstrukturen. So konstatieren Dombrowsky und Brauner in ihrer Studie zu Grundsatzfragen des deutschen Katastrophenschutzes:

> Logisch gesehen erscheint das Tatbestandsmerkmal der Erheblichkeit als Tautologie: Erheblich ist, was den Katastrophenschutz erfordert, ergo: Katastrophe wird von der dafür vorgesehenen Problemlösung aus definiert.[2]

Die Katastrophenerklärung beinhaltet also weniger eine Aussage über das konkrete Schadensmaß, sondern setzt den zur Bewältigung einer Krise abgeschätzten Bedarf ins Verhältnis zu den vorgehaltenen Bewältigungskapazitäten. Bezieht sich der landläufige Katastrophenbegriff auf das Schadensausmaß, so rekurriert die Kodifizierung im Gesetz auf diese Relation von Bedarf und Kapazität.[3] Die Kodifizierung der Katastrophe zielt auf Operationalisierung und Umsetzung, um Handlungsmacht an exekutive Kräfte delegieren zu können. Die außergewöhnliches Handeln erforderlich machende Ausnahme wird verrechtlicht, um das Handeln der Akteure zu versichern. Die Kodifizierung bedient sich dennoch des Katastrophenbegriffs in seinem landläufigen Verständnis. Die Vorstellung von der Außergewöhnlichkeit eines Ereignisses, die mit dem Katastrophenbegriff suggeriert wird, ermöglicht die Abweichung von bestehenden Normen. So ist der Einsatz der deutschen Bundeswehr im Innern ausschließlich im Katastrophenfall erlaubt, worin deutlich wird, dass der Begriff Handlungsräume schafft, die sonst nicht toleriert würden.

Auffällig ist, dass der Katastrophendiskurs zunächst einer konsistenten Begriffsdefinition nicht bedarf. Vielmehr speist er sich aus einer „katastrophischen Imagination“[4], die das gegenwärtige Ereignis mit Ereignissen der Vergangenheit in Verbindung setzt, über die bereits Konsens besteht, dass es sich um Katastrophen handelt. So wurden die

---

2 Wolf R. Dombrowsky/Christian Brauner: Defizite der Katastrophenvorsorge in Industriegesellschaften am Beispiel Deutschlands. Gutachten im Auftrag des Deutschen IDNDR-Komitees für Katastrophenvorbeugung e.V., Bonn: Deutsches IDNDR Komitee 1996, S. 39.

3 Vgl. Michael Kloepfer (Hg.): Katastrophenrecht: Grundlagen und Perspektiven, Baden-Baden: Nomos Verlag 2008. S. 10f.

4 Craig Calhoun: „A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, in: Canadian Review of Sociology 41, 4 (2004), S. 373-395.

Vorfälle in der Präfektur Fukushima im März 2011 in den ersten Tagen nach dem Erdbeben laufend daraufhin diskutiert, ob sie mit den Ereignissen im Kraftwerk Tschernobyl von 1986 gleichzusetzen seien oder diese sogar in ihrem Ausmaß überträfen.

Bei diesen Vergleichen handelt es sich offenbar nicht um eine neuartige Erscheinung. In der abgebildeten Darstellung werden die Schäden in Lissabon und Meknes, Marokko, nach dem Erdbeben von 1755 gegenübergestellt und verglichen. Die oberen beiden Bilder zeigen die Stadt Lissabon vor und nach dem Beben, das untere die Effekte des Ereignisses auf die Stadt Meknes.



Abbildung 1: Darstellung des Erdbeben von Lissabon, Original im Museu da Cidade, Lissabon.[5]

5 Quelle: National Information Service for Earthquake Engineering, EERC, University of California, Berkeley. Entstehungsdatum unbekannt.

Ohne konkrete Kriterien benennen zu müssen, wird die Situation durch Assoziationen fixiert; unabhängig davon, ob diese begründet sind, schwindet die Möglichkeit der Hinterfragung der Begriffsverwendung.

Die Fülle der bereits bekannten, medial vermittelten katastrophischen Ereignisse bildet den Fundus der Fixierung, aus dem Unbekannten Bekanntes zu machen. Es reicht aus, das Ereignis auf der Skala der Entsetzlichkeit gleich oder höher zu bewerten als ein Ereignis, das als solches bereits in der Geschichte der Katastrophen Anerkennung gefunden hat. Die Situation wird entlang der etablierten Muster bekannter *Katastrophen* erfasst und damit so geformt, dass nur mehr noch bestimmte Aspekte sichtbar werden, während andere in den Schatten treten. Die Zurichtung der Situation verengt den Blick auf eine Ursache, so dass der Schrecken eines plötzlichen Ereignisses auf einen initialen Auslöser zurückzuführen ist, auf einen Grund, der weiterer Begründung nicht bedarf. Diese eine Ursache gibt der Katastrophe ihren Namen: Erdbeben, Hurrikan, Terroranschlag.

DIE SUCHE NACH DER EINZIGEN, NAHELIEGENDEN URSACHE

Die Ereigniszentrierung, die im ursprünglichen Begriff der Katastrophe als Wendung schon immer angelegt ist, erscheint symptomatisch für die im Umgang mit Katastrophen dominante Kausalitätsvorstellung. Die Situation wird stets und unmittelbar wieder auf das auslösende Moment zurückgeführt, jeder komplexe Ursache-Wirkungszusammenhang zunächst ausgespart, um das scheinbar zufällige Ereignis in ein greifbares zu verwandeln. Die kausale Erklärung verleiht durch den vermeintlichen Ursachenbefund der uneindeutigen Situation eine Deutung und konstituiert damit die Katastrophe erst als Wirklichkeit. Es ist stets noch die naheliegende und gewöhnlichste Ursache, die sich hier als zweckmäßig anbietet. Denn nur durch diese lässt sich die unsichere Situation in Beherrschbarkeit überführen, lässt sich die Unerträglichkeit des Fremden in die Sicherheit des Bekannten übersetzen. In den *Die vier großen Irrtümer* überschriebenen Passagen seiner *Götzen-Dämmerung* hat Nietzsche dem sich im Kausalitätsbedürfnis manifestierenden Ursachentrieb eine – wie er es ausdrückt – psychologische Erklärung gegeben:

> Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückzuführen, erleichtert, beruhigt, befriedigt, gibt außerdem ein Gefühl von Macht. Mit dem Unbekannten ist die Gefahr, die Unruhe, die Sorge gegeben, – der erste Instinkt geht dahin, diese peinlichen Zustände wegzuschaffen. Erster Grundsatz: irgendeine Erklärung ist besser als keine. Weil es im Grunde nur um ein Loswerdenwollen drückender Vorstellungen handelt, nimmt man es nicht gerade streng mit den Mitteln sie loszuwerden: die erste Vorstellung, mit der sich das Unbekannte als bekannt erklärt, tut so wohl, daß man sie ‚für wahr hält'.[6]

Das kollektive Unsicherheitsempfinden wird beruhigt, indem ein Auslöser benannt wird. Die Auseinandersetzung mit Erdbebenwahrscheinlichkeiten oder Terrornetzwerken erlaubt eine Kanalisierung der durch das extreme Leid erregten Aufmerksamkeit auf ein Thema, für dessen Behandlung eine Routine existiert. So können Medien auf Expertenwissen zurückgreifen, um das außerordentliche Ereignis in bekannte Strukturen der Bearbeitung einzubetten. So wird nicht nur durch Ordnung schaffende Krisenbewältigungsmaßnahmen, sondern auch auf diskursiver Ebene mit Einführung einer nachvollziehbaren monokausalen Erklärung der Eindruck des Chaotischen durch den des Bekannten und Geregelten ersetzt.

DIE PLÖTZLICHKEIT DER KATASTROPHE

Die reflexhafte Etablierung einer einfachen, alles erklärenden Kausalkette führt dazu, dass eine enge assoziative Verknüpfung von Ursache und Wirkung entsteht und ihre Trennung im Diskurs nahezu aufgegeben wird. So fällt in der Vorstellung zusammen, was im Sinne von Kausalität getrennt verstanden gehört: Erdbeben und Hauseinsturz, Welle und Ertrinken. Damit verbunden entsteht eine Vorstellung von *Plötzlichkeit* oder auch Unvermitteltheit des Geschehens, indem das Unerwartete des Ereignisses auf die Schäden übertragen wird: Der Gesamtheit der Katastrophe haftet nun die Deutung an, sie sei unerwart-

---

6 Friedrich Nietzsche: „Götzen-Dämmerung", in: ders., Kritische Studienausgabe in 15 Bdn., hrsg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Berlin: Walter De Gruyter 1999, Bd. 6, S. 93. Sperrung ist aus dem Original übernommen.

bar gewesen, wie ein Erdbeben oder Hurrikan es vermeintlich sind; plötzlich über die Menschen hereingebrochen.

Betrachtet man im Stadtmuseum von Lissabon die zeitgenössischen Bilder des sog. Erdbebens von Lissabon von 1755 (siehe oben), so fällt auf, dass nahezu alle von ihnen (mindestens) zweigeteilt sind: Das Vorher zeigt die intakte Stadt mit regem wirtschaftlichem Treiben, während das Nachher durch brennende und einstürzende Häuser dargestellt wird. Auf den Moment zwischen diesen Zuständen wird die Wende gelegt. Der plötzliche Bruch vermittelt den Eindruck, dass in der Ausgangssituation alles in bester Ordnung war. Die Katastrophe selbst wird räumlich und zeitlich gefasst und ist bereits vorüber, wenn sie rückwirkend ausgerufen und *erklärt* wird.

Die Verschmelzung zu einem katastrophischen Moment dazwischen lenkt den Blick von jedem relevanten Einfluss ab, der ebenfalls nötig war, um den außergewöhnlichen Schaden zu ermöglichen und prägt den Katastrophendiskurs nachhaltig. Meist schlägt sich diese Verschmelzung ganz offensichtlich in der Bezeichnung nieder: Vom Erdbeben von Lissabon bis Hurricane Katrina, sofort findet die naheliegende Ursache Eingang in mediale Rekonstruktionen der Ereignisse und ihre Deutung wird damit automatisch Teil des Diskurses.

Ist der *Titel* der ‚Katastrophe' erst fest verankert, wird die nachträgliche Umbenennung höchst unwahrscheinlich. Rahmenbedingungen, die die Wirkmacht des Titel verleihenden Auslösers ermöglichten, mögen in der Aufbereitung identifiziert und bemängelt werden, gehen jedoch nicht als Teil der Katastrophe selbst in den Deutungsprozess ein.

Auch führt die Etablierung einer einfachen, plötzlichen Ursache zu einer Trennung in Täter und Opfer, wobei ersterer - die naheliegende Ursache – in der Regel außerhalb des betroffenen sozialen Raumes steht, dieser seine Schäden somit nicht selbst verantworten muss. Die Schuld wird externalisiert, mit der Folge, dass die herrschende soziale Ordnung nicht hinterfragt werden muss. Craig Calhoun beschreibt in seinem berühmten Aufsatz *A World of Emergencies*, dass die Bezeichnung bestimmter sozialer Prozesse als Notlagen und Katastrophenfälle die Vorstellung impliziert, diese seien nicht Resultate der bestehenden

sozialen, in seinem Falle internationalen Ordnung, sondern im Gegenteil eine Ausnahmeerscheinung.[7]

Die Frage, weshalb ein potentiell katastrophischer Einfluss nicht erwartet wurde, weshalb Schuld nicht ebenso bei einer Person liegt, die sich nicht rechtzeitig gegen Schäden versicherte, oder in einem Ding, das einem Anprall nicht standhielt, hat innerhalb dieses einfachen Erklärungsmusters mit der Ursache als plötzlichen Einbruch von außen keinen Raum. Nach dem Moment der Katastrophe, dem vermeintlichen Auslöser, ist kein Schuldiger mehr anwesend; die als relevant etablierte Ursache-Wirkungskette hat mit dem Beben, Erdrutsch etc. Anfang und Ende gefunden. Das eng mit der Plötzlichkeit verbundene Attribut des *unerwarteten* Ereignisses entbindet von der Pflicht zur Vorbereitung. Weshalb Präventionsmaßnahmen nicht eingefordert oder selbst geleistet wurden, ist damit keine Frage an die Betroffenen. Einzig an die Obrigkeit richtet sich gelegentlich der Vorwurf, nicht bereit gewesen zu sein. Und auch hier richtet sich die Verantwortung oder Schuld nicht darauf, das Ereignis nicht vermieden zu haben, sondern die nötigen Bewältigungskapazitäten nicht vorzuhalten. Die Funktion von Rettungskräften und Krisenmanagern ist es lediglich, die Ordnung umgehend wiederherzustellen. Die *Katastrophe* wird zum Managementproblem. Calhoun beschreibt die Fokussierung auf die Bewältigung internationaler humanitärer Krisen als logische Folge aus der Plötzlichkeitsvorstellung:

> „Emergency“ is a way of grasping problematic events, a way of imagining them that emphasizes their apparent unpredictability, abnormality and brevity, and that carries the corollary that response - intervention - is necessary. The international emergency, it is implied, both can and should be managed.[8]

Sich der Unordnung zu bemächtigen, ist nicht nur die Aufgabe der heraneilenden Helfer, sondern ihre Ankunft wird mit dem Ende der Katastrophe gleichgesetzt. Wenn Auslöser und Schaden zusammenfallen, ist der Auftritt des Dritten, des Nichtbetroffenen bereits der Beginn des *Danach*. Mehr noch, das Ergreifen einer ersten Maßnahme dient der Schaffung von Ordnung und ist so per Definition das Ende

---

7 Vgl. Craig Calhoun: A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order, S. 374.

8 Ebd., S. 375.

und gerade nicht Bestandteil der Katastrophe. Dass in Krisenregionen und bei Großschadenslagen der Großteil der Rettung und Ersthilfe, des Wiederaufbaus und der Wiederaufnahme von Handlungen, die als Ordnung schaffend oder normalisierend wahrgenommen werden, nicht von Externen oder Professionellen geleistet wird, sondern von den Betroffenen, hat in der Geschichte vom vermeintlichen Chaos und seiner Bewältigung keinen Platz.

ZUR WAHRNEHMUNG KOMPLEXER KAUSALER BEZIEHUNGEN

Die monokausale Erklärung, die im Angesicht der Katastrophe gesucht und im Zustand der Erklärungsbedürftigkeit leichthin akzeptiert wird, hält näherer Betrachtung kaum stand. Dem modernen Verständnis sozialer Beziehungen und natürlicher Umwelt liegt zugrunde, dass Zustände sich durch mehrere Attribute auszeichnen und in komplexe Wirkzusammenhänge eingebettet sind. Selbst wenn ein Ereignis für ein anderes als kausal relevant anerkannt wird, wenn jemand aufgrund von Regen nass wird, ist dies nicht mit der Selbstverständlichkeit gleichgesetzt, dass es stets so ablaufen muss. Sowohl Rahmenbedingungen – wie der Verzicht auf eine Jacke – als auch zeitlich versetzte kausale Einflüsse für diesen Umstand – wie die Nichtvorhersage des schlechten Wetters durch Meteorologen – sind gemeinhin als kausale Einflüsse und damit als Erklärungen anerkannt.

Stegmüller hält in seinen Ausführungen zu Problemen der Kausalität in *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie* fest, das moderne Verständnis von Kausalität sei stets ein probabilistisches, eines der positiven statistischen Relevanz von Ereignissen füreinander. Es gebe demnach nicht *den* Grund für eine Tatsache, wie es im teleologischen Weltbild angelegt ist, sondern eine Erklärung findet Anerkennung, wenn zwei Ereignisse häufig miteinander einhergehen und eine (wirk-)kausale Verkettung zwischen ihnen angenommen werden kann wie beim Zersplittern von Glas bei Aufprall auf festen Grund. Ohne ausschließen zu können, dass das Material auch ohne Widerstand gesplittert wäre, wird die Kausalbeziehung zwischen den Ereignissen akzeptiert.

Stegmüller unterscheidet zwischen *direkten* kausalen Einflüssen und *indirekten*/*mittelbaren*, wobei es sich bspw. um Rahmenbedingungen handelt, die zum Eintritt eines Ereignisses notwendig sind.

Zudem weist er auf Methoden hin, mittels derer *versteckte* Gründe, also durch naheliegende *Scheinursachen* aus dem Blickfeld gedrängt werden, deren zeitliche Nähe zur Wirkung oder eine statistische Korrelation vermittelt durch dritte Faktoren einen Wirkungszusammenhang nahelegen.[9]

Die von Stegmüller für derartige Fälle angebotene „kausale Tiefenanalyse“[10] empfiehlt sich zwar aus wissenschaftlicher Perspektive, setzt jedoch voraus, dass Bereitschaft zur Untersuchung und Interesse an der Identifizierung des komplexen Kausalgefüges besteht. Diese sucht und beansprucht den monokausalen Zusammenhang, um die Zwecke, nämlich Ordnungsvorstellungen zu legitimieren, durchsetzen zu können. Kausale Tiefenanalyse hingegen erfordert Distanz. In dem Moment, in dem die gewohnten physischen und sozialen Selbstverständlichkeiten als ausgehebelt wahrgenommen werden, steht der Aufwand einer Analyse des komplexen kausalen Gefüges dem Bedürfnis entgegen, Halt zu finden, dem Schrecken und der Passivität zu entkommen, damit schnelle Hilfe geleistet werden kann. Die Erklärung des Ereignisses als Katastrophe ist als Akt der erste Schritt zur Bewältigung.

Diese Verschiebungen gegenüber dem als rational anerkannten Erklärungs- bzw. Kausalitätsmodell sind in anderen Disziplinen auf individueller Ebene untersucht worden. Die Wirtschaftswissenschaftler Tversky und Kahneman haben ihre Prospect Theory der bis dato geltenden Grundannahme der Wirtschaftswissenschaften entgegengestellt, dass wirtschaftliches Handeln von Individuen gemäß der *Rational Choice Theory* nutzenmaximierend ist.[11] Sie identifizieren eine Reihe von wiederkehrenden irrationalen Entscheidungstypen, die von Verzerrungen in der Wahrnehmung von Chancen und Risiken herrüh-

9 Vgl. Wolfgang Stegmüller: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Wissenschaftliche Erklärung und Begründung, Band 1, Berlin/Heidelberg/New York: Springer 1969, S. 544ff.

10 Ebd., S. 617.

11 Vgl. Amos Tversky/Daniel Kahneman: „Advances in Prospect Theory. Cumulative Representation of Uncertainty“, in: Journal of Risk and Uncertainty 5 (1992), S. 297-323.

ren. So versteht man unter dem Begriff „anchoring effect“[12], dass situative Faktoren wie die unmittelbare Umgebung und leicht verfügbare Informationen bei Abwägungsprozessen überproportionale Berücksichtigung finden. In Untersuchungen zeigt sich, dass eine einmal eingenommene Position oder Entscheidung, unabhängig davon ob sie öffentlich geäußert oder im Stillen für sich festgelegt wurde, nur sehr selten wieder aufgegeben wird. Auch bei Bekanntwerden bzw. Erkennen der Irrelevanz vorher berücksichtigter Fakten ändern Individuen ihren Standpunkt in der Regel nicht.[13]

Dies liegt vor allem darin begründet, dass die Suggestion eines einmal angeführten Arguments das Denken über einen Sachverhalt lenkt.[14] Ist die Vorstellung einer Ursache oder eines Effekts erst hervorgerufen, braucht es starke Argumente gegen deren Wirksamkeit, um davon Anstand zu nehmen. Von nun an werden diejenigen Faktoren eher wahrgenommen oder überbewertet, die die suggestierte Annahme bestätigen. Ein jedem bekannter Effekt ist, dass die Frage, ob man Taubheit in einem Bein verspüre, zu der Überzeugung verleitet, dies sei der Fall. Versuche zeigen beispielsweise auch, dass die Einschätzung eines Immobilienwertes stark vom geforderten Preis abhängt. Je höher dieser liegt, desto mehr Vorteile eines Hauses werden wahrgenommen, die diesen rechtfertigen.[15]

So erhalten zunächst aus dem Fundus des Bekannten herangezogene Faktoren eine erhebliche Relevanz für die Beurteilung von Situationen. Übertragen auf die katastrophische Imagination bedeutet diese

---

12 Noel T. Brewer/Gretchen B. Chapman: „The Fragile Basic Anchoring Effect“, in: Journal of Behavioral Decision Making 15 (2002), S. 65-77.

13 Vgl. Daniel Kahneman: Thinking fast and slow, London; New York: Penguin Group 2011. S. 119ff.

14 Vgl. Kahneman nennt für diesen Effekt noch weitere Ursachen. Diese verfügt jedoch über die größte Wirkung und ist in diesem Kontext von besonders hoher Relevanz.

15 Vgl. D. Kahneman: Thinking fast and slow, S. 122f. Interessanterweise scheint der Effekt bei Laien und Experten, in diesem Versuch Immobilienmaklern und Studierenden, nahezu gleich stark zu wirken. Ein Unterschied besteht lediglich darin, dass die Laien im Nachgang eher dazu bereit waren, den Einfluss des genannten Preises auf ihre Schätzung einzugestehen, während die Makler auf der Unabhängigkeit ihrer Beurteilung beharrten.

Heuristik, dass die schnell vorgenommene Verknüpfung eines Ereignisses mit der Zuschreibung von Plötzlichkeit sowie einer singulären Ursache nicht nur den ersten Eindruck beeinflusst. So führt diese frühe Festlegung – bspw. auf den sprachlichen Begriff, mittels dessen auf das Ereignis rekurriert wird, – dazu, dass der ‚Anker' unbewusst gesetzt und die Deutung der Geschehnisse langfristig geprägt ist. Diese Heuristik führen zu einer Fokussierung bzw. Lenkung des Blickes auf bestimmte einzelne Faktoren, die schließlich der sozial Konstruktion des Ereignisses zugrunde liegen und zur Formung von Realität führen, weil auf ihrer Basis Maßnahmen ergriffen werden.

In ihrer Untersuchung des sogenannten North American Blackout von 2003 hat Jane Bennett den Versuch unternommen, sämtliche Elemente zu identifizieren, die in ihrer Kombination und nicht zuletzt Wechselwirkung zur Gesamtsituation führten. Dabei handelt es sich unter anderem um einen Stromausfall, der in Kanada und den USA insgesamt 50 Millionen Menschen betraf und in vielen Regionen zwei Tage andauerte. Unter anderem fielen in der Folge flächendeckend sowohl Trinkwasserversorgung als auch Transportwege und Mobilfunk aus. Bennett benennt eine ganze Reihe von Faktoren, die kausalen Einfluss auf den Eintritt des Ereignisses ausüben:

> The electrical grid is a volatile mix of coal, sweat, electromagnetic fields, computer programs, electron streams, profit motives, heat, lifestyles, nuclear fuel, plastic, fantasies of mastery, static, legislation, water, economic theory, wire, and wood - to name just some of the actants. There is always some friction among the parts, but for several days in August 2003, in the United States and Canada, the dissonance was so great that cooperation became impossible.[16]

Bei den Vorkommnissen im August 2003, die bezeichnenderweise unter dem vereinfachenden Titel *North American Blackout* bekannt geworden sind, handelte es sich demnach nicht um ein plötzliches Ereignis, sondern um das Ende eines Kaskadeneffekts, also dem Zusammenfallen mehrerer kleinerer Vorkommnisse mit dafür nicht ausgelegten groß-technischen Systemen sowie ihren unvorbereiteten Betreibern und Nutzern, die in ihrer Kombination und ihren Folgewirkungen sich wechselseitig so beeinflussen und verstärken, dass es

16 Jane Bennett: „The Agency of Assemblages and the North American Blackout", in: Public Culture 17, 3 (2005), S. 448.

schließlich zu enormen Auswirkungen kommt. In diesem Fall zog sich der Effekt durch soziale Organisationsstrukturen und eine ganze Reihe groß-technischer Systeme. Die Ursachen finden sich Bennett zufolge nicht nur in natürlichen Wetterphänomenen und vereinzeltem (sogenanntem) menschlichen Versagen, sondern gleichsam in politischen Richtungsentscheidungen und Marktregeln, die über lange Zeiträume Wirkung zeitigen. Das Zusammenfallen unzähliger Faktoren, die seit Jahren unterschwellig vorhanden und hinreichend bekannt waren und die am 14.August 2003 in ihrem Zusammenwirken nicht mehr kontrolliert werden konnten, stellt nicht den Ausnahmefall eines katastrophischen Ereignisses, sondern ihre Regel dar.

STÖRUNG ALS NORMALITÄT

Ein wichtiges Merkmal von als katastrophisch bezeichneten Ereignissen ist das Zusammenbrechen von Infrastrukturen, die sich darin auszeichnen, dass ihr Funktionieren dem sozialen Regelbetrieb vermeintlich selbstverständlich zugrunde liegt, ohne dass dies bewusst wahrgenommen würde. Die Abwesenheit von Elektrizität, Gesundheits- und Trinkwasserversorgung, etc. macht diese Grundlagen erst sichtbar[17] und stellt ein wiederkehrendes Motiv des Ausnahmezustandes dar, ist Teil der plötzlichen Umkehr des Normalen ins Katastrophische. Die Instabilität und damit Vulnerabilität von Infrastrukturen gegenüber internen und externen Störfaktoren kann innerhalb der monokausalen Erklärungsmuster dennoch nicht als wiederkehrendes Muster vorkatastrophischer Zustände thematisiert werden. Das Bild des plötzlichen Einbruchs lenkt den Blick von der Tatsache, dass die Störung dieser Systeme Alltag und ihr Betrieb im ständigen Kampf gegen den Verfall besteht. Graham und Thrift haben sich in *Out of Order* mit Reparatur und Instandhaltung auseinandergesetzt und wundern sich über die Unsichtbarkeit und Nichtbeachtung dieser omnipräsenten Tätigkeiten im Alltag: „Attention to the need for repair and mainte-

17 Vgl. Suan Leigh-Star: „The Ethnography of Infrastructure“, in: American Behavioral Scientist 43, 3 (1999), S. 381f.

nance of infrastructures tends only to occur after catastrophic, rather than prosaic failures.“[18]

Die Betrachtung von Entstörung und Instandhaltung, deren geringe öffentliche Wahrnehmung umso erstaunlicher ist, wenn man berücksichtigt, dass sie den Autoren zufolge in den USA immerhin vier Prozent aller Arbeitsplätze umfasst[19], wäre ihrer Analyse zufolge Voraussetzung für die Vermeidung kommender Katastrophen.

> Perhaps we should have been looking at breakdown and failure as no longer atypical and therefore only worth addressing if they result in catastrophe and, instead, at breakdown and failure as the means by which societies learn and learn to re-produce.[20]

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die Rekonstruktion kausaler Einflüsse, die zu einer Situation führen und diese in ihrer Beschaffenheit formen, ist stets sozial eingebettet und damit abhängig von Interessen und Ressourcen der beteiligten Akteure. Wie tief und in welche Richtung man gräbt, um kausale Beziehungen zu rekonstruieren – und damit zu konstruieren –, ist eine Entscheidung, die ex post getroffen und damit in hohem Maße davon geprägt wird, welche Deutung des Ereignisses zu diesem Zeitpunkt bereits etabliert ist. Ein zweiter Faktor ist die Frage, welche Bedürfnisse die Identifikation von Gründen bedienen soll.

Dass in Fällen wie dem sogenannten North American Blackout zunächst nur geringer Aufwand betrieben und auffallend eindimensional gedacht wurde, ist beispielsweise laut Bennett auch mit der Befürchtung verknüpft, dass ein besonders ausgewogene und komplexe Erklärung das „project of blaming“[21] gefährden kann. Vorherrschende Angst sei, dass je mehr Faktoren zur Erklärung herangezogen werden, desto weniger Schuld jedem einzelnen von ihnen zugewiesen werden könne. Sie selbst wiederspricht dieser Auffassung. Ihrer Meinung nach liegt die Motivation für Ursachenforschung und Schuldzuweisungen

---

18 Stephen Graham/Nigel Thrift: „Out of Order: Understanding Repair and Maintenance“, in: Theory Culture Society 24, 1 (2007), S. 9.

19 Ebd., S. 4. Die Zahl stammt aus einer Erhebung aus dem Jahr 2003.

20 Ebd., S. 5.

21 Jane Bennett: The Agency of Assemblages, S. 463.

letztlich darin begründet, zukünftige Fehler zu vermeiden und zu verantwortungsvollem Handeln zu verpflichten.[22] Eine Begrenzung der Ursachenforschung mit der Konsequenz, dass Schuld ungenau bzw. fehlerhaft alloziert wird, würde Fehler und Fehlentwicklungen gerade vertuschen.

In diesem Sinne ist auch die Lenkung des Blickes auf einfach kausale Zusammenhänge in Verbindung mit dem Katastrophenbegriff problematisch: Werden Schäden nur in direkter kausaler Beziehung zum ausgewählten Auslöser bemessen, bilden später auch nur sie die legitimatorische Grundlage für Entscheidungen über die zukünftige Architektur von Infrastrukturen, Präventionsmaßnahmen und vorzuhaltenden Bewältigungskapazitäten; nur sie finden den Weg in rechtliche Kodifizierung und Handbücher, werden versichert und gegebenenfalls durch Ausgleichszahlungen des Staates beglichen.

Eine nachträglichen Wiederaufnahme der Ursachenforschung wird maßgeblich erschwert, wenn unmittelbar nach dem Ereignis lediglich solche Daten über Schäden und Wirkungsketten erhoben und bearbeitet werden, die sich auf den schnell etablierten Auslöser beziehen. Der Fundus der erhobenen empirischen Daten, auf den Diskurs und Forschung sich berufen kann, wird durch die dominanten Kausalitätsvorstellungen im Katastrophengespräch beschränkt. Führt man die Auffassungen von Bennett und Calhoun zusammen, führt diese Verkürzung des Diskurses auf externe Faktoren und bekannte Bewältigungsmuster dazu, dass problematische Entwicklungen der sozialen Ordnung unbeachtet bleiben. Paradoxerweise tragen so die Verleihung des Katastrophenlabels und die Verknüpfung mit dem Attribut der Unvermitteltheit dazu bei, dass die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung vergleichbar entsetzlicher Ereignisse nicht vermindert, sondern erhöht wird.

22 Ebd., S. 464f.

LITERATUR

Bennett, Jane: „The Agency of Assemblages and the North American Blackout“, in: Public Culture 17, 3 (2005), S. 445-466.

Brewer, Noel T./Chapman, Gretchen B.: „The Fragile Basic Anchoring Effect“, in: Journal of Behavioral Decision Making 15 (2002), S. 65-77.

Calhoun, Craig: „A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order“, in: Canadian Review of Sociology 41, 3 (2004), S. 373-395.

Clausen, Lars: „Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie“, in: Lars Clausen/Elke M. Geenen/Elisio Macamo (Hgg.): Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe, Münster: LIT-Verlag 2003.

Dombrowsky, Wolf, R./Brauner, Christian: Defizite der Katastrophenvorsorge in Industriegesellschaften am Beispiel Deutschlands. Untersuchungen und Empfehlungen zu methodischen und inhaltlichen Grundsatzfragen. Gutachten im Auftrag des Deutschen IDNDR-Komitees für Katastrophenvorbeugung e.V., Bonn: Deutsches IDNDR Komitee 1996.

Graham, Stephen/Thrift, Nigel: „Out of Order: Understanding Repair and Maintenance“, in: Theory Culture Society, 24, 1 (2007), S. 1-25.

Kahneman, Daniel: Thinking fast and slow, London/New York: Penguin Group 2011.

Kloepfer, Michael (Hrsg.).Katastrophenrecht: Grundlagen und Perspektiven, Baden- Baden: Nomos 2008.

Leigh-Star, Susan: „The Ethnography of Infrastructure“, American Behavioral Scientist 43, 3 (1999), S. 377-391.

Nietzsche, Friedrich. Sämtliche Werke: Kritische Studienausgabe in 15 Bdn,. Berlin: Walter De Gruyter 1999.

Stegmüller, Wolfgang: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Wissenschaftliche Erklärung und Begründung, Bd. 1. Berlin/Heidelberg/New York: Springer 1969.

Tversky, Amos/Kahneman, Daniel: „Advances in Prospect Theory: Cumulative Representation of Uncertainty“, in: Journal of Risk and Uncertainty 5 (1992), S. 297-323.

Der Cyber-Krieg, der (so) nicht kommt

Erzählte Katastrophen als (Nicht)Wissenspraxis

MYRIAM DUNN CAVELTY

Gäbe es eine Rangliste für zukünftige Bedrohungen, dann wäre der Cyber-*Krieg* im letzten Jahr auf Platz Nummer eins gerückt. Noch vor kurzem ein Nischenthema für Militärstrategen und wenige Fachexperten, ist die digitale Bedrohung spätestens seit der Entdeckung von und den Spekulationen um Stuxnet, dem Atomanlagen sabotierenden Computerwurm, Dauergast in allen Medien und Diskussionspunkt auf namhaften internationalen Veranstaltungen. Viele Staaten, unter ihnen die Bundesrepublik Deutschland, haben spezifische Cyber-Sicherheitsstrategien entworfen[1] und sehen die Cyber-Bedrohung als eine zukünftige Hauptgefahr für die nationale Sicherheit.

Es ist eine Tatsache, dass heutzutage jeder politische, wirtschaftliche und militärische Konflikt eine Cyber-Komponente aufweist und dass mit Hilfe von Computern politische und wirtschaftliche Spionage auf höchster Ebene betrieben wird. Die Zahl der kriminellen Angriffe scheint zuzunehmen und mit ihr der finanzielle Schaden. Auch das organisierte Verbrechen hat sich längst im virtuellen Raum breit gemacht.[2] Kopfzerbrechen bereiten dabei zum einen die steigende

---

1 Bundesministerium des Innern: Cyber Sicherheitsstrategie für Deutschland, Berlin 2011.

2 Myriam Dunn Cavelty/Gabriel Brönnimann: „E-mail für Dich“, in: Böll Thema 3 (2011), S. 9-10; siehe auch: Internet Crime Complaint Center (Hg.): 2010 Internet Crime Report, Washington DC: The National White Collar Crime Center 2011. Bestehende Statistiken sind jedoch mit genü-

Verwundbarkeit – hauptsächlich aufgrund der zunehmenden Verschmelzung sensibler staatlicher wie unternehmenseigener Infrastrukturen mit dem Internet – zum anderen die zu beobachtende Professionalisierung der „Malware-Branche", mit immer komplexeren, raffinierteren, schwieriger abzuwendenden und höheren Schaden anrichtenden Angriffen.[3] Und nicht zuletzt hat das ausgetüftelte Schadprogramm namens Stuxnet laut gewisser Experten langjährige Schreckensszenarien Wirklichkeit werden lassen: der digitale Erstschlag sei erfolgt und Pandoras Cyber-Kriegs-Büchse geöffnet.[4]

In der Tat birgt diese Art von Angriff alles in sich, was bei Menschen maximale Angst auslöst: Er kommt sozusagen aus dem Nichts, kann jederzeit und überall erfolgen, kann jeden treffen, kann praktisch nicht aufgehalten werden und birgt ultimativ die Gefahr für das Ende der menschlichen Zivilisation in sich.[5] Und doch ist befremdlich, wie in den Medien und unter Experten bereitwillig und flächendeckend alle Register gezogen werden und gleich von Krieg gesprochen wird. Denn bisher hat keines der bekannten Scharmützel im virtuellen Raum je auch nur annähernd eine durch das Wort „Krieg" suggerierte Schwere der Auseinandersetzung mit Gewalt, Zerstörung und Leid auf hoher Stufe erreicht. Auch der Stuxnet-Vorfall, wohl der schwerste beziehungsweise schwerwiegendste in der Geschichte der Cyber/Un/Sicherheit, hat mit Krieg wenig bis nichts zu tun: Zwar ist es vorstellbar, dass die cyber-basierte Manipulation bzw. Zerstörung von Infrastrukturen, die als zentral wichtig für die Sicherheit eines Landes an-

---

gender Vorsicht zu geniessen, denn die Datenlage ist äusserst unbefriedigend.

3 Melde- und Analysestelle Informationssicherung (MELANI) (Hg.): Informationssicherung – Lage in der Schweiz und International. Halbjahresbericht 2010 (Juli - Dezember), Informatikstrategieorgan Bund: Bern 2011.

4 Vgl. Frank Rieger: „Trojaner ‚Stuxnet': der digitale Erstschlag ist erfolgt", in: FAZ.net vom 22.09.2010.

5 Siehe Forschung zu Risikoperzeptionen: Paul Slovic/Baruch Fischhoff/Sarah Lichtenstein: „Why Study Risk Perception?", in: Risk Analysis 2, 2 (1982), S. 83-93.

gesehen werden, ein zukünftiger Kriegsgrund sein könnte.[6] Aber wenn ein Sabotageakt, dessen konkreten Auswirkungen genauso unklar bleiben werden wie die wirkliche Urheberschaft, so unkritisch zum Krieg hochstilisiert wird, weist das entweder auf die Hilflosigkeit im Umgang mit Cyber-Phänomenen hin – oder kann als (mehr oder weniger) gezielter Versuch der am Diskurs beteiligten Akteure gewertet werden, sich durch die konstante rhetorische Mobilmachung Einfluss (in unterschiedlichen Formen) zu verschaffen.

Dabei ist die Aufregung, die seit der Gleichsetzung von Stuxnet mit Cyber-Krieg herrscht, nur die Krönung in der fast zwanzigjährigen Cyber-Angst-Geschichte. Cyber-Ängste drücken sich *in extremis* in Schreckensszenarien aus, in denen staatliche oder terroristische Attentäter in unsere Computernetzwerke eindringen und uns über die Manipulation oder Zerstörung verschiedener kritischer Infrastrukturen – sehr häufig handelt es sich in den Szenarien um das Stromnetz – in die Knie zwingen oder sogar praktisch in die Steinzeit zurückversetzen.[7] Durch das so herbeigeführte TEOTWAWKI (*The End of the World as We Know It* – das Ende der Welt, wie wir sie kennen) steht nichts Geringeres auf dem Spiel als unsere gesamte Zivilisation und alles, wofür sie steht.[8]

Natürlich kann es in einer hoch technisierten Welt wie der unseren unangenehme, gar fatale Folgen haben, wenn Computer aufgrund von Fehlern ausfallen oder von Übeltätern gezielt manipuliert werden. Doch obwohl die Möglichkeit einer eigentlichen *Super*katastrophe

---

6 Vgl. z. B. Siobhan Gorman/Julian Barnes: „Cyber Combat: Act of War – Pentagon Sets Stage for U.S. to Respond to Computer Sabotage with Military Force“, in: The Wall Street Journal vom 31.05.2011.

7 Diese Art von Schreckensszenarien wurde schon vor Jahren von (amerikanischen) Sicherheitsexperten formuliert und zu Übungszwecken oder als Planungsgrundlage verwendet. Vgl. z. B. John Arquilla: „The Great Cyberwar of 2002“, in: Wired 6, 2 (1998); fiktiv: Dan Verton: Black Ice: The Invisible Threat of Cyberterrorism. New York: McGraw Hill 2003. Prominent: Richard Clarke/Robert Knake: Cyber War: The Next Threat to National Security and What to Do About It. New York: Ecco 2010.

8 Diese englische Abkürzung hat vor allem im Zusammenhang mit dem als Y2K bekannten Computerphänomen Prominenz erlangt (und durch einen Song der Gruppe R.E.M) – generell wird es aber von Endzeitgruppierungen aller Art verwendet.

nicht vollständig ausgeschlossen werden kann (auch wenn die Wahrscheinlichkeit verschwindend klein ist!), ist es bezeichnend, dass es in der gesamten Computer-Geschichte noch nie einen wirklich schwerwiegenden Vorfall von großem Ausmaß und mit langfristigen Folgen gegeben hat.[9] Und doch scheinen die Cyber-Schreckensszenarien, gemessen an ihrer Akzeptanz in der breiten Bevölkerung und in politischen Kreisen, eine hohe Glaubwürdigkeit zu haben.

Der Cyber-Gau oder das apokalyptische Cyber-Geddon ist somit als Teil einer Gruppe moderner Gefahren bzw. Risiken zu verstehen, die eine beachtliche Anzahl von Politikern, Experten und Interessengruppen mobilisieren und zyklisch sehr viel Medienaufmerksamkeit erhalten, obwohl (oder gerade weil?) sie nur in unserer Antizipation existieren. Andere prominente Beispiele für solche Risiken sind der terroristische Einsatz von Massenvernichtungswaffen, die nächste Pandemie, aber auch die Klimakatastrophe. Ganz unabhängig davon, wie die Wahrscheinlichkeit und das Ausmaß solcher Ereignisse eingeschätzt werden, handelt es sich um „erzählte Katastrophen“;[10] Katastrophen, die in der Form von Erzählungen bzw. Narrationen existieren. Dabei ist zu beachten, das Katastrophen (auch sich „ereignende“) immer der Narrative bedürfen (siehe unten). Spezifisch am Cyber/Un/Sicherheits-Diskurs ist jedoch, dass es historisch gesehen *keine* Präzedenzfälle für Cyber-geddon Szenarien gibt. Alle bisher dagewesenen Cyber-Vorfälle, inklusive Stuxnet, können zwar als apokalyptische Vorboten gelesen, gedeutet und politisch eingesetzt werden – aber gemessen am monetären, symbolischen oder auch physischen Schaden, der durch sie entstanden ist, sind sie bloße Fußnoten im Vergleich zu „wirklichen“ und gegenwärtigen Großereignissen wie Naturkatastrophen, Hungersnöten oder Kriegen.

Die Art und Weise, wie unter diesen Umständen die Cyber/Un/Sicherheit im politischen Prozess gedacht und vermittelt wird, lädt zu

---

9 Ralf Bendrath: „The American Cyber-Angst and the Real World – Any Link?“, in: Robert Latham (Hg.), Bombs and Bandwidth. The Emerging Relationship between IT and Security, New York: The New Press 2003, S. 49-73.

10 Willy Viehöver: „Die Klimakatastrophe als ein Mythos der reflexiven Moderne“, in: Reiner Keller et al. (Hgg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band I: Theorien und Methoden, Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 249.

einer tiefer gehenden Analyse des Diskurses ein. Konkret untersucht das vorliegende Kapitel narrative Praktiken im Fall der Cyber-Apokalypse. Es geht der Frage nach, welche Methoden und Praktiken bei der Generierung von Narrationen im politischen Prozess angewandt werden, welche inhaltlichen Ausprägungen diese Narrationen im konkreten Fall aufweisen und was die Konsequenzen solcher Praktiken sind. In einem ersten Kapitel wird die Idee der erzählen Katastrophe näher erläutert und auf ihre spezifischen Merkmale eingegangen. Insbesondere wird die Rolle von Nichtwissen hervorgehoben. Im zweiten Kapitel wird konkreter auf die narrative Praxis von wissenschaftlichen und politischen Erkenntnisgemeinschaften eingegangen. Im abschließenden Kapitel werden die Konsequenzen solcher Praktiken diskutiert.

ERZÄHLTE KATASTROPHEN

Zwischen der erzählten Katastrophe und dem Konzept des „Risikos" in der post-industriellen Gesellschaft besteht eine enge Verwandtschaft. Der maßgeblich von Ulrich Beck und Anthony Giddens entwickelte und geprägte (soziologische) Risikobegriff bezeichnet Phänomene, die unklar und diffus sind und deren Folgen sich oft erst mit zeitlicher Verzögerung bemerkbar machen. Sie haben eine Menge unangenehmer Eigenschaften, unter anderem, dass ein eigentlich begrenzter Unfall zum Zusammenbruch des gesamten Systems führen kann[11] oder auch, dass sie unkontrollierbar geworden sind. Diese Risiken vergegenwärtigen einen Weltzustand, den es (noch) nicht gibt – und sie sind immer mit möglichen schwerwiegenden Konsequenzen behaftet. Insgeheim bedeuten sie also immer auch die Antizipation einer möglichen Katastrophe.[12]

Erzählte Katastrophen entfalten ihre institutionelle Wirkung hauptsächlich im Modus der Erzählung oder des „Mythos".[13] Tatsächlich bedarf die Katastrophe – auch die reelle – immer der diskursiven

11 Olivier Godard et al.: Traité des nouveaux risques: précaution, crise, assurance, Collection folio actuel, Paris: Gallimard 2002.

12 Ulrich Beck: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007.

13 W. Viehöver: Die Klimakatastrophe als ein Mythos der reflexiven Moderne, S. 248.

Vermittlung; oder, in anderen Worten, es braucht eine intersubjektive „Einigung“, was wann eine Krise oder gar Katastrophe ist – und was nicht.[14] Im Falle von erzählten Katastrophen ist die Beschäftigung mit der Rolle der Inszenierung einfach noch offensichtlicher als bei solchen, bei denen (artverwandte) Präzedenzfälle bestimmte Referenzwerte, Ankerpunkte und Erfahrungswerte liefern (und dadurch der diskursiven Vermittlung auch klare Grenzen gesetzt werden).

Bei der Beschäftigung mit erzählten Katastrophen produzieren Experten, politische Akteure und insbesondere auch die Medien Narrationen, in denen das Potentielle mit der (gedachten) Wirklichkeit vermischt wird. Die gesellschaftliche Resonanz und die politisch-institutionelle Wirkung werden von der narrativen Form, in der die Geschichte formuliert wird, also nicht nur mitbestimmt, sondern diese schafft quasi ihre eigene Wirklichkeit, denn diese Narrationen holen die Zukunft in die Gegenwart und machen Handlung erst möglich.

Narrationen vermitteln Weltdeutungen, kulturelle Werte und Handlungsorientierungen und stellen so ein zentrales diskursstrukturierendes Regelsystem dar.[15] Auf die daraus resultierende Möglichkeit der Machtanwendung einzelner Akteure mittels instrumentalisierter Narrationen verweist Foucault, wenn er schreibt, Diskurs sei „dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht“[16]. Die Generierung von Narrationen tritt also nie ohne Macht(-wirkung) auf. Wer ein dominantes Interpretations- und Argumentationsmuster zu etablieren versteht, kann die Kontrolle über die Bedeutungszuweisung von Worten erlangen und dadurch „sein” Bild der Welt, das von der Öffentlichkeit aufgenommen und als „normales” Bild akzeptiert wird, etablieren.

Narrationen spielen auch in der neueren sicherheitspolitischen Forschung eine Rolle: Die sogenannte „Kopenhagener Schule“ entwi-

---

14 Jan Metzger: „The Concept of Critical Infrastructure Protection (CIP)“, in: Alyson Bailes/Isabelle Frommelt (Hgg.), Business and Security: Public-Private Sector Relationships in a New Security Environment, Oxford: Oxford University Press 2004, S. 197-209.

15 Willy Viehöver: „Diskurse als Narrationen“, in: Reiner Keller et al. (Hgg.) Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, 2001, S. 177-206.

16 Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 11.

ckelte einen Ansatz, der Sicherheitsprobleme und die damit in Gang gesetzte und als legitim erscheinende Dynamik insbesondere auf der Basis von diskursiven Praktiken untersucht.[17] Die erfolgreiche *Securitization* eines Themas rechtfertigt aufgrund der damit einhergehenden Dringlichkeit den Einsatz aller verfügbaren Mittel – auch jener außerhalb der normalen politischen Spielregeln.[18] Deshalb muss vorrangig eine stark mobilisierende diskursive Rechtfertigung für diesen außerordentlichen Zustand gemacht werden. Dies geschieht vor allem in der narrativen Darstellung der dem Staat oder der Gesellschaft drohenden Gefahr.

Aufgrund der sich hinter diesem Prozess befindenden Logik, die zum großen Teil auf Dringlichkeit und imminenter Bedrohung beruht, funktioniert die Securitization bei Risiken, die *per definitionem* als „Möglichkeiten" mit Hilfe von Wahrscheinlichkeiten dargestellt werden, und bei denen der Zeitpunkt und das Ausmaß des möglichen Eintretens ungewiss sind, meistens nicht.[19] Interessanterweise gewinnt diese Logik im Falle der erzählten (Super-)Katastrophe aber wieder an Gewicht. Denn obwohl diese in einer ungewissen Zukunft liegen, werden sie im politischen Prozess häufig als imminent dargestellt – und werden dadurch aus dem Bereich der unsicheren Zukunft quasi als reelle Bedrohung in die Gegenwart geholt. Da es für sie wenig oder sogar keine Erfahrungswerte oder Präzedenzfälle gibt, muss die Gefahr – unter Rückgriff auf Anekdoten, die das potentiell Schreckliche veranschaulichen – als unmittelbar bevorstehend und grauenhaft dargestellt werden, um überhaupt Gehör zu finden. Das erklärt die Fixation der Erzählungen auf apokalyptische „Worst-Case" Szenarien und spekta-

---

17 Grundlegend: Barry Buzan/Ole Wæver/Jaap de Wilde: Security: A New Framework for Analysis, Boulder: Lynne Rienner 1998.

18 *Securitization* bedeutet die Summe der Darstellung eines Sachverhalts, einer Person oder einer Entwicklung als Gefahr für die militärische, politische, wirtschaftliche, ökologische und/oder gesellschaftliche Sicherheit eines Kollektivs und der Akzeptanz dieser Darstellung durch den jeweils angesprochenen politischen Adressaten.

19 Michael J. Williams: „(In)Security Studies, Reflexive Modernization and the Risk Society", in: Cooperation and Conflict 43, 1 (2008), S. 57-79 und Mark Daniel Jäger: „The Psychology of Securitization Pragmatics of Risks, Threats, and Socially Shared Cognition". Unveröffentlichtes Konferenzpapier, Zürich 2011.

kuläre, sich rasch zuspitzende Unglücksfälle, die in ihrer dramaturgischen Darstellung über den Vorteil szenischer Eindringlichkeit verfügen. Erzählte Katastrophen werden so quasi automatisch und immer zu sicherheitspolitischen Problemen, weil sie die Grenzen des „Normalen“ sprengen.

Die Vergangenheit hat gezeigt, dass dadurch unter gewissen Umständen ein absichtlich unsauber auf sicherheitspolitische Belange angewandtes Vorsorgeprinzip legitimiert werden kann.[20] Das aus dem Umweltbereich bekannte Prinzip lässt zu, dass die Rechtsanwendung handeln darf, obwohl nicht sicher ist, dass die Handlung dem Schutzgut tatsächlich dient, weil die Wissensbasis unvollständig ist.[21] Die möglichen zukünftigen Schäden werden aber als so potenziell gravierend oder sogar irreversibel angesehen, dass dringender Handlungsbedarf abgeleitet werden kann. Dies führt sogar so weit, dass nicht mehr das eigentliche primäre Risiko die Hauptbedrohung darstellt, sondern vielmehr das Nicht-Handeln in der Gegenwart. Die Art der zu ergreifenden Maßnahmen wird im politischen Planungsprozess mit Hilfe von bildhaften Vorstellungen, wie die Zukunft sein könnte, bestimmt.[22] Genau wie diese Zukunft in Form von Szenarien gedacht wird, spielt daher eine zentrale Rolle im Umgang mit diesen Gefahren.

Auf das unheimliche Zusammenspiel zwischen dem Modellieren der Zukunft und der dadurch teilweise erst bedingten Konstruktion von Gefahren hat Baudrillard bereits in den 1970ern hingewiesen. Gemäß seiner Überlegungen wird unser Zeitalter dominiert durch „Simulationen“, Bilder der Wirklichkeit, die vor allem über die Massenmedien vermittelt werden, die wichtiger und wirklichkeitsmächtiger geworden sind als die Wirklichkeit selbst und die ein Verschwinden der Grenzen zwischen wahr und falsch, zwischen Fiktion und Realität ermögli-

20 Z. B. Craig McLean/Alan Patterson/John Williams: „Risk Assessment, Policy-Making and the Limits of Knowledge: The Precautionary Principle and International Relations“, in: International Relations 23, 4 (2009), S. 548-566.

21 „Vorsorgeprinzip“, Zusammenfassung der EU Gesetzgebung, *http://europa.eu/legislation_summaries/consumers/consumer_safety/l32042_de.htm*.

22 Marieke de Goede: „Beyond Risk. Premeditation and the Post-9/11 Security Imagination“, in: Security Dialogue, 39, 2-3 (2008) S. 155-176.

chen.[23] Die von Experten erzeugten Szenarien (und Narrationen) geraten so in den Verdacht, die Gefahren, vor denen sie warnen, teilweise erst (mit) zu konstruieren und auch zu konstituieren.

Ganz zentral beim (richtigen oder falschen) Vorsorgeprinzip ist, dass die verfügbaren wissenschaftlichen Daten aufgrund hoher Ungewissheit eine umfassende Risikobewertung nicht zulassen. Dabei sind (Sicherheits-)Experten bei der Generierung von Planungsgrundlagen im Falle von erzählten Katastrophen mit zwei Sorten von Unwissen bzw. Nichtwissen konfrontiert:[24] Bei der ersten Sorte Nichtwissen wird angenommen, dass das Problem mit mehr Forschung und dadurch generierten zusätzlichen Daten fassbar gemacht werden kann. Es handelt sich also nur um zeitlich limitiertes Nichtwissen. Diese Art wird als *spezifisches* Nichtwissen bezeichnet: man weiß, dass und was man (noch) nicht weiß; deshalb kann man gezielten Wissenserwerb betreiben, um die identifizierte Lücke zu schließen. Die zweite Sorte Nichtwissen hingegen bezeichnet den Umstand, dass man gewisse Dinge nicht und nie wissen kann. Dieses sogenannte *unspezifische* Nichtwissen bezeichnet einen Bereich kategorisch unverfügbaren Wissens, von dem man nicht sagen kann, was und sogar dass (noch) nicht gewusst wird, sondern der sich als ganzer der Beobachtung entzieht.

Bei erzählten Katastrophen wird durch die oben beschriebene Praktik, sie quasi als Bedrohungen – und daher als imminent und sicher – darzustellen, eine aktive Vertuschung von spezifischem Nichtwissen vorgenommen, wie in der folgenden Fallstudie gezeigt werden wird. Wissen, das für sicher gehalten wird und als sicher dargestellt wird, kann zu einer unguten Verzerrung der Ausgangslage bzw. Planungsgrundlage führen und nicht intendierte Nebeneffekte haben, denn potentielle Katastrophen werden auch durch wissenschaftlich spezifiziertes Nichtwissen, also kontroversem Expertenwissen, (mit) produ-

---

23 Jean Baudrillard: L'échange symbolique et la mort, Paris: Gallimard 1976, S. 114.

24 Klaus P. Japp: „Zur Soziologie der Katastrophe", in: Lars Clausen/Elke M. Geenen/Elisio Macamo (Hgg.), Entsetzliche soziale Prozesse: Theorie und Empirie der Katastrophen, (Konflikte, Krisen und Katastrophen – in sozialer und kultureller Sicht, Bd. 1), Münster: LIT Verlag 2003, S. 77-90.

ziert.[25] Darüber hinaus führt diese Praxis dazu, dass vollständige „Intransparenz durch […] wahrscheinlichkeitsbezogenes (und damit nur relativ unsicheres) Expertenwissen“[26] substituiert wird. Das unspezifizierte Nichtwissen kann so zu katastrophischen Risikokonstruktionen führen, also Konstruktionen, die im Luhmannschen Sinn zu einem „Totalschaden“ führen[27] bzw. durch die übersteigerte Darstellung des Katastrophischen die eigentliche Katastrophe in einem ganz anderen Bereich erst schaffen.

AUF DEN SPUREN DER CYBER-APOKALYPSE

Die Cyber-Katastrophe gehört am ehesten in den Bereich der Technikkatastrophen. Technikkatastrophen sind definitionsgemäß menschengemacht und setzen meist auch eine Art von politischem Versagen voraus.[28] In der Gesellschaftstheorie blieb Technik lange ein relativ unbeachteter Faktor: Der Erfolg des Begriffs „Risikogesellschaft“ änderte dies in den 1980er Jahren, als sich die durch Ulrich Beck geprägte Denkrichtung für den Umgang moderner Gesellschaften mit unintendierten Folgen technologischen Fortschritts beziehungsweise der Antizipation möglicher Folgen von Technologie zu beschäftigen begann.[29] Eine solche Betrachtungsweise spiegelt einen grundlegenden Wandel der Rolle von Technik im Rationalisierungsprozess wider: von einem verlässlichen Mittel wird sie zum Unsicherheitsfaktor, indem sie Zwecke gefährdet und sogar destruktive Gefährdungen erst hervorbringt.[30]

25 Ulrich Beck: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.

26 K. Japp: Zur Soziologie der Katastrophe, S. 80.

27 Niklas Luhmann: Beobachtungen der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.

28 Vgl. Charles Perrow: Normal Accidents: Living with High-Risk Technologies, New York: Basic Books 1984.

29 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1986.

30 Gerhard Panzer: Kairos der „Risikogesellschaft“: wie gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen mit technischer Unsicherheit umgehen, Kassel: Kassel University Press 2001.

In der Cyber-Debatte wird die Technik selbst zur zielgerichteten Waffe und durch die den Technologien eigene Unsicherheit zur Achillesferse moderner Gesellschaften.[31] Kritische Infrastrukturen sind in der Cyber-Kriegs-Ära zum Sinnbild für die Verwundbarkeit der liberalen, offenen Gesellschaft und deren Schutzbedürfnis geworden. Sie sind Brennpunkt in einer politischen Debatte, in der schleichende Angst vor allgegenwärtiger Verwundbarkeit und eine unbestimmte Angst vor der Zukunft signifikante Merkmale sind und in der das Prinzip der willentlichen Ausnützung von Verwundbarkeiten moderner Gesellschaften das Prinzip von Wandel und Unfall nicht ersetzt, aber doch zumindest teilweise abgelöst hat.

In den nächsten drei Unterkapiteln werden die Voraussetzungen für die Konstruktion der Cyber-Katastrophe aufgefächert und ihre Ausprägungen beschrieben. Erstens wird beschrieben, worauf die Konstruktion der Katastrophe beruht, und es wird auf die Inhalte gängiger Cyber-Katastrophen-Narrationen eingegangen. Diese Narrationen entstehen häufig nicht ausschließlich in Regierungs- bzw. Verwaltungskreisen, sondern sind stark von den Medien und externen Experten geprägt. Es geht aber weniger um die Frage, wer die Charakteristiken dieser Risiken aufzuzeigen vermag (also um die Machtfrage), sondern darum, in welcher Form dies geschieht. In einem zweiten Unterkapitel wird explizit auf die Kategorie des spezifischen Nichtwissens in diesem Prozess eingegangen. In einem dritten auf den Umgang mit unspezifischem Nichtwissen.[32]

DIE ERZÄHLUNG VON DER ALLUMFASSENDEN VERWUNDBARKEIT

In den 1980ern wurde die Cyber-Gefahr noch als vor allem Regierungsnetzwerke betreffend angesehen und die Debatte war auf Cyber-Spionage fixiert. Erst in den späteren 1990ern ist eine qualitative Ver-

---

31 Vgl. Robert Deibert/Rafal Rohozinski: „Risking Security: Policies and Paradoxes of Cyberspace Security“, in: International Political Sociology 4 (2010), S. 15-32.

32 Wobei angemerkt sei, dass die Identifikation dieser Kategorie mit empirischen Schwierigkeiten besetzt ist – sind doch alle im Prozess identifizierten Wissenslücken bereits zu spezifischem Nichtwissen geworden.

änderung der Bedrohungswahrnehmung zu beobachten. Vermehrt wurden in (amerikanischen) Dokumenten eine Verknüpfung zwischen Computern (oder Informationsinfrastrukturen) und sogenannt kritischen Infrastrukturen hergestellt.[33]

Die Ausgangslage sieht demnach wie folgt aus: Die moderne technologisierte Gesellschaft ist auf das zuverlässige Funktionieren von *Infrastrukturen* angewiesen. Unter dem Begriff Infrastrukturen – bestehend aus den beiden Wörtern Infra („unterhalb") und Struktur („Gefüge, Bau, Aufbau") – versteht man Anlagen, Einrichtungen, Organisationen, aber auch Prozesse, Produkte, Dienstleistungen und Informationsflüsse, die den „Unterbau" für das reibungslose Funktionieren der Gesellschaft, der Wirtschaft und des Staates bilden.[34] Als kritisch werden jene Infrastrukturen bezeichnet, die bei einem Ausfall zu gravierenden politischen oder wirtschaftlichen Schäden führen können. In diese Kategorie fallen gemeinhin die Energieversorgung, die Kommunikation, das Gesundheitswesen, der Verkehr oder die öffentliche Sicherheit.[35]

So wichtig sie sind, so verletzlich scheinen sie: Zum einen bilden *Informations*infrastrukturen, die als inhärent unsicher gelten, häufig die Grundvoraussetzung für das Funktionieren aller anderen Infrastrukturen. Diese Debatte bedeutend mitgeprägt hat das US Militär, das in den frühen 1990er Jahren verstärkt über asymmetrische Bedrohungen nachzudenken begann. Es schien unumgänglich, dass zukünftige Gegner der absolut überlegenen militärischen Macht nur noch asymmetrisch begegnen konnten.[36] Die damals in Schwung kommende

---

33 Myriam Dunn Cavelty: „Cyber-Terror – Looming Threat or Phantom Menace? The Framing of the US Cyber-Threat Debate", Journal of Information Technology and Politics 4, 1 (2007), S. 19-36.

34 President's Commission on Critical Infrastructure Protection: Critical Foundations: Protecting America's Infrastructures, Washington, DC: US Government Printing Office 1997.

35 Myriam Dunn Cavelty/Kristian Søby Kristensen: „Introduction: Securing the Homeland – Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security", in: dies. (Hgg), The Politics of Securing the Homeland: Critical Infrastructure, Risk and Securitisation, London: Routledge 2008, S. 1-14.

36 Neal A. Pollard: „Indications and Warning of Infrastructure Attack", in: Lars Nicander/Magnus Ranstorp (Hgg.), Terrorism in the Information Age: New Frontiers?, Stockholm: National Defence College 2004, S. 43.

„Informationsrevolution“ schien diese Möglichkeit noch zu verstärken. In den Augen von Sicherheitsexperten führte sie dazu, dass die Gesellschaft von einer Vielfalt von nationalen und internationalen Informationsinfrastrukturen abhängig – und deshalb verwundbar – wurde. Nicht nur gelten Informationsinfrastrukturen aufgrund technischer Unzulänglichkeiten als sehr unsicher, auch werden sie als besonders anfällig für asymmetrische Maßnahmen seitens staatlicher und nichtstaatlicher Organisationen oder Einzeltäter angesehen, denn diese können durch die Nutzung weiterverbreiteter und kostengünstiger digitaler Angriffsmöglichkeiten maximalen Schaden anrichten.[37]

In Cyber-Katastrophen-Narrationen[38] wird die drohende Gefahr immer als sehr vielseitig und gleichzeitig als sehr vage dargestellt. Vor allem das Ungewisse und Unbekannte macht Angst: Wie bei der klassischen Gespenstergeschichte ist die Angst dann am größten, wenn man eine Gefahr erwartet, aber nicht genau weiß, in welcher Form und wann sie auftreten wird. Zu den zahlreichen Risiken und Gefahren, welchen kritische Infrastrukturen ausgesetzt sein sollen, werden eine große Anzahl struktureller Gefahren wie auch akteurspezifische Bedrohungen gezählt. Das Spektrum möglicher Angreifer ist weit gespannt und reicht vom gelangweilten Teenager über verärgerte oder unzufriedene Mitarbeiter, Industriespione, organisiertes Verbrechen, Fanatiker und Terroreinheiten bis hin zu feindlichen Staaten. Das Spektrum der Angriffsoptionen reicht von Hackerangriffen bis zur physischen Zerstörung ziviler oder militärischer Einrichtungen. Gera-

37 Als Teil des Stuxnet-Mythos gilt, dass die Programmierung dieses Wurms teuer und komplex gewesen sei – und dass das auf einen (oder mehrere) Staaten als Urheber schließen lasse. Im Vergleich zu konventionellen Waffensystemen oder Nuklearwaffen ist die geschätzten Summe (es sind Zahlen zwischen drei bis zehn Millionen Dollar im Umlauf) aber ein Klacks, so dass auch zukünftige Cyber-„Waffen“ im Vergleich dazu als asymmetrisch angesehen werden dürften.

38 Details dieser Narrationen finden sich z. B. in: Maura Conway: „Media, Fear and the Hyperreal. The Construction of Cyberterrorism as the Ultimate Threat to Critical Infrastructures“, in: Myriam Dunn Cavelty/ Kristian Søby Kristensen (Hgg.), Securing the Homeland: Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security, London: Routledge 2008, S. 109-129 und Myriam Dunn Cavelty: Cyber-Security and Threat Politics: US Efforts to Secure the Information Age, London: Routledge 2008.

de aufgrund dieser langen Liste ist die genaue Ausprägung der Gefahr in Bezug auf Zeitpunkt, Akteur, Motivation und Ausmaß sehr unsicher.

Darüber hinaus werden in den Cyber-Narrationen zwei zentrale menschliche Ängste miteinander verknüpft: die Angst vor der Technik und die Angst vor dem Terrorismus.[39] Da beide vor allem mit Ungewissheit und Unsicherheit im Zusammenhang stehen, vermag die Kombination von Technik und Terrorismus besonders stark zu mobilisieren.[40] Der Terrorismus – ganz gemäß terroristischem Kalkül – wird gefürchtet, weil er unverstehbar und unkontrollierbar erscheint und weil er das Sicherheitsgefühl eines jeden Menschen untergräbt. Informationstechnologie wiederum ist gefürchtet, weil ihr Einfluss auf das Individuum als komplex, abstrakt und arkan angesehen wird. Diese Angst hängt mit drohendem „Kontrollverlust" zusammen[41]: Insbesondere im Zeitalter von weltumspannenden (Daten-)Netzwerken verliert der Mensch die Kontrolle über die Funktionen, die von Computern gesteuert werden.[42] Die Superkatastrophe im Bereich von kritischen Infrastrukturen ist auch immer konzipiert als interdependente Katastrophe: Die Interdependenzen zwischen Systemen und Menschen und die Wahrscheinlichkeit von sogenannten kaskadischen Dominoeffekten, also Effekten, die außerhalb unserer Kontrolle liegen, potenzieren die möglichen Auswirkungen um ein Vielfaches. Cyber-Szenarien erwecken zudem den Eindruck, dass der nächste spektakuläre Terroran-

39 Walter Laqueur: The New Terrorism: Fanaticism and the Arms of Mass Destruction. Oxford: Oxford University Press 1999, S. 254.

40 Ayn Embar-Seddon: „Cyberterrorism: Are we Under Siege?", in: American Behavioral Scientist 45, 6 (2002). Dabei muss offen gelassen werden, ob diese Ängste tatsächlich in der breiten Bevölkerung existieren – oder ob sie nicht eher auf politischer Ebene angenommen werden; und dann aufgrund solcher Annahmen gehandelt wird.

41 Vgl. auch Langdon Winner: „Trust and Terror: The Vulnerability of Complex Socio-technical Systems", in: Science as Culture 13, 2 (2004), S. 155-172 und Lee Clarke: Worst Cases. Terror and Catastrophe in the Popular Imagination, Chicago u. a.: University of Chicago Press 2006.

42 Mark M. Pollitt: „Cyberterrorism: Fact or Fancy?", in: Computer Fraud and Security 2 (1998), S. 8; Barry Sandwell: „Monsters in Cyberspace: Cyberphobia and Cultural Panic in the Information Age", in: Information, Communication & Society 9, 1 (2006), S. 47.

schlag durch den Gebrauch des Internets als Waffe gleichzeitig überall und nirgends stattfinden wird.[43]

Durch die unheilvolle Kombination von Verwundbarkeit, Komplexität auf technischer Ebene und Akteuren mit apokalyptischen Absichten scheint eine Superkatastrophe vorprogrammiert. Eine in praktischer und theoretischer Hinsicht überwältigende Komplexität auf der Ebene der technischen Systeme hält konstant die drohende Wahrscheinlichkeit eines „normalen Unfalls“ vor Augen. Obwohl das Leben in westlichen Wohlstandsgesellschaften dank des technischen Fortschritts eigentlich immer sicherer erscheint, wird die Menschheit mit immer mehr und immer größeren, immer umfassenderen Risiken konfrontiert. Auch die durch terroristische Akteure über kritische Infrastrukturen hervorgebrachte Superkatastrophe ist konzipiert als „integraler Unfall“[44], der sich künftig, im Gegensatz zu bisherigen Unfällen, die in ihren Wirkungen und Ausmaßen beschränkt waren, auf die ganze Welt auswirken wird.

Cyber-Narrationen sind voll von Metaphern, bei denen es um die Auflösung von sicheren Zuständen durch neue, unberechenbare und auch unvorhersehbare Gefahren geht. Die Narrationen sind also geprägt von Macht- und Kontrollverlust; Nichtwissen an und für sich wird als Gefahr dargestellt, denn Nichtwissen führt zu Ungewissheit in Bezug auf Zeitpunkt, Akteure, Ziele und Motivationen. Die „Ohnmacht“, die aus diesem Nichtwissen entsteht, wird im politischen Prozess häufig dahingehend instrumentalisiert, dass aufgrund der unklaren Gefahrenlage schnelles und effektives Handeln im Bereich der Schutzmaßnahmen nötig sei, was natürlich häufig auch einen Ruf nach zusätzlichen Ressourcen nach sich zieht.

43 François Debrix: „Cyberterror and Media-induced Fears: The Production of Emergency Culture“, in: Strategies 14, 1 (2001), S. 156 und François Debrix/Alexander D. Barder: „Nothing to Fear but Fear: Governmentality and the Biopolitical Production of Terror“, International Political Sociology 3, 4 (2009), S. 398-413.

44 Paul Virilio: Original Accident, Cambridge: Polity Press 2007.

UMGANG MIT SPEZIFISCHEM NICHTWISSEN

Die Basis für alle Maßnahmenplanungen im Bereich von kritischen Infrastrukturen sind Risikoanalysen. Das klassische (technische) Risikomodell berechnet das Risiko (R) als das Produkt aus Schadenshöhe (S) und Eintrittswahrscheinlichkeit (W), also R = S * W. Ein Risiko lässt sich demzufolge als Wert in einer Risikomatrix darstellen und auch mit anderen Risiken vergleichen. Im sicherheitspolitischen Prozess spricht man dabei oftmals von Gefährdungsanalyse. Zweck einer solchen ist die Planung der Prävention zur Verringerung der Verletzlichkeit sowie die Planung der Vorsorge zur Bewältigung von Katastrophen und Notlagen. Das Gefährdungspotential berechnet sich analog zur Risikoanalyse aus der Größe des zu erwartenden Schadens einerseits und der Wahrscheinlichkeit des Eintretens des Schadens andererseits. Mit der der Gefährdungsanalyse nachfolgenden Risikobewertung wird festgelegt, welche Schutzziele gelten sollen, d. h. was noch akzeptabel ist und was Maßnahmen erfordert.

Eine solche Analyse beruht immer auf der Annahme, dass Gefahren sowie Wahrscheinlichkeiten objektiv messbar sind. Dabei bleiben die wichtigsten Aspekte der Gefährdung im Grunde genommen unerschlossen. Erstens besteht große Ungewissheit in Bezug auf was wirklich kritisch ist und wie diese Kritikalität zu eruieren ist.[45] Zweitens gibt es Ungewissheit über diverse Aspekte der zu schützenden Infrastruktursysteme.[46] Insbesondere die Interdependenzen zwischen Infrastrukturen stellen Praktiker vor große technische, aber auch analytische Probleme, denn solche Interdependenzen zu erfassen ist für klassische Analysemethoden praktisch unmöglich; ausgeschlossen hiervon sind wohl einzig hochkomplexe Simulationen auf Basis von Agent-Based-Modeling.[47] Der Versuch, mit immer komplexeren Algo-

---

45 Myriam Dunn: „The Socio-Political Dimensions of Critical Information Infrastructure Protection (CIIP)“, in: International Journal for Critical Infrastructure Protection, 1, 2, 3 (2005), S. 58-68.

46 James A. Lewis: Assessing the Risks of Cyber Terrorism, Cyber War and Other Cyber Threats, Washington D.C.: Center for Strategic and International Studies 2002.

47 Myriam Dunn: The Socio-Political Dimensions of Critical Information Infrastructure Protection (CIIP).

rithmen zusätzliches Wissen zu generieren ist ein Paradebeispiel für den Umgang mit spezifischem Nichtwissen.

Drittens gibt es nur marginales Wissen bezüglich Akteuren und ihren Fähigkeiten, so dass es unklar bleibt, wie die Gefahr einer großen Cyber-Attacke einzuschätzen ist. Was wir wissen: In den letzten zehn Jahren haben mehrere Mächte mit globalen Ambitionen begonnen, den Cyberspace in ihre nationale Verteidigungsstrategie zu integrieren und mehr oder weniger laut über den offensiven Cyber-Krieg nachzudenken. Ganz allgemein bleibt das Wissen über Cyber-Waffen und deren Einsatz aber höchst spekulativ. Die Geheimdienste verwenden laut eigener Angaben verschiedenste „weiche" Indikatoren als Hinweis auf mögliche offensive Cyber-Kriegsmittel anderer Staaten.[48]

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Evaluierung fremder Kapazitäten immer spekulativ bleiben muss. Denn anders als im Bereich der Nuklearwaffen lassen sich sowohl die Herstellung, das Testen wie auch die „Lagerung" von Cyber-Waffen optimal verbergen. Gewissheit über ihre Existenz ist unmöglich, denn eine solche würde das Scannen aller Computer und Speichermedien, einschliesslich klassifizierter Systeme, bedingen.[49] Sogar im Fall eines Angriffs ist es ungemein schwierig, die Urheberschaft nachzuweisen, wenn diese verborgen bleiben will (Stuxnet ist ein schönes Beispiel dafür). Wenn, dann dauert eine solche „Attribution" im besten Fall Monate.

Was wir also nicht wissen: Wer Cyber-Waffen hat, wer sie entwickeln will und wird und vor allem, wer sie auch wirklich einsetzen wird. Amerikanische Experten substituieren dieses spezifische Nichtwissen um Akteure und ihre Fähigkeiten durch eine willentliche Verschiebung des Augenmerks auf neue, besser fassbare Kategorien – und unter aktiver Vertuschung des Nichtwissens. Aus diesem Grund wird in der Cyber-Debatte der Fokus nicht auf Akteure und deren Motivation, sondern hauptsächlich auf Verwundbarkeiten von kritischen Infrastruktursystemen gelegt. Darüber hinaus ist die Praxis der Szenarien-

48 CRS Report for Congress: Information Operations, Electronic Warfare and Cyberwar: Capabilities and Related Policy Issues, Washington DC: Congressional Research Service, Updated 5 June 2007.

49 Dorothy E. Denning: „Obstacles and Options for Cyber Arms Controls", (unveröffentlichtes) Konferenzpapier, 22. Juni 2001, Arms Control in Cyberspace, Heinrich Böll Foundation Berlin, *http://faculty.nps.edu/dedennin/publications/berlin.pdf*.

entwicklung ein typisches Beispiel für den Umgang mit spezifischem Nichtwissen: Szenarien werden als unabdingbar für das Risikomanagement angesehen, da sie mögliche Ereignisse oder Entwicklungen beschreiben und somit die Ungewissheiten der Realität scheinbar vermindern.

Europäische Experten hingegen ersetzen Nichtwissen durch bereits bestehende (amerikanische) Narrationen, inklusive der ihnen innewohnenden strategischen Logik, mit eher zweifelhafter Anwendbarkeit im europäischen Umfeld. Denn viele der Annahmen, deren man sich in der Cyber-Kriegs-Debatte bedient, sind die Ängste einer militärischen Supermacht. Die von den USA mit besonderem Argwohn beäugten Cyber-Kapazitäten sind diejenige ihrer Rivalen, der aufsteigenden Macht China und der absteigenden Macht Russland. Die diesbezüglichen Überlegungen folgen einer konventionell-strategischen Logik, was sich auch im Sprachgebrauch niederschlägt: Man bedient sich des Vokabulars der Nuklearstrategie und weitet diese auf die Cyber-Domäne aus. Die Hauptfrage dabei ist, ob die Cyber-Komponente das gegenwärtige internationale Machtgefüge zu Ungunsten der USA verändern könnte, sei es als ‚Streitkräfte-Verstärker' oder als generelles Abschreckungsmittel.[50]

Im europäischen Kontext wird durch diesen Umgang mit Nichtwissen die Möglichkeit einer breiteren Debatte über Sinn und Unsinn solcher Gefahrenperzeptionen verunmöglicht oder zumindest stark erschwert. Dabei sollte jeder Staat, der den gegen ihn gerichteten bewaffneten Konflikt als unwahrscheinlich erachtet, guten Gewissens den Cyber-Krieg ebenfalls als unwahrscheinlich ansehen; sei es als Kernelement einer lang angelegten militärischen Operation oder in Form eines gegnerischen Angriffs auf Datennetzwerke oder Infrastrukturen.

NICHT-UMGANG MIT UNSPEZIFISCHEM NICHTWISSEN

In der hier betrachteten Generierung von Narrationen durch Sicherheitsexperten wird die zweite Kategorie von Nichtwissen negiert – beziehungsweise befindet sich gewissermaßen selber in der Domäne des

50 Martin C. Libicki: Cyberdeterrence and Cyberwar, Santa Monica: RAND Corporation 2009.

unspezifischen Nichtwissens. Dies ist erklärbar vor dem Hintergrund eines Bedürfnisses nach gesichertem Wissen, welches die Experten bereitstellen sollen und auch wollen. Die Negierung des unspezifischen Nichtwissens ist tatsächlich bereits in die Grundidee einer Risiko- oder Gefährdungsanalyse eingebaut: Zum einen besteht der Anspruch an die Risikoanalyse, dass Resultate geliefert werden, aufgrund derer die als höchstes Risiko eingeschätzten Gebiete eruiert und Pläne zum optimalen Schutz entwickelt werden können. Zum anderen werden so die Ergebnisse in einer Art und Weise aufbereitet, die das Bild einer durch Risikomanagementstrategien bewältigbaren Welt zeichnen.

Und doch wird auch die perfekteste Cyber-Sicherheitsstrategie der Welt nicht dazu führen, dass der digitale Raum gefahrenfrei wird. Der Schutz kann noch so vielfältig und gut sein, Cyber-Kriminalität wird ein Problem bleiben, wie auch die Cyber-Spionage. 100% Sicherheit kann nicht hergestellt werden. Es lässt sich auch nicht ausschließen, dass es zu größeren Störungen in der kritischen Infrastruktur kommen wird, sei es aufgrund von spontanen technischen Störungen oder aufgrund menschlicher Eingriffe. Die umfassende Gewährleistung von Sicherheit durch den Staat ist angesichts der Vielfalt, der Komplexität und der Unvorhersehbarkeit moderner Risiken ohnehin längst nicht mehr möglich (wenn sie es je war).

Gesellschaften müssen also lernen, in pragmatischer Art und Weise mit dieser Unsicherheit zu leben, während der Staat die Verpflichtung hat, sein Möglichstes und Bestes zu geben, um diese Probleme zum Wohle der Allgemeinheit zu minimieren, aber ebenso lernen muss, die Grenzen des Möglichen zu kommunizieren. Durch die Generierung von Narrationen in der erzählten Katastrophe unter Negierung von Nichtwissen wird im schlimmsten Fall die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe erhöht: Denn eine Situation wird erst zur Katastrophe, wenn die Intransparenz der Gefährdungssituation, ein unspezifisches Nichtwissen, nicht als solches kommuniziert wird.[51]

51 K. Japp: Zur Soziologie der Katastrophe, S. 80.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Selbstverständlich soll und muss sich die Sicherheits- und Verteidigungspolitik auch mit sogenannten Worst-Case-Szenarien, also zum Beispiel dem TEOTWAWKI befassen. Aber Worst-Case-Überlegungen dürfen nie auf Kosten anderer, weitaus wahrscheinlicherer bzw. bereits aktueller Phänomene gehen oder zu einer Verzerrung des Bedrohungsbildes führen. Denn: Falls Worst-Case-Vorfällen, die sich immer durch ein sehr hohes Schadensausmaß auszeichnen, trotz ihrer extrem kleinen Eintrittswahrscheinlichkeit ein zu großes Gewicht beigemessen wird, tritt die Frage nach eben dieser Wahrscheinlichkeit in den Hintergrund und mit ihr auch die Forderung nach Beweisen, dass hinter diesen Szenarien nicht nur Spekulationen, sondern auch reale Bedrohungen stecken.

Dies weist auf die Notwendigkeit eines reflexiven Verständnisses und eines bewussten Umgangs mit Nichtwissen beider Gattungen innerhalb von Expertengruppen (und in der Politik) hin. An Vorsorge orientierte Politik darf sich der Problematik von Nichtwissen nicht entziehen. Neben der Bearbeitung von mehr oder weniger wohldefinierbaren Risiken muss untersucht werden, was nicht gewusst und nicht vorhergesehen wird. Darüber hinaus muss in diesem Prozess die Frage gestellt werden, weshalb es nicht gewusst wird, wie unter Bedingungen des Nichtwissens gehandelt und entschieden werden soll und wie Nichtwissen kommunikativ vermittelt werden kann.[52] Den Inhalten von Katastrophennarrationen kommt vor allem beim letzten Punkt eine wichtige Rolle zu.

In diesem Kapitel wurde aufgezeigt, wie die Problematik des Nichtwissen-Könnens explizit häufig bereits Teil der öffentlichen Cyber-Narrationen ist. Nichtwissen sollte jedoch nie als Katalysator und Beweis für die Notwendigkeit von zusätzlichen Sicherheitsanstrengungen verstanden und eingesetzt werden. Ein Verständnis für die Regeln der Sicherheitspolitik mit Verweis auf bestehende Katastrophennarrationen ist dabei zentral, denn ein solches lässt die Beobachtung

---

52 Stefan Böschen: „Reflexive Wissenspolitik: Zur Formierung und Strukturierung von Gestaltungsöffentlichkeiten" in: Bogner, Alexander/Torgersen, Helge (Hgg.), Wozu Experten? Ambivalenzen der Beziehung von Wissenschaft und Politik, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 241-263.

zu, dass ebendiese Regeln eine Übertreibung der Gefahrenlage begünstigen, gar fördern, aber dass diese Übertreibung der Lösung der Problematik nicht förderlich ist. Durch eine ausbalanciertere Darstellung könnte zum Beispiel dem Umstand entgegengewirkt werden, dass die in den Szenarien beschriebenen apokalyptischen Ereignisse aufgrund ihrer Form und Intensität jegliche Vorsorgeplanung eigentlich von vornherein zum Scheitern verurteilen und dass durch die Darstellung der Katastrophe als überaus schrecklich und allumfassend eine ungesunde Priorität der Prävention ganze Gesellschaften in den Zustand des Konjunktivs versetzt.[53]

Dadurch, dass die Angst vor TEOTWAWKI während Jahren so weit gestreut wurde, befindet sich die Gesellschaft in einem Zustand der abwartenden Daueralarmierung. Jeder Vorfall wird zwar mehr oder weniger stark von den durch die Szenarien geformten Erwartungen in Bezug auf Ausmaß und Schrecklichkeit abweichen, diesem Zustand aber dennoch nicht Abhilfe leisten. Vielmehr werden diese Vorfälle, ganz gemäß der Logik, mit der mit Nichtwissen umgegangen wird, weiterhin dafür verwendet werden, das „es hätte noch viel schlimmer sein können“ dem „seht ihr, es ist ja gar nicht so schlimm“ vorzuziehen. Die „erzählte Katastrophe“ sollte jedoch nicht als Beweis für die Notwendigkeit von außerordentlichen Maßnahmen verstanden werden und als Geldmaschine für eine „Industrie“ der Angstmache fungieren können. Vielmehr sollte sie als Bild dafür verwendet werden, dass die Katastrophe eben noch nicht eingetreten ist und jeder Gesellschaft deshalb zahlreiche Handlungsoptionen offen stehen. So wird der gegenwärtige Cyber/Un/Sicherheits-Diskurs nicht mehr vor allem zusätzliche und fortwährende Unsicherheit (mit-)schaffen, sondern Wege aufzeigen können, wie in einer zunehmend komplexen und vernetzten Welt ein gesundes Maß von Sicherheit angestrebt und auch erreicht werden kann.

53 U. Beck: Weltrisikogesellschaft.

LITERATUR

Arquilla, John: „The Great Cyberwar of 2002“, in: Wired 6, 2 (1998). *http://www.wired.com/wired/archive/6.02/cyberwar.html*

Baudrillard, Jean: L’échange symbolique et la mort, Paris: Gallimard 1976.

Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.

Beck, Ulrich: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007.

Böschen, Stefan: „Reflexive Wissenspolitik. Zur Formierung und Strukturierung von Gestaltungsöffentlichkeiten“, in: Alexander Bogner/Helge Torgersen (Hgg.), Wozu Experten? Ambivalenzen der Beziehung von Wissenschaft und Politik, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 241-263.

Bundesministerium des Innern: Cyber Sicherheitsstrategie für Deutschland, Berlin 2011.

Buzan, Barry/Wæver, Ole/de Wilde, Jaap: Security. A New Framework for Analysis, Boulder: Lynne Rienner 1998.

Clarke, Lee: Worst Cases. Terror and Catastrophe in the Popular Imagination, Chicago: University of Chicago Press 2006.

Clarke, Richard/Knake, Robert: Cyber War. The Next Threat to National Security and What to Do About It, New York: Ecco 2010.

Conway, Maura: „Media, Fear and the Hyperreal. The Construction of Cyberterrorism as the Ultimate Threat to Critical Infrastructures“, in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian Søby Kristensen (Hgg.), Securing the Homeland: Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security, London: Routledge 2008, S. 109-129.

CRS Report for Congress: Information Operations, Electronic Warfare and Cyberwar. Capabilities and Related Policy Issues, Washington DC: Congressional Research Service, Updated 5 June 2007.

De Goede, Marieke: „Beyond Risk: Premediation and the Post-9/11 Security Imagination“, in: Security Dialogue 39, 2-3 (2008), S. 155-176.

Debrix, François: „Cyberterror and Media-induced Fears: The Production of Emergency Culture“, in: Strategies 14, 1 (2001), S. 149-168.

Debrix, François/Barder, Alexander: „Nothing to Fear but Fear. Governmentality and the Biopolitical Production of Terror“, in: International Political Sociology 3, 4 (2009), S. 398-413.

Deibert, Robert/Rohozinski, Rafal: „Risking Security. Policies and Paradoxes of Cyberspace Security“, in: International Political Sociology 4 (2010), S. 15-32.

Denning, Dorothy E.: „Obstacles and Options for Cyber Arms Controls“, (unveröffentlichtes) Konferenzpapier, 22. Juni 2001, Arms Control in Cyberspace, Heinrich Böll Foundation Berlin, *http://faculty.nps.edu/dedennin/publications/berlin.pdf.*

Dunn Cavelty, Myriam: „Cyber-Terror – Looming Threat or Phantom Menace? The Framing of the US Cyber-Threat Debate“, in: Journal of Information Technology and Politics 4, 1 (2007), S. 19-36.

Dunn Cavelty, Myriam: Cyber-Security and Threat Politics: US Efforts to Secure the Information Age, London: Routledge 2008.

Dunn Cavelty, Myriam/Kristensen, Kristian Soby: „Introduction. Securing the Homeland – Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security“, in: dies. (Hgg.), The Politics of Securing the Homeland. Critical Infrastructure, Risk and Securitisation, London: Routledge 2008, S. 1-14.

Dunn Cavelty, Myriam/Brönnimann, Gabriel: „E-mail für Dich“, in: Böll Thema 3 (2011), Grenzenlos illegal – Transnationale organisierte Kriminalität, S. 9-10.

Dunn, Myriam: „The Socio-Political Dimensions of Critical Information Infrastructure Protection (CIIP)“, in: International Journal for Critical Infrastructure Protection 1, 2/3 (2005), S. 58-68.

Embar-Seddon, Ayn: „Cyberterrorism. Are we Under Siege?“, in: American Behavioral Scientist 45, 6 (2002), S. 1033-1043.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

Godard, Olivier et al.: Traité des nouveaux risques: précaution, crise, assurance, Collection folio actuel, Paris: Gallimard 2002.

Gorman, Siobhan/Barnes, Julian: „Cyber Combat“. Act of War – Internet Crime Complaint Center: 2010 Internet Crime Report, Washington DC: The National White Collar Crime Center 2011.

Jaeger, Mark Daniel: „The Psychology of Securitization: Pragmatics of Risks, Threats, and Socially Shared Cognition“, Unveröffentlichtes Konferenzpapier, Zürich 2011.

Japp, Klaus P.: „Zur Soziologie der Katastrophe“, in: Lars Clausen/Elke M. Geenen/Elisio Macamo (Hgg.), Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen, (Konflikte, Krisen und Katastrophen – in sozialer und kultureller Sicht, Bd. 1), Münster: LIT Verlag 2003, S. 77-90.

Laqueur, Walter: The New Terrorism: Fanaticism and the Arms of Mass Destruction, Oxford: Oxford University Press 1999.

Lewis, James: Assessing the Risks of Cyber Terrorism, Cyber War and Other Cyber Threats, Washington D.C.: Center for Strategic and International Studies 2002.

Libicki, Martin: Cyberdeterrence and Cyberwar, Santa Monica: RAND Corporation 2009.

McLean, Craig/Patterson, Alan/Williams, John: „Risk Assessment, Policy-Making and the Limits of Knowledge. The Precautionary Principle and International Relations“, in: International Relations 23, 4 (2009), S. 548-566.

Melde- und Analysestelle Informationssicherung (MELANI) (Hg.): Informationssicherung – Lage in der Schweiz und International. Halbjahresbericht 2010 (Juli – Dezember), Informatikstrategieorgan Bund: Bern 2011.

Metzger, Jan: „The Concept of Critical Infrastructure Protection (CIP)“, in: Alyson Bailes/Isabelle Frommelt (Hgg.), Business and Security: Public-Private Sector Relationships in a New Security Environment, Oxford: Oxford University Press 2004, S. 197-209.

Panzer, Gerhard: Kairos der „Risikogesellschaft“. Wie gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen mit technischer Unsicherheit umgehen, Kassel: Kassel University Press 2001.

„Pentagon Sets Stage for U.S. to Respond to Computer Sabotage With Military Force“, in: The Wall Street Journal vom 31.05.2011.

Perrow, Charles: Normal Accidents. Living with High-Risk Technologies, New York: Basic Books 1984.

Pollard, Neal: „Indications and Warning of Infrastructure Attack“, in: Lars Nicander/Magnus Ranstorp (Hgg.), Terrorism in the Information Age. New Frontiers?, Stockholm: National Defence College 2004, S. 41-57.

Pollitt, Mark M.: „Cyberterrorism: Fact or Fancy?“, in: Computer Fraud and Security 2 (1998), S. 8-10.

President's Commission on Critical Infrastructure Protection: Critical Foundations: Protecting America's Infrastructures, Washington, DC: US Government Printing Office 1997.

Rieger, Frank: „Trojaner „Stuxnet": der digitale Erstschlag ist erfolgt", in FAZ.net vom 22.09.2010.

Sandwell, Barry: „Monsters in Cyberspace. Cyberphobia and Cultural Panic in the Information Age", in: Information, Communication & Society 9, 1 (2006), S. 39-61.

Slovic, Paul/Fischhoff, Baruch/Lichtenstein, Sarah: „Why Study Risk Perception?", in: Risk Analysis 2, 2 (1982), S. 83-93.

Verton, Dan: Black Ice. The Invisible Threat of Cyberterrorism, New York: McGraw Hill 2003.

Viehöver, Willy: „Die Klimakatastrophe als ein Mythos der reflexiven Moderne", in: Reiner Keller et al. (Hgg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band I: Theorien und Methoden, Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 247-286.

Viehöver, Willy: „Diskurse als Narrationen", in: Reiner Keller et al. (Hgg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band I: Theorien und Methoden, Opladen: Leske + Budrich, 2001, S. 177-206.

Virilio, Paul: Original Accident, Cambridge: Polity Press 2007.

Williams, Michael J.: „(In)Security Studies, Reflexive Modernization and the Risk Society", in: Cooperation and Conflict 43, 1 (2008), S. 57-79.

Winner, Langdon: „Trust and Terror: The Vulnerability of Complex Socio-technical Systems", in: Science as Culture 13, 2 (2004), S. 155-172.

Inszenierte Katastrophen

Zur Genese der Übung im Bevölkerungsschutz und ihren gegenwärtigen Formen

NILS ELLEBRECHT, MARKUS JENKI, STEFAN KAUFMANN

1. EINLEITUNG

Der Herausgeber eines internationales Handbuchs zu Risikoanalyse und -management, das Expertisen aus Militär, Geheimdienst, Polizei, Zivilschutz, sowie von Infrastrukturbetreibern, Finanz- und Versicherungsunternehmen versammelt, steigt mit einem Verweis auf die Diagnosen von Anthony Giddens *Runaway World* und Ulrich Becks *Risikogesellschaft* ein.[1] Ein enorm beschleunigter Wandel auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, Globalisierungsdynamiken und vor allem zunehmende systemische und infrastrukturelle Verflechtungen bestimmten die gegenwärtige Risikolage: die Zukunft sei unsicherer denn je. „Uncertainty" lautet der Schlüsselbegriff zur Lagebestimmung sowohl in prominenter soziologischer Diagnose wie im Blick von Sicherheitsexperten. Diese Lagebestimmung knüpft an eine Unterscheidung an, die Frank Knight 1921 ins Spiel gebracht hatte: die zwischen „Unsecurity" und „Uncertainty", zwischen Risiken, die der probabilistischen Kalkulation zugänglich sind und solchen, die es nicht

1 Beat Habegger (Hg.): International Handbook on Risk Analysis and Management. Professional Experiences, Zürich: ETH Zürich 2005, S. 13; Anthony Giddens: Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001; Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.

sind.[2] Für die Theorie reflexiver Modernisierung markiert diese Differenz den Unterschied zwischen „alten" und „neuen Risiken", wie sie etwa mit der Atomtechnologie, der Gentechnologie oder mit Finanzmärkten verbunden seien. Wo in der Moderne die Kalkulierbarkeit dominierte, herrsche in einer reflexiv gewordenen Moderne Unsicherheit im Sinne von „Uncertainty". Die Möglichkeiten, Zukunft zu planen und für die Zukunft zu planen, haben sich radikal geändert; im Modus klassischer Risikokalkulation – für die prototypisch die Wahrscheinlichkeitsrechnung und die Versicherung stehen – sei dies nicht mehr möglich.[3]

Seit den späten 1990er Jahren und spätestens seit 9/11 steigt unter dem Label ziviler Sicherheit – bzw. „homeland security" oder „societal security" – eine Kultur der „Preparedness"[4] auf, in deren Rahmen heterogene Bedrohungen, Gefahren und Risiken zusammengefasst werden, die von Terrorismus über technologische Risiken atomarer, biologischer und chemischer Natur bis zu extremen Naturereignissen, Stürmen, Pandemien, Erdbeben usw. reichen.[5] Im Kern dieser neuen Sicherheitskultur stehen Interventionen, um sich auf Risiken vom Typus „low probability, high impact" einzustellen, also genau auf den Typus von Risiken, der als nicht versicherbar oder zumindest kaum

2 Frank Knight: Risk, Uncertainty and Profit, Washington D.C.: Cosimo 2002 [1921].

3 Vgl. insbes. Ulrich Beck: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 40-45, zuletzt Wolfgang Bonß: „(Un-)Sicherheit in der Moderne", in: Peter Zoche/Stefan Kaufmann/Rita Haverkamp (Hgg.), Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken, Bielefeld 2010, S. 43-69.

4 Stephen J. Collier/Andrew Lakoff: „The vulnerability of vital systems: how ‚critical infrastructure' became a security Problem", in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian Søby Kristensen (Hgg.), Securing the Homeland. Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security, London: Routledge Chapman & Hall 2008, S. 17-39.

5 Vgl. auch Stefan Kaufmann: „Zivile Sicherheit. Vom Aufstieg eines Topos", in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.): Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert (Leviathan Sonderband 25/2010), Wiesbaden: VS 2011, S. 101-123.

versicherbar gilt. Neue Modi und Techniken der Risikoanalyse und des Risikomanagements entstehen und bisher randständige avancieren zu zentralen Verfahren, wobei sich der Fokus von Praktikern wie von Beobachtern insbesondere auf die Szenariotechnologie richtet. Szenarienbasierte Übungen arbeiten damit, potentiell katastrophale Ereignisse anhand vorstrukturierter Handlungsplots durchzuspielen. Damit gehe – so betonen viele Beobachter – eine Abkehr von bisher dominanten Formen einher, Wissen über die Zukunft zu erlangen: Szenarien in aktuellen Übungsformen vom Typ Simulation setzen nicht am Wahrscheinlichen, auch nicht an der Erfahrung, sondern am Möglichen an.[6] Die epistemische Differenz ist idealtypisch zu verstehen: was als möglich erscheint, ist schließlich nicht völlig unabhängig von Plausibilität und von Erfahrung zu denken. Die tendenzielle Abkehr vom Wahrscheinlichen und von der Erfahrung setzt an zwei Momenten an. Zum einen werden Szenarien vom Typus „low probability, high impact" geprobt[7], zum anderen wird, auch wenn die Szenarien an Ereignisse anknüpfen, die tatsächlich stattgefunden haben, ein erweiterter Horizont möglicher Konsequenzen durchgespielt, der Ungewissheiten im

---

6 Diese epistemische Differenz betont schon mit Blick auf die Szenarienentwicklung in den 1960er Jahren Claus Pias: „Abschreckung denken. Herman Kahns Szenarien", in: ders. (Hg.), Abwehr. Modelle – Strategien – Medien, Bielefeld 2009, S. 169-188. Sie manifestierte sich in den Planungen für einen eskalierenden Atomkrieg, für den es eben keine Erfahrung geben konnte und dessen strategisch-taktischer Verlauf sich auch nicht mit den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der *Operation Research*, wie man sie etwa für die Luft- oder Panzerkriegführung kannte, erfassen ließ. Vgl. für gegenwärtige Entwicklungen vor allem: Stephen J. Collier: „Enacting catastrophe: preparedness, insurance, budgetary rationalization", in: Economy and Society 37 (2008), S. 224-250; Sven Opitz u. Ute Tellmann: „Katastrophale Szenarien: Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie", in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, S. 27-52.

7 So etwa lag der vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe geleiteten Krisenübung LÜKEX 2004 das Szenario zugrunde, dass zeitgleich zu einem zweiwöchigen großflächigen Stromausfall an verschiedenen Orten Terroranschläge verübt werden.

Zusammenspiel heterogener Akteure durcharbeitet.[8] Die Inszenierungen extremer Ereignisse stellen insofern keine Abkehr von rationalen Zugängen zur Zukunft dar, sondern eine andere epistemische Form, Ungewissheit zu reduzieren, indem sie das potentiell Katastrophische erlebbar machen, und eine Art Gefahrensinn trainieren, sich prinzipiell auf radikale Überraschungen einzustellen.

Wo die Differenz betont wird, bleibt in aller Regel unterbelichtet, dass der Übergang von Unsicherheit zu Ungewissheit kein radikaler ist, sondern ein gradueller, dass das Sicherheitsmanagement immer schon in der einen oder anderen Weise mit Ungewissheit beschäftigt war.[9] Wenn man Szenariotechnologien als „enactment-based knowledge“[10] – als ein Wissen, das durch Vorführung, durch Inszenierung entsteht – begreift, sind Szenarien nicht nur in die Reihe analytischer Werkzeuge, sondern ebenso in die lange Geschichte von Übungen zu stellen, schließlich gelten sie nicht nur als Mittel kognitiver Erkenntnis, sondern ebenso als Praxis, der immer auch ein Moment des Erlebens und Gewöhnens, der Habitualisierung innewohnt.

Um der Funktionsweise eines „enactment-based knowledge“ auf die Spur zu kommen, setzen die folgenden Ausführungen an zwei Stellen an: Sie untersuchen zum einen am Beispiel der Feuerwehr die Entstehung dieses Typus der Wissenserzeugung qua Übung im Kontext der Genese des organisierten Bevölkerungsschutzes.[11] Zum anderen wird eine systematische Skizze unterschiedlicher Formen der Übung im Bevölkerungsschutz vorgestellt, die vom Drill bis szenarienbasierten Simulationen reicht. Die Ausführungen verfolgen drei Ziele: Erstens wird dargelegt, dass „enactment-based knowledge“ in vielfältiger Weise als Versicherungsstrategie zu denken ist. Die Übung

---

8 Vgl. Ben Anderson/Peter Adey: „Affect and security: exercising emergency in ‚UK civil contingencies‘“, in: Environment and Planning D: Society and Space 29 (2011), S.1092-1109, hier S. 1099.

9 Beat Habegger: „Current Practices and Future Challenges of Risk Analysis and Management“, in: ders. (Hg.), International Handbook, S. 203-213, hier S. 209f.

10 S. Collier: Enacting catastrophe, S. 225.

11 Die Feuerwehr ist zumindest was die analytische Durchdringung von Übungen angeht die Leitorganisation im Bereich Bevölkerungsschutz – in administrativer Diktion würde man von „nicht-polizeilicher“ und „nicht-militärischer Gefahrenabwehr“ sprechen.

erzeugt inkorporiertes Wissen und Handlungssicherheit bei Rettungskräften, ihr entspringt experimentelles Wissen zur Überprüfung von Leistungsfähigkeit auf organisatorischer Ebene (Material, Prozesse, Personen) und sie soll Gewissheit bei der Bevölkerung erzeugen, dass Gefährdungen beherrschbar sind. Zweitens werden idealtypisch unterschiedliche Übungsformen – jede stellt für sich eine eigene Form von „enactment-based knowledge" dar – beschrieben und voneinander abgegrenzt. Die Abfolge unterstellt eine Logik der Steigerung: Wenn in den Übungsformen immer komplexere Probleme bearbeitet, immer weitere Folgen und Reaktionen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und Ebenen in Übungen einbezogen werden, steigert sich der Zugriff der Planungsrationalität enorm wie auch der Stress, um Resistenz zu erzeugen und Routine zu trainieren. Die Grenze zwischen (unbeherrschbarer/unerwarteter) Katastrophe und (beherrschbarer) Großschadenslage wird sukzessiv verschoben – die Übung dient dazu, zukünftige bedrohliche Ereignisse eben nicht zur nicht bewältigbaren Katastrophe werden zu lassen.[12] Drittens wird zumindest punktuell herausgearbeitet, dass man nicht von einer linearen Entwicklung sukzessive ausgreifender Handlungskompetenz für Krisenfälle ausgehen kann – vielmehr sind immer wieder Paradoxien und Folgeprobleme zu beobachten, die mit einer Ausdifferenzierung von Übungsformen einhergehen.

---

12 Vgl. B. Anderson/P. Adey: Affect and Security, S. 1093f. Im englischen wird zwischen „catastrophe" und „disaster" unterschieden. Präzise definieren lassen sich die Begriffe und die Grenze allerdings nicht. Die Unklarheit beginnt bereits mit der Frage, was die Differenzierungskriterien sein sollen: etwa Daten wie Opferzahlen, Schadenshöhen und ähnliches; das Maß in dem Sinndeutungen und Weltorientierung betroffen sind; oder das Ausmaß von Handlungs- und Bewältigungskapazitäten von Behörden, Gemeinden und Betroffenen, das der politisch-juridischen Definition von Katastrophen zugrunde liegt. Die Verschiebung der Grenze jedenfalls gilt für alle genannten Aspekte der Unterscheidung.

2. FEUERWEHR: DIE ÜBUNG AUS DEM GEIST DER ORGANISATION

Die innerhalb der Mauern der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt wütende Feuersbrunst ist Symptom und Schrecken der Urbanisierung. Neben Seuche, Hungersnot und Krieg ist der Stadtbrand die vierte Allgemeingefahr, die innerhalb kurzer Zeit das städtische Leben zerstören konnte.[13] Angesichts der Gefahr, die vom Feuer für die dicht bebaute, stetig wachsende Stadt ausging, kann die Entwicklung von umfangreichen Regelwerken, den „Feuer-Ordnungen", nicht überraschen.[14] Wenn auch die Menschheitsgeschichte ohne die Technologie Feuer kaum denkbar ist,[15] so blieb der Umgang mit Feuer doch stets riskant und stellte eine ernsthafte Herausforderung für die städtische Gemeinschaft dar. Feuer-Ordnungen regelten den Umgang mit

13 Cornel Zwierlein hat in *Der gezähmte Prometheus* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011) zuletzt neue Befunde vorgestellt, die historische Brandkonjunkturen erklären helfen (S. 73-199). Zunächst unterstreichen seine Angaben einen direkten Zusammenhang zwischen klimatischen Hitze- und Dürreperioden und Kriegen auf der einen Seite und der Häufigkeit von Stadtbränden auf der anderen Seite, allerdings nur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Auch durch den Einfluss einer sich dann verändernden Kriegführung ging die Zahl der Stadtbrände nun zurück (S. 100f.) und stieg erst vor dem Hintergrund protoindustrieller Einwicklungen im 19. Jahrhundert erneut an. Gemessen an der steigenden Einwohnerzahl der Städte nahm die Anzahl der Stadtbrände – in der Forschung wird vom *fire gap* gesprochen – allerdings schon seit dem 18. Jahrhunderts ab. Am Beispiel Stadtbrand zeigt Zwierlein wie die „normale Sicherheitsgesellschaft" entsteht, die den „normalen vormodernen Ausnahmefall des Brandunglücks nun als völlige Umkehrung der Normalität, der Kata-strophé, erscheinen lässt" (S. 362). In Auseinandersetzung mit der Arbeit François Ewalds wird der These nachgegangen, dass dem neuzeitlichen Katastrophenkonzept, Risikodenken und Versicherungstechnologien die Konstruktion der Normalität geschichtlich vorangeht.

14 Wolfgang Hornung: Feuerwehrgeschichte, Stuttgart: Kohlhammer 1990. S. 125.

15 Heinrich Popitz: Aufbruch zur artifiziellen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik, Tübingen: Mohr 1995.

Feuer und geben als historische Quelle einen anschaulichen und detaillierten Einblick in die räumlichen, materialen und sozialen Strukturen der frühneuzeitlichen Stadt.[16] Wie in den Residenzstädten Berlin und Köln a. d. Spree, deren Feuer-Ordnung auf das Jahr 1660 zurückgeht, waren sie häufig Teil der Policey-Ordnung.[17] Ihr Kontrollinteresse bezog sich zuvorderst auf die zahlreichen häuslichen wie betrieblichen Feuerstellen, deren Anzahl mit steigender Einwohnerzahl zunahm und deren Gefahrenpotential man einzudämmen suchte. Die Regelungen bezogen sich auf die räumliche Anordnung und materiale Gestaltung, also auf die technische Auslegung von Feuerstellen, sowie auf das Verhalten der Bewohner. Jährlich stattfindende Kontrollgänge durch die Feuerpolicey, die Feuerbeschau, und strenge Strafkataloge sollten für die Einhaltung der Regeln sorgen, die Einwohner zu einem umsichtigen Umgang mit dem Feuer erzogen werden. Die Maßnahmen zielten vor allem auf Vorbeugung, auf die Verhinderung von Bränden.

Eine organisierte Feuerwehr – somit auch der Begriff Feuerwehr – war bis in das 19. Jahrhundert unbekannt.[18] Nicht nur der präventiv ausgerichtete Feuerschutz, auch die Brandbekämpfung nahm bis dahin die gesamte städtische Einwohnerschaft mit ihren privaten Gerätschaften und Infrastrukturen (Brunnen) in die Pflicht. Neben vorbeugenden, auf Verhinderung zielenden Maßnahmen enthielt die obrigkeitliche Feuer-Ordnung auch Regelungen, die vorsorgender Natur waren. Grundsätzlich bezogen diese jeden Einwohner mit ein; die Stadt wurde nicht nur als passive, sondern als aktive Gefahrengemeinschaft gesehen, die sich im Brandfall zu bewähren hatte. Man folgte „im wesent-

16 Für Münster vgl. Maria Horstkötter: Feuerschutz, Brandbekämpfung und Schadensvergütung in Münster vom 16.-18. Jahrhundert, Münster 1941.

17 Obwohl die „Policey-Ordnungen" der Frühen Neuzeit in den letzten zwei Jahrzehnten zum Gegenstand einer Vielzahl von ordnungsgeschichtlich interessierten Arbeiten geworden sind, liegt u. W. noch keine Arbeit vor, die die enthaltenden Feuerordnungen gesondert untersucht. Ebenso sieht es C. Zwierlein: Der gezähmte Prometheus, S. 155, mit weiteren Literaturangaben. Städtische Brandabwehrübungen waren in den Verordnungen bereits angedacht, wurden aber nur selten durchgeführt.

18 Vorläufer gab es allerdings; zu denen des Römischen Reiches vgl. Renate Lafer: Omnes collegiati, „concurrite"! Brandbekämpfung im Imperium Romanum, Frankfurt a. M.: Lang 2001.

lichen einem schlichten Leitsatz: Alle müssen helfen!“[19] Allerorts war es Pflicht, Feuereimer vorzuhalten und bei Alarm mit ihnen zum Brand zu eilen. Vielfach galt diese Pflicht – wenn ihr auch kaum noch nachgekommen wurde – bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts und wurde erst mit dem Auf- und vollständigen Ausbau städtischer Wasserinfrastrukturen abgeschafft. So besehen handelt es sich bei den „Feuer-Ordnungen“ eher um „Wasser-Ordnungen“, denn die aqualogistische Herausforderung war im Brandfall enorm. Um sie zu meistern, stütze man sich weitgehend auf die berufsständische Sozialstruktur. Die Policey-Ordnungen bestimmten in detaillierter Form verschiedenste Berufsgruppen dazu, ihre handwerklichen Fähigkeiten oder ihr Handwerkszeug in die Brandbekämpfung einzubringen. Diese arbeitsteilige Gliederung umfasste nicht nur den Dienst von „Pumpenbrüdern“ und „Brandmeistern“, sondern regelte auch, wer was – Leitern, Spritzen, Haken, Pferde – zum Einsatzort zu schaffen und zu gebrauchen hatte. Die Eindämmung der Feuergefahr erfolgte einer Art gestreuter Sicherheitskultur, die Brandbekämpfung folgte einer Logik „verteilter Sicherheit“ – die Eindämmung sollte in Alltagsroutinen integriert, die Bekämpfung in gemeinschaftlicher Aktion erfolgen.

In den deutschen Ländern stand die traditionelle Feuer-Ordnung spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Frage; besonders die Brandabwehr galt nun als mangelhaft. Beeinflusst durch die Pariser Feuerwehr – die bereits ein Jahrhundert zuvor gegründet „Pompier-Corps“ werden in den Quellen oft als Vorbild und Studienobjekt genannt – entstehen zu dieser Zeit vermehrt Freiwillige Feuerwehren. In der Genealogie dieser Feuerwehren kreuzen sich vier Entwicklungen, die kurz dargestellt werden sollen: Liberale Bewegung, Industrialisierung, neue Formen urbaner Architektur und Organisation als übergreifendes Dispositiv.

Die Freiwillige Feuerwehr als modernes Phänomen

Freiwillige Mitgliedschaft in den neuen Feuerwehren und liberaler Geist gehen Hand in Hand, in ihnen manifestiert sich die explizite

19 Tobias Engelsing: Im Verein mit dem Feuer. Die Sozialgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr von 1830 bis 1950, Konstanz: Faude 1990, S. 11. Der vorliegende Abschnitt verdankt der Darstellung von Engelsing viele Einsichten und Anregungen.

Abwehr von obrigkeitlichen Reglementierungen und Sanktionen der Policey. Auf die Binnenstruktur sollte dies freilich nicht durchschlagen: Sieht man von Organisationen ab, die auf Gewalt oder kriminelle Handlung abzielen, dürfte nirgendwo sonst die betonte Freiwilligkeit der Mitgliedschaft und das ehrenamtliche Engagement in derart scharfem Kontrast zur Strenge der Hierarchie, des Gehorsams und der Disziplin stehen wie bei der Feuerwehr.[20]

Im Zuge der Industrialisierung und dem Wandel des Städtebaus sieht man sich neuen Problemen gegenüber. Mit der Industrie zogen neue Feuergefahren ins städtische Leben ein, die urbane Architektur wuchs ins Vertikale. Brandbekämpfung musste nun auch in höheren Lagen geleistet werden. Technisch bedeutet dies, an Spritzen, Schläuchen und vor allem Leiterkonstruktionen zu arbeiten, organisatorisch führte es zur Ausbildung von Steigertrupps. Für diese war körperliche Leistungsfähigkeit Voraussetzung: junge Männer, die ihre körperliche Fitness überwiegend in Turnvereinen erlangt hatten, bestimmten das Bild der Feuerwehr. Mehr noch: die Übung wurde nicht nur für Turner, sondern auch für Steigertrupps zur zentralen Qualifikationsform. Mit dem Steigerhaus differenzierte sich schließlich ein eigener Übungsort aus: ein nachgebautes Stadthaus, das von seiner eigentlichen Funktion entbunden und als Übungsort einer neuen Funktion zugeführt wird.

Im Zentrum der Transformation steht ein neuer Rationalitätstypus: die Organisation. Das 19. Jahrhundert kennzeichnet ein Boom von Organisationsgründungen.[21] In heterogensten Feldern und vor unterschiedlichsten Problemwahrnehmungen erschien auch die organisa-

---

20 Die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft hat allerdings ihre Grenzen. Bei zu geringer Stärke der Freiwilligen Feuerwehr können Bürger noch heute gegen ihren Willen zum Dienst bei der Feuerwehr verpflichtet werden.

21 Zur historischen Soziologie der Organisation vgl. Michael Bruch/Klaus Türk: „Das Organisationsdispositiv moderner Gesellschaft", in: Klaus-Dieter Altmeppen/Thomas Hanitzsch/Carsten Schlüter (Hgg.), Journalismustheorie. Next Generation. Soziologische Grundlegung und theoretische Innovation, Wiesbaden: VS Verlag 2007, S. 263-280 und Klaus Türk/Thomas Lemke/Michael Bruch: Organisation in der modernen Gesellschaft. Eine historische Einführung. Wiesbaden: VS-Verlag 2002.

tionale Bewältigung des Notfalls als wegweisende Strategie, um künftige Herausforderungen effizient und produktiv zu meistern.[22]

Erst mit der Gründung der Freiwilligen Feuerwehren kann davon gesprochen werden, dass die Brandbekämpfung organisiert wird. Organisation bedeutet, Risiken in neuer Weise wahrzunehmen und zu bearbeiten. Mit der Herausbildung einer organisierten Feuerwehr verschiebt sich die dominante Form der Risikobearbeitung von der Vorbeugung zur Brandbekämpfung im Schadensfall. Den Ernstfall üben – genau dies wird nun zur wesentlichen Tätigkeit der Feuerwehren. Allerorts werden nun Übungen abgehalten, nicht nur an Steigerhäusern, auch in den städtischen Häuserlandschaften; die Übung an Wochenenden wird zur Regel.[23] Und vor allem: die Bevölkerung blieb von einer Teilnahme ausgeschlossen; Brandbekämpfung wurde allein die Sache einer Organisation.[24]

Experten und Laien: Die Unorganisierten als Gefahrenquelle

Die Form Organisation legt einen solchen Ausschluss nahe. Jegliche Organisationsbildung basiert auf dem performativen Ausschluss der Unorganisierten. Von allen Gründen, die für die Notwendigkeit einer eigenen Organisation zur Feuerbekämpfung sprechen – so Conrad Dietrich Magirus in der bekanntesten Abhandlung zum Feuerwehrwesen – stehe „an der Spitze derselben […] das Grundübel, der Mangel eines geregelten Zusammenwirkens, der Mangel einer durchgreifenden

22 Vgl. den Überblick in: Nils Ellebrecht/Markus Jenki: „Organisationen und Experten des Notfalls. Ein Forschungsüberblick“, in: Markus Jenki/Nils Ellebrecht/Stefan Kaufmann (Hgg.): Organisationen und Experten des Notfalls. Zum Wandel von Technik und Kultur bei Feuerwehr und Rettungsdiensten, Berlin u.a.: Lit-Verlag 2013.

23 Angelika Sausgruber: Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr in Vorarlberg, Feldkirch: Rheticus-Ges. 1999, S. 37.

24 Dies wird angemerkt bei Barbara Guttmann/Ute Grau/Susanne Asche: Gegen Feuer und Flamme, Karlsruhe: Info-Verl. 2001, S. 27; in Deutschland nimmt die Bevölkerung erst wieder in den 1930er Jahren an Schutzübungen teil, um sich auf einen Luftkrieg vorzubereiten. Während des Kalten Krieges lancierten die USA zahlreiche Programme, die die Bevölkerung auf den Atomkrieg vorbereiten sollten.

Oberleitung."[25] Nicht die Feuergefahr bildet den argumentativen Ausgangspunkt, sondern das Chaos der Unorganisierten wird als das im Grunde gefährlichere Übel ausgemacht. Denn die Beherrschung der Brandgefahr ist in weiten Teilen möglich, so lautet die durchgängige Maxime, wenn die Organisation stimmt. In den Sätzen von Magirus zeigt sich eine bis heute für die Feuerwehr und später auch für andere Bereiche des Bevölkerungsschutzes typische Doppelbeziehung zum Gefährlichen. Den organisationsförmigen Notfallbewältigungsinstrumenten tritt das Gefährliche in der Regel in zweifacher Form gegenüber: zum einen als Ereignis mit entsprechendem Gefährdungspotential, zum anderen in der unprofessionellen Abwehr der Gefahr, welche diese möglicherweise verschlimmert, die Arbeit der Organisation be- oder verhindert oder neue Gefahren generiert.

Die Entgegensetzung von geübten und organisierten Experten der Gefahrenabwehr und chaotisch agierenden Laien bildet seitdem eine permanente Chiffre im Diskurs um Notfälle und Katastrophen, die je nach Zeit und Gefährdungswahrnehmung unterschiedlich problematisiert und aufgelöst wurde. Denn genau dieser Gegensatz markiert die Kehrseite organisierter Effizienz. Dominant ist diese Feststellung vor allem in der Katastrophensoziologie Lars Clausens geworden, in der die Trennung von Laien und Experten gar zur sozialen Ursache und zum Bewegungsgesetz von Katastrophen wird.[26] In die gleiche Richtung zielen Argumente, die zunehmende Spezialisierung der Organisationen und der Experten des Notfalls gehe mit einer verstärkten Laisierung der Bevölkerung einher.[27] Experten von Feuerwehr, Rettungsdienst und Katastrophenschutz sprechen in diesem Zusammenhang gerne von einer wachsenden „Vollkasko- und Blaulichtmentalität

25 Conrad Dietrich Magirus: Alle Theile des Feuer-Lösch-Wesens, Stuttgart: Metzler ^{2}1851, S. 1; vgl. auch T. Engelsing: Im Verein mit dem Feuer, S. 11.

26 Vgl. Lars Clausen: „Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozessmodells der Katastrophe", in: ders./Wolf R. Dombrowsky (Hgg.), Einführung in die Soziologie der Katastrophen, Bonn 1983, S. 41-79.

27 Vgl. Wolf Dombrowsky, Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse, Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl. 1989, S. 208.

in der Bevölkerung".[28] Rückblickend setzt die Kritik, die Bevölkerung sei nicht hinreichend auf Notfälle vorbereitet, verstärkt in der Mitte des 20. Jahrhunderts ein und gehört seitdem zum festen Repertoire aller Notfallorganisationen, besonders aber der Zivilschutzbeauftragten. Das Unberechenbare, das Unvorhersehbare des Katastrophischen wird in nicht geringem Maß der Reaktion von Laien zugeschrieben.

Disziplin und Übung als Vertrauensgenerator

Für Magirus bildet eine neue Ordnung am Einsatzort den Schlüssel zu effektiver Gefahrenbekämpfung. Dem blinden Aktionismus der Masse will er die Organisation Feuerwehr gegenüberstellen, die durch ihr Training und Übung, die notwendigen Handgriffe blind beherrscht. Und, wie Organisation konkret aussieht, war dem deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts bewusst: Magirus formuliert als Ziel, endlich am Ort des Brandes „an die Stelle der Anarchie *militärische Ordnung* treten"[29] zu lassen. Analog zum Militärdienst – und in dieser Hinsicht noch durchaus an den Geist der alten Feuer-Ordnung anknüpfend – fordert er, den Feuerwehrdienst verpflichtend einzuführen und das Fernbleiben bei gemeinsamen Übungen und bei Bränden scharf zu sanktionieren. Ansonsten rücken die Organisationsmerkmale in den Mittelpunkt, die für die Feuerwehr typisch werden sollten: eine militärähnliche Struktur, Disziplin und Übung. Der Transfer aus dem Militär lag nahe – je chaotischer und bedrohlicher die Umwelt, desto rigider die Organisation.[30] Die militärische Disziplin zu kopieren, zielt darauf ab, das Verhalten im Notfall erwartbar zu machen.[31] Die Disziplinierung der Feuerwehrgruppe reduziert die Bandbreite möglicher Notfallhandlungen und denkbarer Reaktionsformen in radikaler Weise. Organisierte Brandbekämpfung bedeutet, auf Weisung eine Anzahl inkorporierter, unterschiedlich kombinierbarer Handlungsabläufe zu

28 Henning Goetz Goersch: Empirische Untersuchung von Möglichkeiten der Förderung der persönlichen Notfallvorsorge in Deutschland, Karlsruhe: Diss. 2010, S. 54.

29 C. D. Magirus: Alle Theile des Feuer-Lösch-Wesens, S. 2.

30 T. Engelsing: Im Verein mit dem Feuer, S. 56-72.

31 Ulrich Bröckling: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München: Fink 1997, S. 329.

wiederholen und damit berechenbar zu werden: Disziplin als Technik der Möglichkeitsbändigung.[32]

Entsprechend steht die Übung der Feuerwehr zunächst im Zeichen der Disziplinierung, die drei Aspekte kennt. Auf der Ebene des Individuums werden disziplinierte Körper mittels Drills hergestellt. Drill verfolgt das Ziel, Handgriffe und Bewegungsabläufe „blind" durchführen zu können. Körper und technisches Objekt sollen ineinander geschaltet werden und ihre maschinenförmige Verbundenheit effizienzsteigernd wirken.[33] Konkret bedeutet das, wiederholt „jeden Einzelnen, die verschiedenen Verrichtungen, welche ihm vorkommen können, vornehmen zu lassen, z. B. Fertigmachen der Spritze, An- und Abschrauben der Schläuche, Anwendung des Schlauchhaspels und Schlauchdeckels"[34] usw. Der Erfolg von Drill besteht im Beherrschen von eindeutig vorgegebenen, stark motorisch geprägten Abläufen. Drill lässt keinen Raum für Varianten, Optionen oder Flexibilität. Ein Abweichen führt notwendig zu Wiederholungen, zu Eingriffen oder zu Abbrüchen. Der Erfolg ist gegeben, wenn die geübten Abläufe und Wissensbestände unter allen Bedingungen in exakt gleicher Art und Weise abgerufen werden können. Um das zu erreichen, operiert Drill in der Übungssituation mit überzogenen Erwartungen hinsichtlich Perfektion, Präzision und Geschwindigkeit.

Die durch Drill erzeugte bewusstlose Mechanik des Körpers wird durch das gemeinsame Exerzieren ergänzt. Die im 19. Jahrhundert von und für die Feuerwehren adaptierten und angepassten Exerzier-Reglements[35] dienen der ungehinderten Übernahme von Befehlen. Bei aller betonten Abgrenzung zum militärischen Exerzieren ähneln die Exerzier-Befehle – „Achtung!", „Marsch!" (später dann: „Wasser Marsch!"), „Rechts um… Kehrt!" – und die daran anschließende, exakt vorgegebene raum-zeitliche Taktung der Körperbewegung weit-

32 Makropoulos: „Möglichkeitsbändigungen. Disziplin und Versicherung als Konzepte zur sozialen Steuerung von Kontingenz", in: Soziale Welt 41 (1990), S. 407-423.

33 Vgl. auch Michel Foucault: Überwachen und Strafen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976, S. 207f.

34 C. D. Magirus: Alle Theile des Feuer-Lösch-Wesens, S. 62.

35 Robert Vogelsang: Der Buerger als Feuerwehrmann. Plan zur Organisation des Feuerlöschwesens in kleineren und Mittelstädten, Annaberg 1860, S. 46-58.

gehend militärischen Befehlen und den damit in Gang gesetzten paradeförmigen Abläufen. Auch bei der Feuerwehr hat das Exerzieren das Ziel, die Kommandostimme zum reinen akustischen Impuls werden zu lassen, der unvermittelt die intendierte Wirkung im angesprochenen Feuerwehr(mann)körper entfaltet.

Impuls und Bewegung werden durch einen dritten Aspekt ergänzt, dem in der organisierten Gefahrenabwehr stets besondere Bedeutung beigemessen wurde und wird. Abseits von Befehl und gehorsamer Ausführung bedeutet Disziplin innere wie äußere Ruhe und Konzentration. Besonders den aus jungen Männern bestehenden Steigereinheiten, deren riskante Arbeit ein gewisses Maß an Leidenschaftslosigkeit erfordert, sollte dies nahe gelegt und antrainiert werden. Das gefährliche Ersteigen der Häuser durfte nicht in Rausch und Übermut übergehen und das eigene Leben und den Einsatz bedrohen. Die geforderte innere Ruhe schlägt sich bis heute sichtbar darin nieder, dass man Rettungskräfte im Einsatz nicht hastig rennen, sondern zügigen Schrittes gehen sieht.

Erst wenn die Feuerwehr einen bestimmten Grad an Geübtheit besaß, sollten gemeinsame, einen realen Einsatz nachahmende Übungen stattfinden: „Sind die Übungen der einzelnen Abtheilungen mehrmals durchgemacht, so folgt eine allgemeine Übung, bei welcher die gesamte Mannschaft auszurücken hat. Es wird zu diesem Zweck an einem vorher bestimmten Tage ein Zeichen mit der Sturmglocke gegeben und zugleich das Haus bezeichnet, an welchem die Übung vorgenommen werden soll. Bei der allgemeinen Übung muß die bewaffnete Abtheilung die Straße absperren und überhaupt alles so behandelt werden, wie bei einem wirklichen Brande.“[36]

Durch das mittels Drill, Exerzieren und Einsatzübung erlernte koordinierte Ineinandergreifen von Körper, Psyche, Technik und nun uniformiert auftretender Gruppe setzt sich die Feuerwehr von dem gewohnten Erscheinungsbild der Menge bei einem Brand sichtbar ab und in Szene. Und in der Tat erhöhte Organisation den Wirkungsgrad und Erfolg in der Brandbekämpfung deutlich; die Feuerwehr gewann an Ansehen und Autorität. Ihr erkennbar geordnetes Auftreten verlieh ihr überdies die Autorität, die soziale Ordnung am Einsatzort zu dirigieren: „Jeder Feuerwehrmann hat im Dienst das Recht, das Publikum zur Dienstleistung bei den Wasserreihen aufzufordern, müssige und

36 C. D. Magirus: Alle Theile des Feuer-Lösch-Wesens, S. 62.

überflüssige Zuschauer von der Brandstelle wegzuweisen, für die Thätigkeit der Feuerwehr Platz zu verlangen, Widersetzliche festzunehmen und an die Communalgarde abzuliefern. Widersetzlichkeiten und Festnahmen sind sofort dem Vorgesetzten vom Feuermanne anzuzeigen.“[37]

Die Feuerwehr steigt in der Moderne zu einem zentralen Garanten öffentlicher Sicherheit und Ordnung empor.[38] Dies ist nicht allein ihrem Erfolg im Notfall geschuldet, sondern auch der Inszenierung von öffentlichen Großübungen, die nicht allein als Test- und Übungsfall dienten. Vielmehr stellten sie darauf ab, öffentliches Vertrauen in Organisation und Technik zu erzielen. Denn „nur dadurch“, so sieht es der weithin bekannte Spritzenfabrikant Carl Metz, „daß solche Proben häufig und öffentlich abgehalten werden, können sich diese Vereine [= Freiwillige Feuerwehren] das so nöthige allgemeine Zutrauen verschaffen.“[39] Aus drei Gründen war es für die Feuerwehr von erheblicher Bedeutung, das allgemeine Vertrauen zu gewinnen: es bedurfte der Anerkennung des Ehrenamtes, sie benötigte Mittelzuwendungen der Bürgerschaft und sie musste als Ordnungsmacht im Notfall anerkannt werden.

Wie aber gelingt es der Feuerwehr, mittels der „Schauprobe“ Vertrauen zu schaffen? Die öffentliche Übung erzeugt Vertrauen, indem sie Vertrauen inszeniert. Schauproben zeigen in erster Linie nicht den Kampf gegen eine Gefahr, sondern stellen die Fähigkeiten der Feuerwehr und ihr Zutrauen in diese Fähigkeiten öffentlich dar bzw. aus. Gezeigt werden das Vertrauen des Feuerwehrmannes in den eigenen Körper, seine Leistungsfähigkeit, das Vertrauen der Feuerwehrmänner zueinander (gegenseitiges Abstützten, Sichern und Überwachen) und das Vertrauen in die Verlässlichkeit der Techniken des Löschwesens – Hoch- und Hakenleitern, Seile, Schutzkleidung, Rutsch- und Sprungtücher. Mit dem „gefährlich ungefährlichem Spek-

---

37 R. Vogelsang: Der Buerger als Feuerwehrmann, S. 57.

38 Vgl. dazu die Überlegungen von W. Dombrowsky: Katastrophe und Katastrophenschutz, der diesen Prozess allerdings bereits im antiken Rom einsetzen sieht.

39 Zit. n. T. Engelsing: Im Verein mit dem Feuer, S. 30.

takel“[40] bot und bietet die öffentliche Übung dem Zuschauer eine techno-artistische Performance, die scheinbar riskant, aber eben einstudiert ist. Dass das Wasser am Ende fließt, ist das Produkt organisierter Abgestimmtheit. Die Schauprobe ist wie jede Übung in der Gefahrenabwehr, die im Beisein von Zuschauern, Medienvertretern und politischen Verantwortlichen abgehalten wird, auf ihr Gelingen hin ausgelegt. „Selbst in Katastrophenschutzübungen soll möglichst alles glatt gehen. Katastrophenszenarien und Übungen sind in der Regel nicht auf Scheitern angelegt, also darauf, möglichst alle Fehl- und Schwachstellen im Vorhinein aufzuspüren.“[41] Bis heute verweisen öffentliche Übungen auf diese zwei konfligierenden Interessen der Notfallorganisation. Als professionelle, im öffentlichen Interesse agierende Notfallorganisation soll die Übung zeigen, dass die Feuerwehr fähig ist, die in sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Andererseits verfehlt aber eine Übung ihren Sinn, wenn der Anspruch an die Übenden nicht etwas höher ist als ihr Können. Ebnet sie diese Differenz ein oder unterschreitet sie gar, verkommt sie zum reinen Schaulauf.

---

40 Heiner Wilharm: „Vertrauen inszenieren? Einleitung“, in: Ralf Bohn/ders. (Hgg.), Inszenierung und Vertrauen. Grenzgänge der Szenografie, Bielefeld: transcript 2011, S. 9-40, hier S. 10.

41 Elke M. Geenen: „Kollektive Krisen. Katastrophe, Terror, Revolution – Gemeinsamkeiten und Unterschiede“, in: Lars Clausen/Elke M. Geenen/Elísio Macamo (Hgg.), Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen, Münster: LIT 2003, S. 5-23, hier S. 16.



Schauübung am Dortmunder Steighaus (Viehmarkt, nördliche Innenstadt) aus Anlass eines Verbandsfestes der Feuerwehren. Das Steighaus spiegelte die in die Höhe wachsende städtische Architektur idealtypisch wieder. Mitten in der Stadt platziert, eignete es sich nicht nur als Übungsobjekt, sondern auch als Schaubühne der Feuerwehr.[42]

3. GEGENWÄRTIGE FORMEN DER ÜBUNG

Wagt man einen Sprung in die Gegenwart, wird offensichtlich, dass in Rettungsorganisationen einmal etablierte Übungsformen nie substituiert wurden. Ihre Entwicklung, mithin also die Entwicklung von Formen eines *enactment-based knowledge*, scheint vielmehr einer Logik der Ausdifferenzierung zu folgen. Die heute praktizierten Übungsformen haben ihre Bedeutung und ihren Zweck teilweise verändert und stehen teils in Konkurrenz zueinander. Sie sollen hier idealtypisch gegeneinander abgegrenzt werden. Für jede Übungsform wird knapp ausgelotet, wie man Unsicherheiten adressiert und mit Ungewissheiten umgeht. Anknüpfend an die Beobachtung, dass öffentliche Übungen eine paradoxe Funktion haben, gilt ein besonderes Augenmerk den öf-

42 Quelle: Beilage Sonntagspost Nr. 27 vom 1.7.1906; Stadtarchiv Dortmund.

fentlichen Effekten und der Rolle, die der Bevölkerung in den einzelnen Übungsformen zukommt.

Drill und Planspiel: fast unsichtbare Übungen

Die Logik, Technik und Funktion von Drill als erster früh aufkommender Übungsform im Bevölkerungsschutz wurden bereits skizziert. In der Gefahrenabwehr wird Drill noch heute als Übungskonzept eingesetzt, um einen möglichst fehlerfreien Umgang mit Geräten zu gewährleisten. Das beginnt beim Anlegen der persönlichen Schutzausrüstung sowie spezieller technisch umfangreicherer Schutzausrüstungen wie Atemschutzgeräten, zieht sich über die Bedienung von Geräten zur Bergung, Rettung oder auch medizinischen Versorgung und reicht bis hin zur Konditionierung des Verhaltens im Team der Angriffs- und Sicherungstrupps der Feuerwehren.

Von Ausnahmen abgesehen bleibt Drill heute interner Bestandteil des Übens, der allein für Eingeweihte und Mitglieder der jeweiligen Organisationen sichtbar ist. Im Militär (wie im Sport) spielt die Geheimhaltung vor Gegnern eine Rolle, im Bevölkerungsschutz dient Abschottung eher dem Zweck, Fehler, Pannen und Scheitern nicht nach außen dringen zu lassen. Drill ist von einer mit hohem öffentlichem Schauwert verbundenen, stark Vertrauen schaffenden zu einer basalen, aber eher verdeckten Komponente der Vorbereitung geworden. Zumindest in Deutschland tendierte der Drill zunehmend aus der öffentlichen Darstellung zu verschwinden. Zu vermuten ist, dass parallel zur veränderten gesellschaftlichen Bewertung des Drills als unzeitgemäßem Lernkonzept auch der organisationsinterne Einsatz von Drillübungen abgenommen hat und stark unter Druck durch andere Verfahren und Ansprüche geraten ist. Mit einer verstärkten internationalen Ausschreibung und Orientierung von rettungsdienstlichen Leistungen erhält drillbasiertes Können möglicherweise wieder einen neuen auch öffentlich demonstrierten Wert. Dies manifestiert sich insbesondere in Vergleichswettkämpfen, die bei Feuerwehren schon eine lange Tradition haben, und die sich in den letzten Jahren auch bei Rettungsdiensten etablieren. Leistung wird im Sinne sportlicher Motivation und sportlichen Könnens in internationalen und interorganisati-

onellen Wettkämpfen demonstriert.[43] *Enactment-based knowledge* nimmt hier vorwiegend die Form inkorporierter Automatismen und Routinen an.

Als zweite Übungsform lassen sich Planspiele oder „Schreibtischübungen" (engl.: table top exercise) von Funktionsübungen und Vollübungen unterscheiden.[44] Planspiele basieren auf einem Szenarioplott für die Ausgangslage und für wesentliche Teile des Ablaufes und operieren mit miniaturisierten oder nur symbolisch repräsentierten Geräten, Personen und Örtlichkeiten. Die Übenden spielen ihre Rolle, indem sie ihre Handlungen und Entscheidungen verbalisieren, notieren oder modellieren, und sie dadurch für Mitspieler oder Evaluatoren sichtbar machen und somit Anschlusshandlungen ermöglichen. Gegenwärtige Planspiele arbeiten dabei mit Regelsets, die Ressourcenknappheiten bei Personal, Geräten oder auch notwendige Zeiten für Wege und Maßnahmen sowie die damit verbundenen Stressfaktoren für die Übenden erfahrbar machen.[45]

In Planspielen wird vorrangig geübt, wie man Kommunikation organisiert, räumliche Ordnung bei Schadenslagen schafft und Ressourcenprobleme adressiert. Planspielszenarien beruhen rein auf der Erfahrung von Organisationen. Den jeweiligen geographischen Lagen und Zuständigkeiten entsprechend werden typische Schadensfälle modelliert, die potentielle regionale Schadensorte abdecken (Verkehrs-

---

43 Für die Feuerwehren siehe: Wilhelm Bohlmann: Internationale Feuerwehrwettbewerbe des CTIF. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (1961-2009), Rostock: W. Bohlmann 2009, und TFA – Toughest Firefighter Alive (*http://www.tfa-germany.de/*). Für die Rettungsdienste siehe: Vereinigung zur Förderung des deutschen Unfallrettungswesens e.V. (http://www.vfdu.de/); siehe auch Projekt AGON. Der deutsche Rettungsdienst Wettkampf (*http://www.projekt-agon.de/*).

44 Vgl. zur Ausarbeitung dieser Unterscheidung: Guy E. Daines: „Planning, training and exercising", in: Thomas E. Drabek/Gerard J. Hoetmer (Hgg.), Emergency management. Principles and practice for local government, Washington D.C.: International City Management Association 1991, S. 161-200.

45 Hierfür beispielhaft ist das schwedische Emergo Train System (ETS) (*http://www.emergotrain.com/*), das von der Berliner Feuerwehr als SimCode für das deutsche Rettungswesen angepasst und weiterentwickelt wurde.

knotenpunkte, Produktionsstätten mit Gefahrengütern u. ä.).[46] Die Realität wird dafür zum Teil modellbauartig nachgestellt. Obwohl prinzipiell nicht darauf beschränkt, werden Planspiele vor allem dann eingesetzt, wenn Einsatzerfahrungen darauf hindeuten, dass die Dimension oder Komplexität von typischen Schadenslagen zunehmen. Ausweitungen von Schadenslagen in räumlicher oder zeitlicher Dimension, wie auch eine steigende Zahl von Betroffenen sollen so handhabbar gemacht und erweiterte Problemlagen in organisationsintern handhabbare Codes übersetzt werden. Der Horizont aktueller Planspiele ist begrenzt: weder werden Szenarien neu entwickelt, noch kreative Lösungen für neuartige Schadenslagen gesucht und auch die Öffentlichkeit bleibt außen vor. Das in Planspielen betriebene *enactment* zielt vorwiegend auf die kognitive Ebene, Lösungen für definierte Probleme zu erlernen.

Funktionsübungen: zunehmende Ausweitung

Den dritten Übungstyp stellen Funktionsübungen dar. Auch wenn Umfang und Dauer variieren, ist ihnen gemein, dass ein Ausschnitt aus einem möglichen Rettungsablauf von Übenden mit realem Gerät und eingebunden in sämtliche organisatorische Abläufe durchgeführt wird – und dies in Echtzeit.

Die Idee des Steigerhauses ist dafür weiterentwickelt worden. Übungsareale der Feuerwehr werden mit Settings und Gebäuden ausgestattet, die realistische Abbilder möglicher Einsatzorte darstellen. Dieser Realitätsgehalt entsteht aus einem Überfluss an Zeichen. Neben funktionalen Elementen, die unmittelbar für Rettungsaspekte handlungsrelevant sind – wie beispielsweise Gegenständen, die potentielle Gefahrenquellen sein können – wird das Areal mit Elementen angereichert, die in diesem Sinne keine Funktion erfüllen (z. B. Straßenschilder, Wohnungseinrichtungen). Sie dienen einem augenscheinlichen Realismus, stellen semiotisch betrachtet ein „Rauschen“ dar, aus dem die relevanten Zeichen herausgefiltert werden müssen. Die komplexe

46 Dabei überrascht, dass die beübten Gefahrensituationen in Europa sehr ähnlich sind und daher auch an europaweit standardisierten Referenzszenarien gearbeitet wird; vgl. Hermann Delooz et al.: „European survey on training objectives in disaster medicine“, in: European Journal of Emergency Medicine 1 (2007), S. 25-31.

Zeichenstruktur wird dabei nur aus organisationsinternen Erfahrungen heraus entworfen. [47]

Allerdings stößt das Training von Fertigkeiten und Wissen durch Funktionsübungen an prinzipielle Grenzen. So können gut präparierte Verletztendarsteller zwar bestimmte Rollen spielen, beispielsweise Panikverhalten, fast alle medizinischen Handgriffe können aber nur angedeutet werden. Grenzen dessen, was in Funktionsübungen überhaupt in Szene gesetzt werden soll, sind auch ethisch bestimmt: so etwa werden psychische oder physische Reaktionen von Patienten auf medizinische Behandlungen nicht nachgestellt. Schließlich zeigen sich auch Grenzen bei der auch für das Sicherheitsmanagement immer wichtiger werdenden Evaluation.

Selbst für den relativ klar strukturierten Bereich der Funktionsübungen lassen sich nur wenige Ansätze ausfindig machen, die versuchen, Effekte einer Übung zu isolieren, die Übungsgestaltung selbst zu evaluieren und einen möglichen Sicherheitsgewinn zu bestimmen. Dies liegt nicht nur darin begründet, dass erwartete Übungseffekte wie Selbst- und Handlungswirksamkeit, Verbesserung der Teambildung oder gesteigertes Vertrauen in Ausrüstung und Organisation empirisch schwer fassbar sind, sondern auch daran, dass diachrone und synchrone Vergleiche mit wachsenden Dimensionen immer weniger realisierbar sind.[48] Dass solche Grenzen thematisiert werden, weist vor allem auf eines hin: Im Zuge einer zunehmenden Szientifizierung von Rettungswesen und Katastrophenforschung – wie sie mit einer Rationalität der „preparedness" einhergeht – dürfte der Wille zum Wissen in diesem Bereich in Zukunft erheblich an Dynamik gewinnen.

Unter der Maßgabe von „preparedness" erodiert der traditionelle Rahmen, der den Umfang von Funktionsübungen bisher bestimmte. Großübungen finden inzwischen häufiger statt, die Investitionen in Übungen sind gestiegen, ihr zeitlicher und räumlicher Rahmen wurde erweitert. Zwar sind an Flughäfen Übungen mit einer großen Anzahl von Verletzten seit langem vorgeschrieben, dennoch bestimmen hier eine klar umgrenzte Schadensgröße und ein klar umgrenzter Ort die

---

47 Vgl. Martin Reiter: „Einsatzübungen der Feuerwehr als Simulationen des Ernstfalls", in: Semiotik 1-2 (2003), S. 141-158.

48 Eine der ersten und bislang wenigen Untersuchungen dürfte sein: Danny Peterson/Ronald W. Perry: The impacts of disaster exercises on participants", in: Disaster Prevention and Management 4 (1999), S. 241-255.

Dimension. Hingegen zeigen sich in den gegenwärtig beobachtbaren Ausweitungen von Funktionsübungen zwei Trends: einerseits in Skalierungen statt in Stufen zu denken und auf Modelle gradueller Eskalation bzw. Deeskalation zu setzen. Zum zweiten, wie schon angeführt, die Dimension kontinuierlich auszuweiten. Bislang galt es als plausibel, mit der Unterscheidung von drei Stufen zu operieren: Schadenslagen, die im Routinebetrieb bewältigt werden; Großschadenslagen, die eine überregionale Alarmierung und eine Konzentration von Kräften erfordern, ohne den Regelbetriebs deutlich zu beeinträchtigen; und Katastrophen, die auch durch Konzentration von Kräften nicht unmittelbar bewältigt werden können und den Regelbetrieb massiv stören oder zum Erliegen bringen. Derzeit zeigt sich eine Verflüssigung dieser Grenzen. Dies manifestiert sich auch darin, dass die Rettungsorganisationen Schadenslagen in den regulären Zyklus von Vorbereitung, Funktionsübung und Evaluation integrieren, die bislang als katastrophische Sonderfälle behandelt wurden.

Paradoxien sind bei der Organisation von solchen Großübungen unvermeidlich. Obwohl sich Großübungen immer mit einmaligen, überraschenden und damit mit einem hohen Grad an Unwissenheit getränkten Szenarien verbinden, bringen es das öffentliche Informationsbedürfnis und planerische Notwendigkeiten mit sich, dass vielen Beteiligten das Szenario lange vor Übungsbeginn, wenn auch in unterschiedlicher Detailgenauigkeit, bekannt ist. Paradox ist – zweitens – der Umgang mit der Öffentlichkeit. Da ist zunächst die Erfahrung, dass interne Abläufe durch Medienvertreter und Schaulustige bei Großschadensfällen massiv behindert werden. Rettungsorganisationen haben hiergegen inzwischen Strukturen und Maßnahmen entwickelt, deren Wirksamkeit in Übungen getestet werden soll. Das Publikumsinteresse wird damit als Problem adressiert. Zugleich aber haben Rettungsorganisationen ein Publizitätsinteresse, das sie durch eigene Medienarbeit und den Versuch, die Berichterstattung in die Übungen einzubetten, verfolgen und kanalisieren. Solche Kanalisierungsversuche werden im Zeitalter mobiler Kommunikation nicht selten durch „Spotter“, meist Rettungskräfte, die an der Übung beteiligt sind oder gerne wären, untergraben. Und schließlich besteht – drittens – ein Konflikt hinsichtlich der Ziele öffentlicher Kommunikation. Übungen sollen einerseits öffentliches Vertrauen in die Kompetenzen von Rettungsorganisationen erzeugen, andererseits legitimieren sich Übungen dadurch, Lernen und Entwicklung zu ermöglichen. Eine Orientierung

am und eine Legitimation durch das Leitbild der „lernenden Organisation“ ist prekär, sofern es um Fragen von Leben und Tod geht. Daher stehen gegenwärtig große Funktionsübungen, auch wenn sie oft in völlig neue Problemlagen vorstoßen, unter der Maßgabe, sich immer als umfassender Erfolg kommunizieren zu lassen.

Vollübungen: kaum durchführbar

Als vierte Form der Übung lässt sich die Vollübung („full scale exercise“) nennen. Solche vollständigen Durchläufe von Rettungseinsätzen werden nur selten geübt, auch wenn die mediale Darstellung von Großübungen anderes nahelegt. Vollständig bedeutet, dass eine Schadenslage ohne vorherige Selektion und Information beteiligter Personen im Rahmen der vorhandenen Ressourcen und unter Zeitdruck bewältigt werden muss. Auch die Kennzeichnung als Übung von Beginn an darf an den Anforderungen nichts ändern.[49] Tatsächlich werden derartige Übungen fast nur von und in räumlich klar abgeschlossenen Organisationen (Krankenhäuser, Werksfeuerwehren) durchgeführt. Eine solche Übungsform scheint zwar ein ultimativer Markstein, mit der sich Organisationen ihrer Leistungsfähigkeit in unzweifelhafter Art versichern könnten und zugleich eine vollständige und für Betroffene direkt erlebbare Demonstration erfolgen könnte. Jedoch stellen die schwierige Durchdringung des Übungsgeschehens, das Problem, ein Benchmarking durchzuführen, sowie Konflikte mit dem Realbetrieb massive Hürden dar und eröffnen den Weg für Virtualisierung und Simulation.[50]

Simulation I: perfektioniertes Training

Zunehmend beginnen sich im Bereich des Bevölkerungsschutzes – als fünfte Variante – Übungsformen zu etablieren, die mit dem Begriff der Simulation belegt werden. Wir schlagen vor, zwischen zwei Subtypen

---

49 Im zivilen Bereich wird auch bei Vollübungen erwartet, dass die Beteiligten bei Alarmierung darüber aufgeklärt werden, dass eine Übung stattfindet.

50 Jeffrey M. Franc-Law/Michael Bullard/F. Della Corte: „Simulation of a hospital disaster plan: a virtual, live exercise“, in: Prehospital and Disaster Medicine 23, 4 (2008), S. 346-353.

zu unterscheiden. Der erste Typus zielt auf eine durch Simulationen perfektionierte Form des Lernens. Die Simulation bildet gesammeltes Wissen detailliert ab und erlaubt zugleich in höchstem Masse präzise Zugriffe auf das Verhalten der Lernenden. Der zweite Typus operationalisiert hingegen Nicht-Wissen. Diese Simulation verfolgt eine experimentelle Exploration von Problemlagen, d.h. erst in der Übung wird sich zeigen, an welchen Stellen mit Schwierigkeiten zu rechnen ist und wo Übung/Training noch von Nöten wäre. Die Simulation lässt die Ungewissheit für sich arbeiten und zeigt so Schwachstellen auf. Derart entfernt sie sich vom historischen Sinn der Übung, es geht nicht mehr darum, bekannte Strategien, Prozesse und Praktiken, Gefahren zu begegnen, einzuüben, sondern bisher nicht bekannte Problemlagen aufzudecken.

Der erste Simulationstyp arbeitet mit einer möglichst detailgetreuen Nachbildung von Realität. Insbesondere in Bereichen, in denen der Aufwand der Durchführung einer Übung zu aufwendig, zu gefährlich oder zu teuer erscheint, befähigt die Simulation zur Übungsdurchführung. Die Simulation besteht im Wesentlichen darin, Wirklichkeit so nachzubilden, dass die Wahrnehmung von entscheidungsrelevanten Informationen auf den gleichen Informationen basiert wie sie auch für ein reales Geschehen bekannt sind. Das Spektrum reicht dabei von allein stehenden Simulatoren bspw. von Patientenkörpern, über hybride Simulationsumgebungen bspw. einen Trainings Rettungswagen mit vollständiger Simulationsausstattung bis hin zu virtual reality Verfahren, bei denen eine sensorische und audiovisuelle Komplettsimulation von Akteuren, Szenarien und Umwelten angestrebt wird.



Großübung SOGRO MANV 500, Frankfurt a. M., 9.10.2012. Die bislang größte Funktionsübung in Europa. Das Übungsgelände ist mit Tribünen und Plattformen für geladene Gäste, Experten und Medienvertretern einsehbar gemacht.[51]

Der enorme technische Aufwand erlaubt, zeitkritische Notfallmaßnahmen mit nahezu allen psychischen und motorischen Belastungen und Beschränkungen zu üben. Der Unterschied liegt fast nur noch darin, dass Fehler nicht durch einen Patienten erlitten werden und der Übende bei Fehlern nicht mit den im Realfall anschließenden sozialen Folgen und psychischen Belastungen des Fehlers rechnen muss, wohl aber mit der Tatsache des Fehlers selbst. Die scheinbare Totalität und der technische Aufwand der Simulation dürfen nicht darüber hinweg täuschen, dass sie nur als ein Bestandteil, in gewissem Sinne als Schlusspunkt eines Trainingsprogramms gesehen werden. Nach derzeitigem Stand kann die Simulation andere Formen des Übens nicht substituieren.[52]

---

51 Foto: SOGRO/C-Lab, Universität Paderborn.

52 Systematische Evaluationen zur Bewertung von Simulationsübungen sind erstaunlicherweise selten. Für ein eng umgrenztes Feld (Triage) siehe beispielsweise Pamela B. Andreatta et al.: „Virtual Reality Triage Training Provides a Viable Solution for Disaster-preparedness“, in:

Die Evaluation der Übung ist simulationsimmanent. Fehler und Varianten müssen in der Simulation programmiert sein, sonst erfolgt keine entsprechende Reaktion. Die technisch elaborierte Simulation lenkt dabei einerseits den Blick verstärkt auf sogenannte „human factors". Zum einen weil die Interaktion und Kommunikation zwischen Handelnden als Unsicherheitsfaktor vor der Folie einer bis zum letzten ausgearbeiteten Trainingssimulation klarer erkennbar wird. Zum anderen wird damit – explizit vor allem in der Notfallmedizin – ein Wandel der Sicherheitskultur verbunden. Statt im Nachhinein die realen Fehler Einzelner zu analysieren, verdeutlichen die Simulationsübungen, dass jeder Fehler machen könnte. Lernfortschritte sollen dadurch erzielt werden, dass schon Beinahe-Fehler jedes Einzelnen erkannt, dokumentiert und zu neuen Absicherungsverfahren genutzt werden sollen.[53] Das *enactment* adressiert im durch Simulation perfektionierten Training nicht zuletzt die affektive Beteiligung und setzt somit auch auf ein emotionsgesteuertes Lernen. Die in allen Formen der Übung in gewissem Maß erzeugte emotionale Atmosphäre einer Not- und Krisenlage, die unabdingbar scheint, um das potentiell Katastrophische in Szene zu setzen,[54] wird auf der Mikroebene entschieden verstärkt, indem die Effekte einzelner, auch fehlerhafter, Handlungen unmittelbar simuliert werden.

Academic Emergency Medicine 17, 8 (2010), S. 870-876, die entgegen des Titels keinen besseren Übungseffekt belegen können oder Paul N. Kizakevich et al.: „Virtual simulation-enhanced triage training for Iraqi medical personnel", in: Studies in health technology and informatics 125 (2007), S. 223-228. Für den klassischen Fall der Ausbildung durch Simulation – die Flugsimulation – scheinen sich generelle Grenzen der Simulierbarkeit abzuzeichnen; vgl. Ingo Matuschek/Frank Kleemann: „Simulator und Autopilot. Zur Virtualisierung der Pilotentätigkeit", in: Gerrit Herlyn et al. (Hgg.), Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen, München: Rainer Hampp 2009, S. 161-180.

53 Vgl. Christian Lackner et al.: „Simulationstraining in der Akut- und Notfallmedizin", in: Notfall + Rettungsmedizin 12 (2009), S. 366-371, die diese Entwicklung als einen Wandel von einer „culture of blame" hin zu einer nachhaltigen Sicherheitskultur zur Erhöhung der Patientensicherheit beschreiben.

54 Vgl. B. Anderson/P. Adey: Affect and security.

Anders als bei früheren Entwicklungen[55] kommt diesen Simulatoren kaum anatomischer Schauwert, nicht einmal Ausstellungswert, über die engen Grenzen des Fachpublikums hinaus zu. Trotz technischer und evaluatorischer Elaboration dienen sie nicht dazu, Leistungsfähigkeit zu demonstrieren. In extremster Form zeigt sich dieser hermetische Charakter, wenn computergestützte Virtual Reality Verfahren entwickelt werden. Obwohl ihnen möglicherweise hohe Erfahrungsdichte für übende Personen und Organisationen zukommen kann, kann Vertrauensbildung über die Organisationen hinaus nur im Rahmen eines generellen Technikvertrauens Aller entstehen, somit des Glaubens, dass hochgradig technisierte Trainingsabläufe an sich effektiver sind.[56] Für ein Publikum oder gar die Öffentlichkeit ist der Übungsablauf nicht einsehbar.

Simulation II: kontinuierliches Nicht-Wissen

Weitere in der Regel als Simulation bezeichnete aktuelle Übungskonzepte sollten davon abgesetzt als zweiter Typ von Simulation gefasst werden. Simulation meint hier ein Analyse- und Erkenntnisverfahren, das zum Einsatz kommt, wenn andere Verfahren wie Modellierung oder formale Abstraktion nicht mehr ausreichen. Modellierungen und Formelbildungen bilden die Grundlagen dieser Art von Simulation, die dann auf deren Grundlage als Experiment weitergeführt wird. Besonders häufig werden Simulationsverfahren eingesetzt, wenn es um komplexe dynamische Abläufe oder um Abläufe mit einer Vielzahl von zeitlich versetzt wirksamen Parametern geht. Sie können als Verfahren gesehen werden, die zwischen einer theoretischen Modellierung

55 Vgl. die Beiträge in Philipp Sarasin/Jakob Tanner: Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

56 Auch für VR-Simulationen lässt sich feststellen, dass systematische Evaluationen fehlen. Im militärischen Bereich wird der eigentliche Gewinn darin gesehen, dass mit VR-Simulationen ohne großen Aufwand eine Vielzahl denkbarer Szenarien getestet werden kann, um daraus dann optimierte Trainingssituationen für Funktionsübungen zu entwickeln. Vgl. James Greswell: „A Case of Simulation versus Reality? The state of play at the interface between simulation and reality“, in: Military Technology 5 (2009), S. 80-82.

und einer rein experimentellen Durchführung stehen. Als Erkenntnismodell und Wissensgenerator beinhaltet die Simulation eine immer weiter fortschreitende Annäherung an die Wirklichkeit und zugleich fortlaufenden Wissensgewinn über die simulierten Abläufe. Die Ergebnisse jeder experimentellen Durchführungen werden für die nächste Modellbildung berücksichtigt und sind somit Grundlage für weitere Simulationen.[57] Simulationen dieses Typus stellen gewissermaßen eine radikal beschleunigte Form wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion dar, bei der neue Erkenntnisse stets neue Fragen produzieren. Im Feld der Sicherheitsforschung führen die Iterationen nicht – zumindest keineswegs zwangsläufig – zu fortschreitender Gewissheit oder Sicherheit, da sie in möglicherweise gleichem Umfang neue Ungewissheiten und Unsicherheiten aufdecken.[58]

Die Analysen zur ersten nationalen Krisenmanagementübung der Niederlande verdeutlichen dies ebenso wie Simulationen von großflächigen Schadensfällen und Gefahrenlagen in Deutschland. Solche Übungen werden explizit in den Kontext einer gewandelten Risikowahrnehmung gestellt.[59]

In den Niederlanden wurde unter dem Codewort „Bonfire 2005" eine nationale Übung durchgeführt, der das Szenario einer Terrordrohung in Verbindung mit einem weiteren Anschlag und einer Geiselnahme zugrunde lag. Die anschließende Analyse betonte, dass es für weitreichende Aspekte des Übungsablaufes keine Bewertungsmaß-

---

57 Vgl. Zu diesem Simulationstyp ausführlich: Tanja Knuuttila/Martina Merz/Erika Mattila: „Computer Models and Simulations in Scientific Practice", in: Science Studies 19, 1 (2006), S. 3-11.

58 Vgl. im Kontext wissenschaftlicher Politikberatung: Arthur C. Petersen: „Simulation Uncertainty and the Challenge of Postnormal Science", in: Johannes Lenhard/Guenter Küppers/Terry Shinn (Hgg.), Simulation. Pragmatic construction of reality, Dordrecht: Springer 2006, S. 173-186. Zur Differenzierung gegen kybernetische und systemtheoretische Herangehensweisen vgl. Manfred Füllsack: Gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten. Eine Einführung in die Komplexitätsforschung, Wiesbaden: VS Verlag 2011.

59 Vgl. Giulio Gullotta: „Political Risk in Civil Protection – A Practitioners View", in: Beat Habegger (Hg.), International handbook on risk analysis and management. Professional experiences, Zürich: CSS 2008, S. 35-49, hier S. 36-42.

stäbe gab und als eigentlicher Gewinn der Simulation das Auftreten von Unerwartetem zu sehen sei: „With operations on this scale it is impossible to keep every detail under control, since the chance that the unexpected will occur increases with complexity. In the case of Bonfire, this contributed to the realism of the simulation".[60] Als Gewinn dieser und ähnlicher Übungen wird verbucht, dass bereits die Zusammenarbeit heterogener Akteure und Organisationen zur Vorbereitung der Übung positive Effekte zeitige, und meist lassen sich eine Reihe von konkreten Verbesserungsmaßnahmen im Bereich von Koordinationsabläufen, Informationsflüssen und Kommunikationswegen ableiten. Zugleich aber wird betont, enorme Überraschungen hinsichtlich der Art und der Dimension von Problemlagen im Zuge der Bewältigung der Krisensituation erlebt zu haben – Überraschungen, die im Vorfeld nicht vermutet worden waren. Zum Beispiel bedeutete dies, dass auf den Krisenstäben ein Problemdruck lastete, der nur Reaktionen und dringlichste Entscheidungen zuließ, ohne dass strategisch vorausschauendes Entscheiden und Handeln möglich gewesen sei.[61]

In Deutschland sollte neben 9/11 vor allem die Elbeflut von 2002 als Initialzündung für Übungen ähnlichen Typs wirken. Hier hat sich die 2004 erstmals durchgeführte LÜKEX (Länderübergreifende Krisenmanagement-Übung/Exercise) auf nationaler Ebene etabliert, die insbesondere die Zusammenarbeit von Bund und Ländern thematisiert. Szenario und Übungssteuerung werden vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) in Zusammenarbeit mit Expertengruppen von Bund und Ländern entwickelt. Je nach möglicher Betroffenheit entscheiden sich die einzelnen Länder zur Teilnahme. Folgt man den Darstellungen, die einem engen Kreis von Beteiligten entspringen, besteht der wesentliche Teil der Arbeit in der Entwicklung des Szenarios, das möglichst herausfordernde Ereignisse darstellen soll, die zugleich von den Beteiligten noch plausibel akzeptiert werden. Die Übungen sind als Stabsübungen angelegt. Entscheidungsträger und zuarbeitende Personen führen als Reaktionen auf einen simulierten Input Beratungs-, Planungs- und Entscheidungsprozesse durch und avisieren Entscheidungen. Erwartete Effekte dieser

60 Ira Helsloot: „Bordering on Reality. Findings on the Bonfire Crisis Management Simulation", in: Journal of Contingencies and Crisis Management 13, 4 (2005), S. 159-169, hier S. 161.

61 Ebd.

Entscheidungen werden von der Übungsleitung wieder als neuer Input eingespielt. Vollübungen, das heißt die operative Abwicklung der getroffenen Entscheidungen, sind bestenfalls für kleine Teile des Szenarios vorgesehen. In die Übungszusammenhänge sind nicht nur Behörden sondern auch private Organisationen und Firmen einbezogen. Solche Inszenierungen dienen wie andere auch der Übung und dem Training, darüber hinaus aber sollen sie feststellen, wo Forschungs- und Entwicklungsbedarf besteht.[62] Das *Enactment* ist hier explizit als Vorstoß in den Bereich des Ungewissen konzipiert.

LÜKEX-Auswertungen betonen denn auch, dass der Erfolg darin bestehe, Probleme zu entdecken.[63] Die Übung von 2004 stellte dabei vor allem auf die Ausweitung von Gefährdungen der Art „low probality, high risk“ ab. Sie basierte auf dem Szenario zweiwöchiger großflächiger Stromausfälle in Süddeutschland bei gleichzeitigen, teils mit chemischen Mitteln durchgeführten Terroranschlägen in Berlin und Schleswig-Holstein. Als Erkenntnis wurde verbucht, Mängel an technischen und personellen Ressourcen offengelegt zu haben.[64] Wurde das Simulationsmodell 2004 noch recht einfach gehalten, so verschärfte die Übung 2007 die Anforderungen enorm. Als Szenario wurde eine bundesweite Influenza-Pandemie zugrunde gelegt. Im Simulationsverlauf wurden dynamische Verschärfungen integriert – personelle Ausfälle durch Erkrankungen bei Behörden und verschiedensten Organisationen im Sicherheitsbereich, eskalierende Reaktionen der Bevölkerung etc. Die grundlegende Paradoxie von öffentlich thematisierten Übungen zeigt sich auch hier: Verantwortliche in Bund und Ländern betonten, dass der Erfolg der Übung darin zu sehen sei, die Krisensituation, bewältigt zu haben. Dass BBK hingegen reagierte auf

---

62 Manfred Klink/Tanja Thiede: „Das System LÜKEX als Motor der Entwicklung des strategischen Krisenmanagements“, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Nationales Krisenmanagement im Bevölkerungsschutz, Bonn 2008, S. 121-139.

63 Christoph Unger: „Die strategische Krisenmanagementübung LÜKEX 2009/2010“, in: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik 3 (2010), S. 433-443, hier S. 440.

64 Zur Darstellung in Medien vgl. crisadvice. Unternehmensberatung für Krisenmanagement: Pressespiegel zur LÜKEX (2004).

kritische Medienberichte über nicht bewältigte Problemlagen[65] mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass das vorrangige Ziel gewesen sei, Schwachstellen aufzudecken und Defizite im Nachgang abzuarbeiten.[66]

In diesem Sinne ist LÜKEX als eine Simulation zu sehen, die nicht zu einer Lösung führt, sondern vorher unbekannte Probleme aufdecken und das Krisenmanagement mit immer neuen, erweiterten Risikolagen konfrontieren soll. Krisenbewältigung ist der Effekt eines vernetzten Zusammenspiels heterogenster Akteure – politisch Verantwortlicher, administrativ Zuständiger, von Experten etwa für chemische Gifte oder Epidemien, von Hilfs- und Rettungsorganisationen oder auch privaten Infrastrukturbetreibern wie etwa Strom-, oder Lebensmittelversorgern. Das Durchspielen solcher Kooperationen anhand von Kaskadeneffekten in Krisenlagen bringt viele bisher unbekannte Momente ans Licht, wie etwa ungelöste Verantwortlichkeiten oder das Problem des Betriebsgeheimnisses in der Zusammenarbeit mit Privatunternehmen, schließlich geraten auch die politische Akteure der strategischen Ebene dabei als neuer Unsicherheitsfaktor in den Blick. Die Simulationen machen auf neuen Ebenen das Verhalten unterschiedlichster Akteure beobachtbar, sie trainieren deren Fähigkeit, mit Krisen umzugehen, mehr noch aber sollen sie zeigen, wo Änderungs- und weiterer Forschungsbedarf besteht.[67]

Von der Übungsabdeckung und Stabsorientierung her lassen sich die von 1971 bis 1989 im Zweijahresrhythmus durchgeführten WINTEX (WINTer EXercise) der NATO, bei der zentral ein atomarer Erstschlag von Staaten des Warschauer Paktes angenommen wurde, als Vorläufer ansehen. Ein gravierender Unterschied bestand allerdings darin, dass bei WINTEX stets militärisch begründete Geheimhaltung auf allen Ebenen groß geschrieben wurde. Hingegen ist bei der Serie

---

65 Göran Schattauer: „GRIPPE-GAU. Wunderbar – falsch“, in: Focus Magazin vom 25.02.2008, S. 54-55, und Katrin Hoerner: „Pandemieübung. Im Katastrophenfall klaffen Sicherheitslücken“, in: Focus Online, Jg. 2009, 03.05.2009. *http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/schweinegrippe/pandemieuebung-im-katastrophenfall-klaffen-sicherheitsluecken_aid_395557.html* vom 02.02.2011.

66 dpa Pressemeldung: Bundesamt: „Krisenkommunikation nach Pandemie-Übung verbessert“ vom 04.05.2009, Bonn, dpa.

67 G. Gullotta: Political Risk in Civil Protection, S. 42-44.

der LÜKEX nicht nur eine allgemeine Betroffenheit der Bevölkerung gegeben, vielmehr wird die Öffentlichkeit zum zentralen Übungsinhalt. Die ersten Übungen adressierten die Öffentlichkeit in allgemeiner Form mit schematischen Presse- und allgemeinen Hintergrundinformationen. Zunehmend sollte Krisenkommunikation zu einem eigenen differenziert und aktiv gestalteten Bereich avancieren. Gegenwärtige Konzepte der Krisenkommunikation sehen vielfältige Wege vor, die Bevölkerung anzusprechen, sowohl indirekte Wege, indem die Presse in Übungen eingebunden wird, als auch direkte Wege, indem die Möglichkeiten neuer Medien genutzt werden. Journalisten und Bevölkerung werden nicht mehr als schlichte Mittler und Objekte behördlichen Handelns gesehen, ihnen wird eine aktive Rolle bei der Bewältigung von Krisen und Notfallsituationen zugesprochen – sie werden in die Verantwortung genommen.[68]

Journalisten jedenfalls sollen bei Übungen so weit eingebunden werden, dass sie selbst Vertrauen in die Krisenbewältigungsstrategien der Behörden fassen und auf diesem Wege ihre für den Ernstfall vorgesehene Rolle üben.[69] Dass dieses Konzept viele Unbekannte aufweist, zeigt allerdings die mediale Berichterstattung zur Durchführung der LÜKEX 2011, der ein Szenario zur IT-Sicherheit zugrunde lag. Eine Reihe von Mediendarstellungen folgt fast den behördlichen Presseerklärungen einschließlich der Meldungen, die Aufgaben erfolgreich bewältigt und Erkenntnisse zu Verbesserungen gewonnen zu haben.[70]

68 Siehe die zahlreichen Verweise auf neue Medien- und Kommunikationsformen wie Internet oder SMS in: Bundesministerium des Innern (BMI) (Hg.): Krisenkommunikation 2008: *http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2008/Krisenkommunikation.pdf?__blob=publicationFile* vom 04.02.2011; vgl. auch: Verena Blank-Gorki/Harald Karutz: „Web 2.0. Neue Perspektiven für den Bevölkerungsschutz?“, in: Bevölkerungsschutz 1 (2011), S. 24-27. Beispiele dafür, dass die direkte Einbeziehung der Bevölkerung in Übungen simuliert wird, sind uns nicht bekannt.

69 Werner Baach/Ralf Burmeister: „Die strategische Bedeutung von Krisenkommunikation“, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Nationales Krisenmanagement im Bevölkerungsschutz, Bonn 2008, S. 145-153, hier S. 151.

70 U. a. tagesschau.de 2011. Krisenmanagement: LÜKEX probt Cyberangriff auf Deutschland: tagesschau.de. *http://www.tagesschau.de/inland/*

An anderen Orten jedoch wird der Wert der Übung deutlich bezweifelt. Die Zweifel beziehen sich auf zahlreiche Elemente: die Dimensionen der Ausfälle erscheinen überzogen („Supertrojaner"), die eingesetzten technischen Sabotagemittel zu schlicht, und auch die Ernsthaftigkeit der Übung selbst schien zweifelhaft: „[...] bei Kaffee und Schnittchen tagt der Krisenstab."[71] Vertrauen in das Krisenmanagement scheint nicht unbedingt der Effekt der Einbindung von Journalisten in die Übungen. Mit der Maßgabe, in der Krise nur mit „einer Stimme" zu sprechen, „damit keine Verwirrung entsteht"[72], also eine vereinheitlichte dirigistische Strategie zu betreiben und zugleich auf die eigenverantwortliche Mitarbeit von Journalisten zu setzen, werden paradoxe Ansprüche ins Übungsgeschehen eingebaut. Heterogene, sich widersprechende Darstellungen und Beurteilungen sind vorprogrammiert: Die Logik massenmedialer Kommunikation deckt sich eben nicht mit der Logik von Krisenkommunikation.

4. SCHLUSS

Die Übung, die Inszenierung und das Durchspielen von Katastrophen oder zumindest von Notfällen, sollen den Eintritt tatsächlicher zukünftiger Katastrophen verhindern oder zumindest seine Wahrscheinlichkeit mindern. Die Übung setzt auf Lernen, darauf, dass eine Vergegenwärtigung von katastrophischen Ereignissen und Notfällen das Wissen, Können und Eigenschaften von Rettungskräften und Organisationen steigert, um notfalls adäquat zu handeln. Vielleicht lassen sich schon bei der einfachen Feuerwehrübung, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert etablierte, im Kern alle in der Folgezeit entwickelten Formen des Lernens finden. Jedenfalls lässt sich im Vergleich zu den

luekex100.html vom 01.02.2012; Zweites Deutsches Fernsehen (ZDF). ZDFheute Nachrichten: LÜKEX 11 – Üben für den Cyber-Ernstfall: *http://www.heute.de/ZDFheute/inhalt/15/0,3672,8402671,00.html* vom 01.02.2012.

71 SPIEGEL Online: Lükex-Übung: Deutschland probt den Cyber-Ernstfall. *http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,801114,00.html* vom 30. 12.2011.

72 Bundesministerium des Innern (BMI) (Hg.): Krisenkommunikation, 2008, S. 47.

frühen Feuerwehrübungen von einer enormen Ausdifferenzierung der Formen des *enactments*, mithin einer enormen Ausdifferenzierung der Formen zu lernen, sprechen. Wo einst der Drill, das inkorporierte Können und Wissen die Kompetenz von Rettungskräften und Organisationen begründete, arbeiten heute zahlreiche Formen der Inszenierung an der Ausbildung unterschiedlicher Fertigkeiten: der klassische Drill, die Ausbildung von inkorporierten Automatismen ist keineswegs verschwunden und in ähnlicher Form wird mit Planspielen daran gearbeitet, dass Stäbe in routinisierter Weise Lösungsschemata für definierte Probleme internalisieren; in Funktionsübungen werden immer reichhaltigere Umwelten einbezogen, nicht zuletzt, um eine angemessene Wahrnehmung katastrophischer Szenen zu schulen; meist virtuell gestützte Simulationen intensivieren das Erleben katastrophischer Szenarien in enormer Weise und schließlich eröffnet die Simulation – wie sie in Stabsübungen wie Lükex durchgeführt wird – ein Experimentierfeld mit dem Lernziel, sich auf Ungewissheit, auf radikale Überraschungen einzustellen.

Die Ausdifferenzierung der Feuerwehr und der spezifischen Übung im Steigerhaus fand ihre Ratio in neuen Gefährdungen durch die Industrialisierung und dem Wandel urbaner Architektur. Analog finden die gegenwärtigen Ausdifferenzierungen, Intensivierungen sowie die räumlichen und zeitlichen Ausweitungen von Übungen ihre Begründung in einer gesteigerten Verletzlichkeit einer technisch hochgradig vernetzten Welt. Nicht mehr allein der Schutz physischer Strukturen, mehr noch der von logistischen Vernetzungen, von virtuellen Verbindungen zur Steuerung und Kontrolle von Infrastrukturen und der von logischen Vernetzungen, wenn etwa Stromausfälle zu Finanzmarkteinbußen führen, wird zum Problem, auf das entsprechende inszenierte Katastrophen antworten. Führte einst ein liberaler Geist von der Policey zur freiwilligen Feuerwehr und gelangte die Organisation in den Ruf die effizienteste Kooperationsform zu bilden, so kehren sich gegenwärtig einige Vorzeichen um. Wo die Organisation der Nothilfe lange Zeit als die Aufgabe (semi-)staatlicher Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben (BOS) galt, wird jetzt wieder auf „verteilte Sicherheit“ gesetzt. Netzwerke, die eine andere, eine lockerere Form der Kooperation darstellen, gelten inzwischen als das Mittel der Wahl, gerade wenn es um außergewöhnliche, um nichtalltägliche Probleme geht. Verteilte Sicherheit bedeutet, die Kräfte der Gesellschaft zur Krisenbewältigung auf breiter Basis zu aktivieren, zu-

letzt auch die Bürger selbst mit in die Verantwortung für Schutzziele zu ziehen. Der liberale Geist hat sich in einen neoliberalen verwandelt. Die gesteigerte Komplexität des Krisenmanagements wird evident. Vielleicht prognostizieren Behördenvertreter ja deshalb ein „Zeitalter der Übungen“, da sie „ein wesentliches Instrument der Komplexitätsreduktion und des Umgangs mit Ungewissheiten“ seien.

LITERATUR

Andreatta, Pamela B. et al.: „Virtual Reality Triage Training Provides a Viable Solution for Disaster-preparedness“, in: Academic Emergency Medicine 17, 8 (2010), S. 870-876.

Anderson, Ben/Adey, Peter: „Affect and security. Exercising emergency in ‚UK civil contingencies‘“, in: Environment and Planning D: Society and Space 29 (2011), S.1092-1109.

Baach, Werner/Burmeister, Ralf: „Die strategische Bedeutung von Krisenkommunikation“, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Nationales Krisenmanagement im Bevölkerungsschutz, 8. Aufl., Bonn 2008, S. 145-153.

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.

Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.

Beck, Marie L.: LÜKEX 2011 zu Cybersecurity – Teilnahme am Begleitforum. *http://www.sicherheit-forschung.de/news/12_01_11_luekex_11.html* vom 01.03.2013.

Blank-Gorki, Verena/Karutz, Harald: „Web 2.0. Neue Perspektiven für den Bevölkerungsschutz?“, in: Bevölkerungsschutz 1 (2011), S. 24-27.

Bohlmann, Wilhelm: Internationale Feuerwehrwettbewerbe des CTIF. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (1961-2009), Rostock: W. Bohlmann 2009.

Bonß, Wolfgang: „(Un-)Sicherheit in der Moderne“, in: Peter Zoche/Stefan Kaufmann,/Rita Haverkamp (Hgg.), Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken, Bielefeld. Transcript 2010, S. 43-69

Bröckling, Ulrich: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München: Fink 1997.

Bruch, Michael/Türk, Klaus: „Das Organisationsdispositiv moderner Gesellschaft“, in: Klaus-Dieter Altmeppen/Thomas Hanitzsch/Carsten Schlüter (Hgg.), Journalismustheorie. Next Generation. Soziologische Grundlegung und theoretische Innovation, Wiesbaden: VS Verlag 2007, S. 263-280.

Bundesministerium des Innern (BMI): Krisenkommunikation (Leitfaden für Behörden und Unternehmen) 2008. *http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2008/Krisenkommunikation.pdf?__blob=publicationFile* vom 04.02.2011.

Clausen, Lars: „Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozessmodells der Katastrophe“, in: ders./Wolf R. Dombrowsky (Hgg.), Einführung in die Soziologie der Katastrophen (= Zivilschutz-Forschung, Bd. 14), Bonn 1983, 41-79.

Collier, Stephen J.: „Enacting catastrophe: preparedness, insurance, budgetary rationalization“, in: Economy and Society 37 (2008), S. 224-250.

Collier, Stephen J./Lakoff, Andrew: „The vulnerability of vital systems: how ‚critical infrastructure‘ became a security Problem,“ in: Myriam Dunn Cavelty/Kristian Søby Kristensen (Hgg.), Securing the Homeland. Critical Infrastructure, Risk, and (In)Security, London: Routledge Chapman & Hall 2008, S. 17-39.

crisadvice. Unternehmensberatung für Krisenmanagement (2004): Pressespiegel zur LÜKEX 2004. *http://www.crisadvice.com/media/Gesammelte%20Luekex%20Berichte.pdf* vom 22.05.2011.

Daines, Guy E.: „Planning, training and exercising“, in: Thomas E. Drabek/Gerard J. Hoetmer (Hgg.), Emergency management. Principles and practice for local government, Washington D.C.: International City Management Association 1991, S. 161-200.

Delooz, Hermann et al.: „European survey on training objectives in disaster medicine“, in: European Journal of Emergency Medicine 1 (2007), S. 25-31.

Dombrowsky, Wolf R.: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse, Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl. 1989.

dpa Pressemeldung: Bundesamt: Krisenkommunikation nach Pandemie-Übung verbessert vom 04.05.2009, Bonn, dpa. *http://www.aerztezeitung.de/medizin/krankheiten/infektionskrankheiten/schweinegrippe/article/546268/bundesamt-krisenkommunikation-nach-pandemie-Uebung-verbessert.html* vom 02.02.2011.

Ellebrecht, Nils/Jenki, Markus: „Organisationen und Experten des Notfalls. Ein Forschungsüberblick“, in: Markus Jenki/Nils Ellebrecht/Stefan Kaufmann (Hgg.): Organisationen und Experten des Notfalls. Zum Wandel von Technik und Kultur bei Feuerwehr und Rettungsdiensten (= Zivile Sicherheit. Schriften zum Fachdialog Sicherheitsforschung, Bd. 7), Wiesbaden: LIT 2013.

Engelsing, Tobias: Im Verein mit dem Feuer. Die Sozialgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr von 1830 bis 1950, Konstanz: Faude 1990.

Füllsack, Manfred: Gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten. Eine Einführung in die Komplexitätsforschung. Wiesbaden: VS Verlag 2011.

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976.

Franc-Law, Jeffrey M./Bullard, Michael/Della, Corte F.: „Simulation of a hospital disaster plan: a virtual, live exercise“, in: Prehospital and Disaster Medicine 23, 4 (2008), S. 346-353.

Geenen, Elke M.: „Kollektive Krisen. Katastrophe, Terror, Revolution – Gemeinsamkeiten und Unterschiede“, in: Lars Clausen/Elke M. Geenen/Elísio Macamo (Hgg.), Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen (= Konflikte, Krisen und Katastrophen – in sozialer und kultureller Sicht, 1), Münster: LIT 2003, S. 5-23.

Giddens, Anthony: Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001.

Greswell, James: „A Case of Simulation versus Reality? The state of play at the interface between simulation and reality“, in: Military Technology 5 (2009), S. 80-82.

Goersch, Henning Goetz: Empirische Untersuchung von Möglichkeiten der Förderung der persönlichen Notfallvorsorge in Deutschland, Karlsruhe: Diss. 2010.

Günther, Lars/Ruhrmann, Georg/Milde, Jutta: Pandemie. Wahrnehmung der gesundheitlichen Risiken durch die Bevölkerung und Konsequenzen für die Risiko- und Krisenkommunikation (Schriftenreihe Sicherheit), Berlin: FU Berlin 2011. *http://www.sicherheit-forschung.de/schriftenreihe/sr_v_v/sr_7.pdf*

Gullotta, Giulio: „Political Risk in Civil Protection – A Practitioners View“, in Beat Habegger (Hg.), International handbook on risk analysis and management. Professional experiences, Zürich: CSS 2008, S. 35-49.

Guttmann, Barbara/Grau, Ute/Asche, Susanne: Gegen Feuer und Flamme. Das Löschwesen in Karlsruhe und die Berufsfeuerwehr (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 23), Karlsruhe: Info-Verl. 2001.

Habegger, Beat (Hg.): International Handbook on Risk Analysis and Management. Professional Experiences, Zürich: ETH Zürich 2005.

Habegger, Beat: „Current Practices and Future Challenges of Risk Analysis and Management“, in: ders. (Hg.), International Handbook, Zürich: ETH Zürich 2008, S. 203-213.

Helsloot, Ira: „Bordering on Reality: Findings on the Bonfire Crisis Management Simulation“, in: Journal of Contingencies and Crisis Management 13, 4 (2005), S. 159-169.

Hoerner, Katrin: „Pandemieübung. Im Katastrophenfall klaffen Sicherheitslücken“, in: Focus Online, Jg. 2009, 03.05.2009. *http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/schweinegrippe/pandemieuebung-im-katastrophenfall-klaffen-sicherheitsluecken_aid_395557.html* vom 02.02.2011.

Hornung, Wolfgang: Feuerwehrgeschichte. Brandschutz und Löschgerätetechnik von der Antike bis zur Gegenwart, 3. erw. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 1990.

Horstkötter, Maria: Feuerschutz, Brandbekämpfung und Schadensvergütung in Münster (Westf.) vom 16.-18. Jahrhundert, Münster 1941.

Kaufmann, Stefan: „Zivile Sicherheit. Vom Aufstieg eines Topos“, in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert (Leviathan Sonderband 25), Wiesbaden: VS 2011, S. 101-123.

Kizakevich, Paul N. et al.: „Virtual simulation-enhanced triage training for Iraqi medical personnel“, in: Studies in health technology and informatics 125 (2007), S. 223-228.

Klink, Manfred/Thiede, Tanja: „Das System LÜKEX als Motor der Entwicklung des strategischen Krisenmanagements“, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.), Nationales Krisenmanagement im Bevölkerungsschutz (= Praxis im Bevölkerungsschutz, Band 1), Bonn 2008, S. 131-139.

Knight, Frank: Risk, Uncertainty and Profit, Washington D.C.: Cosimo 2002 [1921].

Knuuttila, Tanja/Merz, Martina/Mattila, Erika: „Computer Models and Simulations in Scientific Practice“, in: Science Studies 19, 1 (2006), S. 3-11.

Lafer, Renate: Omnes collegiati, „concurrite“! Brandbekämpfung im Imperium Romanum (= Grazer altertumskundliche Studien, Bd. 7), Frankfurt a. M.: Lang 2001.

Lackner, Christian K. et al.: „Simulationstraining in der Akut- und Notfallmedizin“, in: Notfall + Rettungsmedizin 12 (2009), S. 366-371.

Lakoff, Andrew: „Preparing for the Next Emergency“, in: Public Culture 19 (2007), S. 247-271.

Magirus, Conrad Dietrich: Alle Theile des Feuer-Lösch-Wesens, 2. Aufl., Stuttgart: Metzler 1851.

Makropoulos, Michael: „Möglichkeitsbändigungen. Disziplin und Versicherung als Konzepte zur sozialen Steuerung von Kontingenz“, in: Soziale Welt 41 (1990), S. 407-423.

Martin, Tobias: „Pandemie als kommunikative Herausforderung für die Bundesbehörden – ein Überblick über die Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Bundesbehörden zur Neuen Grippe („Schweinegrippe“)“, in: Bundesgesundheitsblatt. 53, 12 (2010), S. 1304-1307.

Matuschek, Ingo/Kleemann, Frank: „Simulator und Autopilot. Zur Virtualisierung der Pilotentätigkeit“, in: Gerrit Herlyn et al. (Hgg.), Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen, München: Rainer Hampp 2009, S. 161-180.

Opitz, Sven/Tellmann, Ute: „Katastrophale Szenarien: Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie“, in: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hgg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert (Leviathan Sonderband 25), Wiesbaden: VS 2011, S. 27-52.

Petersen, Arthur C.: „Simulation Uncertainty and the Challenge of Postnormal Science“, in: Johannes Lenhard/Guenter Küppers/Terry Shinn (Hgg.), Simulation. Pragmatic construction of reality (Sociology of the sciences yearbook, Band 25), Dordrecht: Springer 2006, S. 173-186.

Peterson, Danny M./Perry, Ronald W.: „The impacts of disaster exercises on participants“, in: Disaster Prevention and Management 4 (1999), S. 241-255.

Pias, Claus: „Abschreckung denken. Herman Kahns Szenarien“, in: ders. (Hg.), Abwehr. Modelle – Strategien – Medien, Bielefeld 2009, S. 169-188.

Popitz, Heinrich, Der Aufbruch zur artifiziellen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik, Tübingen: Mohr 1995.

Quarantelli, Enrico L.: Catastrophes are different from disasters, Social Science Research Council 2006: *http://understandingkatrina.ssrc.org/Quarantelli/*

Reiter, Martin: „Einsatzübungen der Feuerwehr als Simulationen des Ernstfalls“, in: Semiotik 1-2 (2003), S. 141-158.

Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob: Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

Sausgruber, Angelika: Die Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr in Vorarlberg. Soziale, rechtliche und politische Aspekte – von den Anfängen bis 1914, Feldkirch: Rheticus-Ges. 1999.

Schaade, L. et al.: „Pandemieplanung“, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 53, 12 (2010), S. 1277-1282.

Schattauer, Göran: „GRIPPE-GAU. Wunderbar – falsch“, in: Focus Magazin vom 25.02.2008, S. 54-55.

Siemons, Mark: „Glück ist ein Irrtum des Westens“, in: F.A.Znet, 28. 01.2011. *http://www.faz.net/-01nrhx*

SPIEGEL Online: „Lükex-Übung: Deutschland probt den Cyber-Ernstfall“, in: Spiegel Online 1. Dezember 2011: *http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,801114,00.html* vom 30.12. 2011.

Türk, Klaus/Lemke, Thomas/Bruch, Michael: Organisation in der modernen Gesellschaft. Eine historische Einführung. Wiesbaden: VS Verlag 2002.

Unger, Christoph: „Die strategische Krisenmanagementübung LÜKEX 2009/2010“, in: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik 3 (2010), S. 433-443.

Vincent, Dale S./Sherstyuk, Andrei/Burgess, Lawrence/Connolly, Kathleen K.: „Teaching Mass Casualty Triage Skills Using Immersive Three-dimensional Virtual Reality“, in: Academic Emergency Medicine 15, 11 (2008), S. 1160-1165.

Vogelsang, Robert: Der Buerger als Feuerwehrmann. Plan zur Organisation des Feuerlöschwesens in kleineren und Mittelstädten, Annaberg 1860.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft (= Max Weber Gesamtausgabe, Abteilung 1, Band 22, Teilband 4), Tübingen 2005.

Wilharm, Heiner: „Vertrauen inszenieren? Einleitung“, in: Ralf Bohn/ Heiner Wilharm (Hgg.), Inszenierung und Vertrauen. Grenzgänge der Szenografie (= Szenografie & Szenologie, Band 4), Bielefeld: transcript 2011, S. 9-40.

Zwierlein, Cornel: Der gezähmte Prometheus. Feuer und Sicherheit zwischen Früher Neuzeit und Moderne (= Umwelt und Gesellschaft 3), Göttingen 2011.

Zykla-Menhorn, Vera: „Neue Influenza: Kritischer Rückblick mit wegweisender Vorausschau“, in: Deutsches Ärzteblatt 107, 18 (2010), S. 850-855.

Die Normalisierung des Katastrophischen am Beispiel des Klimawandels

GABRIELE GRAMELSBERGER

1. KLIMAWANDEL

Seit mehr als vierzig Jahren beherrscht das Thema des Klimawandels Wissenschaft, Politik und Medien. Das Schreckensgespenst eines Kölner Doms unter Wasser[1] oder hilflos auf Eisschollen treibende Eisbären sind mediale Umsetzung der Folge des ‚fiebrigen' Anstiegs der globalen Jahrestemperatur. Was diesen Anstieg verursacht, ist dabei seit mehr als einhundert Jahren bekannt. Bereits 1896 beschrieb der Schwedische Meteorologe Svante Arrhenius den Treibhauseffekt der Atmosphäre: „The mean temperature of the ground [is] in any way influenced by the presence of heat-absorbing gases in the atmosphere? [… Thereby,] the atmosphere acts like the glass of a hothouse, because it lets through the light rays of the sun but retains the dark rays from the ground".[2] Der Grund dafür, so Arrhenius, liegt nicht in den Luftmassen, sondern in den Treibhausgasen „aqueous vapour and carbonic acid, which are present in the air in small quantities".[3] Doch diese Beobachtung gab bis Mitte des 20. Jahrhunderts den Wissenschaftlern

1 Der Spiegel: „Das Weltklima gerät aus den Fugen", in: Der Spiegel 33 (1986), S. 122-134.

2 Svante Arrhenius: „On the influence of carbonic acid in the air upon the temperature of the ground", in: Philosophical Magazine and Journal of Science 41 (1896), 237-276, hier 237.

3 Ebd., S. 239.

keinen Grund zur Besorgnis. Im Gegenteil: Wie der Britische Ingenieur Guy Callendar 1938 ausrechnete, wurden seit den 1880er Jahren mehr als 150.000 Million Tonnen Kohlendioxid freigesetzt und diese Freisetzung führten laut seinen Berechnungen zu einem jährlichen Anstieg der globalen Jahrestemperatur um 0,003°C. Und dieser Anstieg wurde begrüßt, sollte doch „the return of the deadly glaciers […] be delayed indefinitely. [… Therefore] the combustion of fossil oil [...] is likely to prove beneficial to mankind in several ways".[4] Die Grundannahme bis Mitte des 20. Jahrhunderts lautete, dass eine neue Eiszeit drohe und daher ein von Menschen versursachter Klimawandel, mithin Erwärmung willkommen sei. Warnende Stimmen, dass die Aufheizung der Atmosphäre durch immer größere Mengen von Kohlendioxid nicht unbedingt begrüßenswert sei, wurden mit dem Hinweis auf die Absorptionsleistung der Ozeane zerstreut. Doch Mitte der 1950er Jahre konnte gezeigt werden, dass die Aufnahmeleistung der Ozeane mit dem rapiden Ausstoß von Kohlendioxid nicht mithalten konnte[5] und erste Messungen an Orten weitab der Industriestandorte zeigten bereits eine erstaunlich hohe Kohlendioxid-Konzentrationen an[6]. Diese 1958 von Charles D. Keeling in Hawaii am Mauna Loa Observatorium begonnenen Messungen machten schnell deutlich, wie folgenreich ‚the vast geophysical experiment' der Menschheit war.[7] Die Keeling-Kurve

---

4 Guy Stewart Callendar: „The artificial production of carbon dioxide and its influence on temperature", in: Quarterly Journal of the Royal Meteorological Society 64 (1938), S. 223-240, hier S. 236.

5 Roger Revelle/Hans E. Suess: „Carbon Dioxide Exchange between Atmosphere and Ocean and the Question of an Increase of Atmospheric CO2 During the Past Decades", Tellus 9 (1957), S. 18-27; Bert Bolin/ Erik Eriksson: „Changes in the Carbon Dioxide Content of the Atmosphere and Sea Due to Fossil Fuel Combustion", in: Bert Bolin (Hg.), The Atmosphere and the Sea in Motion, New York: Rockefeller Institute Press 1959, S. 130-142.

6 Charles David Keeling: „The Influence of Mauna Loa Observatory on the Development of Atmospheric CO2 Research", in: John Miller (Hg.), Mauna Loa Observatory. A 20th Anniversary Report, Boulder: NOAA Environmental Research Laboratories 1978, S. 36-54.

7 R. Revelle/H. E. Suess: Carbon Dioxide Exchange between Atmosphere and Ocean and the Question of an Increase of Atmospheric CO2 during the Past Decades.

dokumentiert seither den unaufhaltsamen Anstieg des Kohlendioxids in der Atmosphäre und sie wurde damit zum Icon des von Menschen versursachten Klimawandels.[8]

1.1 Klimasensitivität

Heute, nach mehr als fünfzig Jahren Messung – als klimarelevant bezeichnet die World Meteorological Organization (WMO) eine signifikante Veränderung innerhalb von mindestens dreißig Jahren – und der Auswertung von Klimaarchiven wie Eisbohrkernen und Baumringen, gilt der menschenverursachte Einfluss auf das Klima durch Treibhausgasen als belegt. Dieser Einfluss verhindert keine neue Eiszeit, sondern sorgt für eine nie da gewesene Erwärmung. Zudem kennt man den Umfang dieses Einflusses. Ausgehend von einer natürlichen Kohlendioxid-Konzentration von 280 ppmv (parts per million by volume) der vorindustriellen Zeit bis etwa 1750, stieg die Konzentration bis 2010 auf 390 ppmv an.[9] Die Kernfrage, und die kann nur durch Modellberechnungen untersucht werden, lautet daher: Welchen Einfluss genau hat der Anstieg der Konzentration von Kohlendioxid und anderer Treibhausgase wie Ozon, Methan, Chlorflurkarbonate oder Lachgas auf das Klima? Letztendlich ist dies die Frage nach der Sensitivität des Klimasystems auf externe Einflüsse. Und diese Frage wurde erstmals 1979 als ‚CO_2 doubling question' in dem Bericht *Carbon Dioxide and Climate: A Scientific Assessment* von Jule Charney und Kollegen verhandelt.[10] Charney, der zusammen mit John von Neumann 1950 die erste computerbasierte Wettervorhersage berechnet hatte,[11] nutzte die

8 Spencer R. Weart: The discovery of global warming, Cambridge MA: Harvard University Press 2003.

9 IPCC: Climate Change 2007. The Scientific Basis. Contribution of Working Group I to the Fourth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, Cambridge: Cambridge University Press 2007.

10 Jules Gregory Charney et al.: Carbon Dioxide and Climate. a Scientific Assessment. Washington D.C.: National Academy of Sciences Press 1979.

11 Frederik Nebeker: Calculating the Weather. Meteorology in the 20th Century, San Diego: Academic Press 1995; Gabriele Gramelsberger:

erheblich verbesserten Modelle, um nun Fragen nach dem Klimawandel zu stellen. Die Ergebnisse der Modellberechnungen waren deutlich: „If the CO2 concentration of the atmosphere is indeed doubled [560 ppmv] and remains so long enough for the atmosphere and the intermediate layer of the ocean to attain approximate thermal equilibrium, our best estimate is that changes in global temperature to the order of 3°C will occur and that these will be accompanied by significant changes in regional climatic patterns.“[12] Zwar ist die Menschheit von einer Verdopplung der Kohlendioxid-Konzentration auf 560 ppmv aktuell noch entfernt, aber seit den 1980er Jahren nimmt der Ausstoß an Treibhausgasen – seit den Verhandlungen zum Kyoto-Protokoll 1992 in Kohlendioxid-Äquivalenten (CO2-equ) angegeben – überproportional zu. Die besorgniserregendsten Szenarien gehen sogar von weitaus höheren Emissionswerten bis 2100 aus.[13]

Das Hauptproblem in punkto Klimawandel ist jedoch, dass die tatsächlichen Folgen eines zu erwartenden Anstieges nur schwer berechenbar sind. Dies hat mit der Natur des Klimasystems als hochgradig rückgekoppeltem System zu tun. So lässt sich zwar sehr einfach und eindeutig berechnen, dass eine Kohlendioxid-Verdoppelung in einem Klimasystem ohne Rückkopplungseffekte zu einem Anstieg der globalen Jahrestemperatur von 1°C führen würde. Doch da das Klima eben ein hochgradig rückgekoppeltes System ist, variieren aktuelle Berechnungen zwischen 2,4°C und 4,1°C.[14] Das heißt, Charney und seine Kollegen lieferten bereits 1979 mit 3°C Klimaerwärmung eine recht zutreffend Modellschätzung.

Computerexperimente. Zum Wandel der Wissenschaft im Zeitalter des Computers, Bielefeld: Transcript 2010.

12 Jules Gregory Charney et al.: Carbon Dioxide and Climate: a Scientific Assessment, S. 17.

13 Nebojsa Nakicenovic/Robert Swart: Special Report on Emissions Scenarios, Cambridge: Cambridge University Press 2000.

14 Stefan Rahmstorf: „Anthropogenic Climate Change: Revisiting the Facts“, in: Ernesto Zedillo (Hg.), Global Warming. Looking Beyond Kyoto, Washington: Brookings Institution Press (2008), S. 34-53.

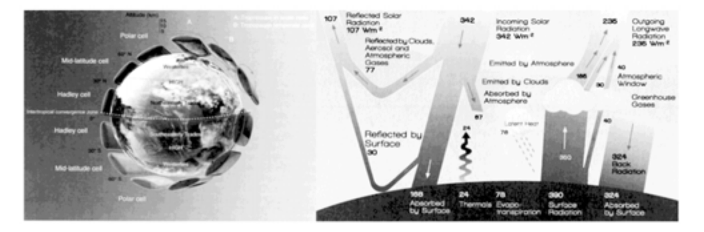


Fig. 1: Globale Zirkulation der Atmosphäre (links), Energiebudget der Atmosphäre als Bertherton Diagramm (rechts).[15]

1.2 Rückgekoppelte Systeme

Das naturwissenschaftliche Verständnis der Atmosphäre ist das einer gigantischen thermodynamischen Maschine. Die permanente Einstrahlung der Sonne treibt diese Maschine an (s. Fig. 1 rechts). Ohne Atmosphäre läge die globale Jahrestemperatur bei -18°C, doch dank des Treibhauseffekts der Atmosphäre sind es überlebensnotwendige +14°C bis +15°C. Der Treibhauseffekt sorgt dafür, dass genügend Energie im System durch Absorption und Speicherung des Sonnenlichts als Wärme in der Atmosphäre verbleibt. Für diese kurz- bis langfristige Speicherung sorgen die Ozeane, die Erdoberfläche sowie die Treibhausgase und der Wasserdampf in Form von Wolken. Neben dieser Umwandlung des Lichts in Wärme, wird ein Teil der Energie in Bewegung von Luftmassen umgesetzt, die wir als Winde zu spüren bekommen. Diese Bewegung kommt durch die unterschiedliche Verteilung der Sonneneinstrahlung vom Äquator zu den Polen, durch Druck- und Gravitationsunterschiede, den Tag- und Nachtwechsel, die Jahreszeiten und andere zyklische und lokale Unterschiede zustande. Die Dynamik der Luftmassen zeigt sich im Globalen in den drei Zirkulationsmustern der Hemisphäre (Hadley Zelle am Äquator, Zelle der gemäßigten Breiten, Polare Zelle wie in Fig. 1 links dargestellt). Dies bedeutet, dass permanent Luftmassen über den Globus zirkulieren und mit diesen Beimengungen aller Art – von Treibhausgasen und Was-

15 Quelle: Gabriele Gramelsberger/Johann Feichter (Hgg.), Climate Change and Policy. The Calculability of Climate Change and the Challenge of Uncertainty, Berlin/Heidelberg: Springer 2011.

serdampf in Form von Wolken bis zu Vulkanasche, Sand oder radioaktiv verstrahlte Teilchen.[16]

Wichtigstes Treibhausgas ist dabei Wasserdampf. Durch Verdunstung entstehen Wolken, die oft über große Entfernungen bewegt werden und sich in Niederschläge entladen. Wolken reflektieren zum einen einstrahlendes Sonnenlicht zurück in den Weltraum (Abkühlungseffekt), sie speichern aber auch Licht in Form von Wärme und geben diese an die Erdoberfläche ab (Erwärmung). Das Verhalten von Wolken hängt von ihrer chemischen Zusammensetzung ab. Die Veränderung dieser Zusammensetzung durch die massive Freisetzung von Treibhausgasen führt dazu, dass insgesamt mehr Energie im System verbleibt, es zur Erwärmung kommt und sich der Wasserkreislauf des Planeten sowie die Verteilungsmuster der Luftbewegung ändern. Ein veränderter Wasserkreislauf sowie Luftbewegung können zu einer weiteren Verstärkung und Beschleunigung des Treibhauseffektes führen. Die primäre Veränderung führt in komplexen Systemen zu sekundären und tertiären Veränderungen, die wiederum aufeinander wechselwirken und so ein komplexes, rückgekoppeltes Ursache-Wirkungs-Muster bilden. Das ‚Anheizen' der thermodynamische Maschine hat also schwer einschätzbare Folgen, auch wenn die Grundannahme – mehr Energie im System bedeutet mehr Umwandlung in Arbeit wie eben Wärmespeicherung und -abgabe oder Bewegung – einfach erscheint. Hier zeigt sich der komplexe Charakter des Systems ‚Atmosphäre', insofern die einfache Relation, mehr Energie/mehr Arbeit, ein komplexes Verhalten zur Folge hat, da sich Rückkopplungen abschwächen oder aufsummieren können. Ein uns gering erscheinender Einfluss kann eine große Wirkung auf das Gesamtsystem entfalten, daher lässt sich schwer beurteilen, welche Folgen eine Erhöhung um 1°C, 2°C, 3°C oder sogar mehr Grad haben könnte. Klimamodelle versuchen diese Folgen zu simulieren und sie sind die einzigen Instrumente, die dies im Rahmen einer gewissen Unsicherheit, Projektionen in die Zukunft zu leisten vermögen.

16 Hans von Storch/Stefan Güss/Martin Heimann: Das Klimasystem und seine Modellierung, Berlin/Heidelberg: Springer 1999.

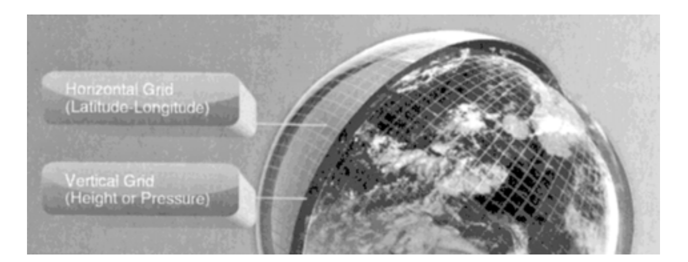


Fig. 2: Berechnungsgitter eines globalen Zirkulationsmodells der Atmosphäre.[17]

1.3 Mathematische Modelle

Diese hochgradig rückgekoppelten Wechselwirkungen der atmosphärischen Prozesse werden in Wetter- und Klimamodellen mathematisch als gekoppeltes System partieller Differentialgleichungen berechnet. Mit diesen Gleichungen lassen sich die miteinander in Interaktion stehenden meteorologischen Variablen der Feuchte, Temperatur, Luftdruck, Luftdichte sowie der Bewegungsgeschwindigkeit der Luftmassen in drei Richtungen in einen komplexen Zusammenhang stellen. Dabei sind die grundlegenden Gleichungen von Wetter- und Klimamodellen dieselben. Sie basieren auf die 1755 von Leonhard Euler formulierten und im 19. Jahrhundert von Claude Navier und Georg Stokes um Reibung erweiterten Bewegungsgleichungen für Fluide. In einem einflussreichen Artikel skizzierte 1904 der Norwegische Physiker Vilhelm Bjerknes die Grundlagen solcher mathematischer Wettermodelle.

> Die atmosphärischen Prozesse sind gemischte Vorgänge mechanischer und physikalischer Natur. Für jeden einzelnen dieser Vorgänge können wir nach mechanischen oder physikalischen Prinzipien eine oder mehrere mathematische Gleichungen aufstellen. Die genügende Kenntnis der Gesetze, nach welchen sich die atmosphärischen Prozesse entwickeln, haben wir, wenn wir in dieser Weise ebenso viele voneinander unabhängige Gleichungen aufschreiben können, als unbekannte Größen zu berechnen. Der Zustand der Atmosphäre zu einer beliebigen Zeit wird in meteorologischer Hinsicht bestimmt sein, wenn wir zu dieser Zeit in jedem Punkt die Geschwindigkeit, die Dichte, den Druck, die Temperatur und die

17 Quelle: G. Gramelsberger/J. Feichter, Climate Change and Policy.

> Feuchtigkeit der Luft berechnen können. Als Vektor wird die Geschwindigkeit durch drei skaläre Größen, die drei Geschwindigkeitskomponenten, dargestellt, und es handelt sich deshalb um die Berechnung von 7 unbekannten Größen.[18]

Doch um ein solch komplexes mathematisches Modell zu berechnen, bedarf es leistungsfähiger Computer. Daher gelang es erstmals 1950 Jule Charney und John von Neumann eine computerbasierter Wettervorhersage zu kalkulieren. Sie konnten den 1948 fertiggestellten Großrechner ENIAC nutzen. Um jedoch ein mathematisches Modell für Computer berechenbar zu machen, müssen die Gleichungen für ein horizontales Gitter aus Berechnungspunkten, die der Gestalt der Erdkugel angepasst sind, diskretisiert werden. Der Computer berechnet dann die Gleichungen für dieses Gitter sowie für mehrere vertikale Schichten. Auf diese Weise erhält man Resultate für ein dreidimensionales Gittermodell der Atmosphäre (s. Fig. 2). John von Neumann schrieb damals optimistisch: „Wir wissen, daß das 1-Lagen-Modell in der Regel ungefähr so gut ist wie ein erfahrener ‚subjektiver' Wettersachverständiger […] während das 3-Lagen-Modell wesentlich besser ist".[19] Heutige Wetter- und Klimamodelle werden für zunehmend höhere räumliche und zeitliche Auflösungen berechnet und sie berücksichtigen immer mehr Prozesse. So kamen zu den einfachen Atmosphärenmodellen der 1950er Jahre Ozeane, Landoberflächen, Wolken, Vegetation und vieles mehr hinzu. Die aktuelle Entwicklung geht zu Erdsystemen, in welchen auch der Mensch als klimarelevanter Faktor integriert ist.

1.4 Globalität versus Lokalität

Vor dem skizzierten Hintergrund des physikalischen und mathematisierten Verständnisses der Atmosphäre und des Klimas spielt sich die aktuelle Debatte um den Klimawandel ab. Das grundlegende Problem

---

18 Vilhelm Bjerknes: „Das Problem der Wettervorhersage, betrachtet von Standpunkt der Mechanik und Physik", in: Meteorologische Zeitschrift 21 (1904), S. 1-7, hier S. 2.

19 John von Neumann: „Entwicklung und Ausnutzung neuerer mathematischer Maschinen", in: ders., Collected Works, vol 5, Oxford: Pergamon Press 1954, S. 248-268, hier S. 266.

dabei ist, von der abstrakten wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu konkreten Empfehlungen und Handlungen zu gelangen. Die Konfliktlinie, die sich hier abzeichnet, ist die zwischen Globalität und Lokalität, zwischen dem statistischen Konstrukt ‚Klima' und dem tatsächlich erlebbaren Phänomen ‚Wetter'. Denn Wetter und Klima unterscheiden sich hinsichtlich ihrer zeitlichen und räumlichen wie mathematischen Natur. Wetter beschreibt das kurzfristige Verhalten atmosphärischer Variablen für eine Region, meist für ein paar Stunden bis Tage und Wochen. Klima hingegen bezeichnet die Statistik des Wetters für einen Zeitraum von Monaten bis Jahren in einer gesamten Region. Der Klimawandel wiederum bezieht sich auf eine globale Veränderung der Statistik des Wetters (Klima) innerhalb von mindestens dreißig Jahren, meist als globale Änderung der durchschnittlichen Jahrestemperatur definiert. Während Wetter durch nichtlineares Verhalten mit schnellen und unerwarteten Änderungen gekennzeichnet ist, werden diese Änderungen durch die Statistik des Klimas weitgehend ‚normalisiert'. Die Darstellung des Klimawandels als Kurve der globalen Änderung der durchschnittlichen Jahrestemperatur ist also eine gemittelte und daher äußerst abstrakte Darstellung, die so im täglichen Wetter einer Region nicht erlebbar ist. Zwar deutet ein Gesamtanstieg extremer Wetterereignisse auf einen Wandel des Klimas hin, aber ob ein konkretes Ereignis wie der Hurrikan Katrina 2005 Resultat des Klimawandels ist, lässt sich nicht prüfen. Auch die Schlussfolgerung, dass ein Anstieg der globalen Jahrestemperatur sich so wie in der mathematischen Durchschnittsverteilung auf das tatsächliche Wetter verteilen würde, ist falsch. Klimawandel erhöht die Extreme, d. h. Winter können kälter werden, Sommer heißer. Aus einem warmen Winter auf globale Erwärmung oder anhand eines kalten Winters wie 2010 in Deutschland den Klimawandel in Richtung Erwärmung in Frage zu stellen, ist daher unzutreffend. Allein der Blick auf die Statistik der Messwerte kann Aufschluss über Vergangenheit und Gegenwart geben, Modellberechnungen einen vagen Einblick in die mögliche Zukunft.

Das grundlegende Problem, das sich hier zeigt, ist die Diskrepanz zwischen Globalität und Lokalität sowohl zeitlich und räumlich. Unsere individuelle Erfahrung ist nicht global-gemittelt auf einen Mindestzeitraum von dreißig Jahren verteilt. Doch die wissenschaftlich-mathematische Darstellung des Klimas ist nur global gemittelt möglich. Klima ist also kein direkt erlebbares, sondern ein abgeleitetes Phänomen. Beide Welten, die lokale Erfahrungswelt von Wetter und

Mensch und die global gemittelte mathematische Welt des Klimawandels, zusammenzubringen, ist die aktuelle Herausforderung.

2. NORMALISIERUNGSTENDENZEN DES KLIMAWANDELS

In der Analyse der aktuellen Debatte um den Klimawandel, die auch immer eine Debatte des Katastrophischen ist, zeigen sich seit Charney's Report von 1979 verschiedene ‚Normalisierungstendenzen', die zum einen mathematisch-statistisch motiviert sind, zum anderen soziopolitisch. Diese Normalisierungstendenzen sollen im Folgenden aufgezeigt und diskutiert werden. Dabei werden, ausgehend von der inhärent wissenschaftlichen Voraussetzung der Normalisierung des Klimas als Mittelwert und eines Klimawandels als Anomalie, die weiteren Normalisierungstendenzen als Gewöhnungseffekte beschrieben: Gewöhnung an ‚nicht-abwendbare' Folgen als ‚Business as usual'-Szenario, Gewöhnung an das Katastrophische als berechen- und versicherbares Risiko und schließlich Gewöhnung an die internationalen Verhandlungsroutinen zum Klimawandel und die medialen Katastrophenmeldungen. Die Frage, die angesichts der verschiedenen Gewöhnungseffekte gestellt wird, lautet: Können wir uns eine solche Normalisierung des Katastrophischen leisten?

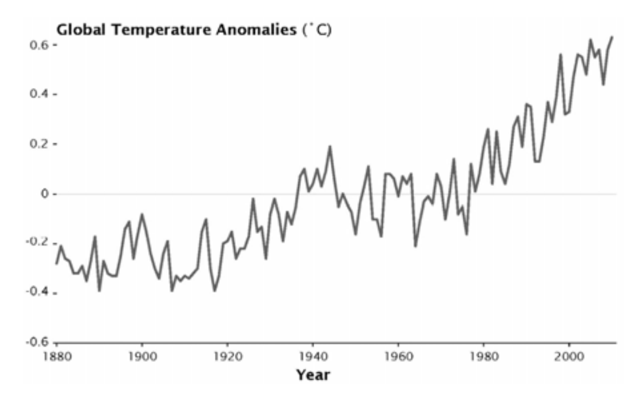


Fig. 3: Global gemittelte Jahrestemperaturen bezogen auf den Mittelwert dargestellt als Null-Linie.[20]*:*

20 Quelle: *http://giss.nasa.gov/research/news/20110112*

2.1 Normalisierung als Mittelung und Anomalie vom Mittelwert

Die allgegenwärtigste Praxis der Normalisierung zeigt sich im wissenschaftlichen Konzept des Klimawandels als Anomalie. Doch um Anomalien verorten zu können, bedarf es eines Begriffs des ‚Normalen'. Klimadaten basieren auf der Mittelung von Messwerten für einen bestimmten Zeitraum, beispielsweise der globalen Jahrestemperatur. Diese kann dann darauf hin untersucht werden, ob sie der ‚Norm' entspricht – also Mittelwert einer bestimmten Periode ist – oder ob es sich um eine Anomalie handelt. So lag beispielsweise die global gemittelte Jahrestemperatur für 2010 nach den Daten der NASA mehr als +0,6°C über dem Mittelwert und erreichte damit den bisher höchsten Wert seit 1880 (s. Fig. 3). Dies führte zu der Aussage der Klimaforscher, dass unter aktuellen Bedingungen von einer globalen Erwärmung um etwa 0,2 ºC pro Jahrzehnt ausgegangen werden muss. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die Berechnung des Normalen in Form des Mittelwertes oder noch deutlicher der absolute Mittelwert eine Setzung ist. So schreibt Jim Hansen, verantwortlich für die NASA Daten: „For the sake of users who require an absolute global mean temperature, we have estimated the 1951-1980 global mean surface air temperature as 14°C with uncertainty several tenths of a degree Celsius."[21] Diese absolute globale jährliche Durchschnittstemperatur von 14°C bildet dann die Null-Linie, um die herum sich die Anomalien gruppieren. Andere Verfahren berechnen die Anomalien aus der Durchschnittsabweichung der gesamten Erhebungsperiode. Abhängig von dem für den Mittelwert referenzierten Zeitraum ergeben sich jedoch unterschiedliche Berechnungen der Anomalien. So informiert beispielsweise die Europäische Umweltagentur (EEA) 2010 auf ihrer Website über die unterschiedlichen Resultate der Anomalie: „The global (land and ocean) average temperature increase between 1850 and 2009 was 0,74°C using combined Hadley centre and CRU datasets compared to

21 James Hansen et al.: „Global Surface Temperature Change", in: Reviews of Geophysics 48, 4 (2010), S. 1-29, hier S. 1.

the 1850-1899 period average temperature and 0.84°C using GISS dataset compared to the 1880-1899 period average temperature."[22]

Diese Bestimmung des Normalen bzw. der Anomalien kann immer nur auf die Zweckmäßigkeit für den Mensch ausgerichtet sein, sie ist kein absolutes Maß. In den letzten 12.000 Jahren erlebte das Erdklima eine relativ stabile Phase mit Kalt- und Warmphasen (Holozän).[23] Und es ist vermutlich kein Zufall, dass diese stabile Klimaphase mit der menschlichen Zivilisationsgeschichte zusammenfällt. Die neolithische Revolution vor gut 10.000 Jahren mit der Entwicklung der Landwirtschaft und von Städten ist nur unter relativ stabilen klimatischen Bedingungen denkbar.[24] So ist vom römerzeitlichen Klimaoptimum (2.300 bis 1.600 v. Chr.) mit etwa 1-1,5 °C wärmeren Mitteltemperaturen als heute die Rede. Dieses Optimum ermöglichte Weinbau in England und eisfreie Alpenpässe. Aber diese Korrelation macht auch deutlich, dass das Verhältnis von Mensch und Klima ein fragiles ist. Die an das römerzeitliche Klimaoptimum anschließende Abkühlung mit Sturmfluten im Norden und Dürren im Osten, so vermuten Wissenschaftler, gab wahrscheinlich den Anstoß für die Völkerwanderung. Die Frage, wie viel Anomalie diese fragile Verhältnis verträgt, wird aktuell in dem ‚vast geophysical experiment' in Echtzeit von mehr als 7 Mrd. Menschen ausgetestet und angesichts der skizzierten Komplexität des Klimasystems scheint dies keine kluge Idee zu sein. Vor diesem Hintergrund zeigt sich auch, dass eine Anomalie von +2°C globale Jahrestemperatur – das aktuelle Ziel für 2100 – ein gewaltiger Effekt ist.

---

22 EEA European Environment Agency: *http://www.eea.europa.eu/data-and-maps/indicators/global-and-european-temperature/global-and-european-temperature-assessment-3* vom 05.06.2010.

23 Die letzte Eiszeit endete vor 12.000 Jahren mit einer globalen Temperatur von unter 11°C. Das anschließende Holozän weist bisher Optima von etwas über 16°C globale Jahrestemperatur und Minima von unter 14°C auf. Der Mittelwert der letzten 10.000 Jahre wird daher bei ca. 15°C angesetzt. Zu beachten ist allerdings, dass die Temperaturwerte aus Eisbohrkernringen rekonstruiert sind, die lediglich einige, wenige lokale Daten erbringen.

24 Ashwani K. Gupta: „Origin of agriculture and domestication of plants and animals linked to early Holocene climate amelioration", in: Current Science India 87 (2004), S. 54-59.

2.2 Normalisierung als ‚Business as usual'

Das ‚vast geophysical experiment', von dem Roger Revelle und Hans E. Suess 1957 zum ersten Mal sprachen,[25] ist zum ‚Business as usual' der Industrienationen geworden. Argumentiert wird hier mit der ökonomischen Notwendigkeit: Eine Reduktion der CO2-Emissionen behindere das wirtschaftliche Wachstum. In den Szenarien, die als Grundannahmen in die Berechnungen des zukünftigen Klimawandels eingehen, zeigen sich diese Positionen deutlich. Die im *Special Report on Emission Scenarios*[26] skizzierten Szenarienfamilien, die dem IPCC Bericht von 2007 zugrunde lagen, unterscheiden verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten. Die maßgeblichen Faktoren dabei sind das zu erwartende Bevölkerungswachstum, das Wirtschaftswachstum und damit der Anstieg des Energieverbrauchs sowie der technologische Standard (s. Fig. 4).

A1	The A1 storyline and scenario family describes a future world of very rapid economic growth, low population growth, and the rapid introduction of new and more efficient technologies. Major underlying themes are convergence among regions, capacity building and increased cultural and social interactions, with a substantial reduction in regional differences in per capita income. The A1 scenario family develops into four groups that describe alternative directions of technological change in the energy system.
A2	The A2 storyline and scenario family describes a very heterogeneous world. The underlying theme is self-reliance and preservation of local identities. Fertility patterns across regions converge very slowly, which results in high population growth. Economic development is primarily regionally oriented and per capita economic growth and technological changes are more fragmented and slower than in other storylines.
B1	The B1 storyline and scenario family describes a convergent world with the same low population growth as in the A1 story-

25 Vgl. Roger Revelle/Hans E. Suess: „Carbon Dioxide Exchange between Atmosphere and Ocean and the Question of an Increase of Atmospheric CO2 During the Past Decades", Tellus 9 (1957), S. 18-27.

26 N. Nakicenovic/R. Swart: Special Report on Emissions Scenarios.

	line, but with rapid changes in economic structures toward a service and information economy, with reductions in material intensity, and the introduction of clean and resource-efficient technologies. The emphasis is on global solutions to economic, social, and environmental sustainability, including improved equity, but without additional climate initiatives.
B2	The B2 storyline and scenario family describes a world in which the emphasis is on local solutions to economic, social, and environmental sustainability. It is a world with moderate population growth, intermediate levels of economic development, and less rapid and more diverse technological change than in the B1 and A1 storylines. While the scenario is also oriented toward environmental protection and social equity, it focuses on the local and regional levels.

Fig. 4: Szenarienfamilien des Special Reports on Emission Scenarios 2000[27]

Die vier Szenarienfamilien des *Special Report on Emission Scenarios* beschreiben sehr unterschiedliche Zukünfte. Während Szenario B1 eine globale nachhaltige Welt beschreibt und von einer Zunahme des Kohlendioxidausstoßes um lediglich 5% bis 2100 ausgeht, beschreibt A1FI eine ungebremste Entwicklung auf Basis fossiler Energieträger und somit eine Zunahme des Kohlendioxidausstoßes um bis zu 90% bis 2100. Basierend auf diesem Spektrum der Szenarien ergibt sich das Spektrum der Anomalien der globalen Jahrestemperatur bis 2100 von 1,1 bis zu 6,4°C.[28] Es ist anzunehmen, dass 6,4°C bereits jenseits des vom Menschen handhabbaren Katastrophischen liegen. Daher wird in der aktuellen Debatte das 2°C-Ziel bis 2100 als ökonomisch vertretbares und ökologisch gerade noch handhabbares Ziel propagiert.[29] Dieses

27 Nebojsa Nakicenovic/Robert Swart: Special Report on Emissions Scenarios, Cambridge: Cambridge University Press 2000, S. 4/5.

28 IPCC: Climate Change 2007.

29 Myles Allen et al.: „The exit strategy. Emission targets must be placed in the context of a cumulative carbon budget if we are to avoid dangerous climate change“, in: Nature Reports Climate Change 38 (2009). *http://www.nature.com/climate/2009/0905/full/climate.2009.38.html* Samuel Randalls: „History of the 2°C climate target“, in: WIREs Climate Change 1 (2010), S. 598-605.

Ziel bedeutet eine Stabilisierung der Treibhausgase auf dem Level von etwa 450 ppmv CO2-equ und dies benötigt bereits jetzt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, erhebliche Reduktionen. Laut einer Studie aus dem Jahr 2009 dürften, um dieses Ziel zu erreichen, bis 2050 nur maximal 1.000 Milliarden Tonnen CO2 in die Atmosphäre gelangen, ein Drittel davon wurde bereits bis heute freigesetzt.[30] So katastrophal A1FI anmutet, es beschreibt nichts anderes als ein ‚Business as usual' bezüglich der genannten Faktoren und ihrer bisherigen Entwicklungsgeschwindigkeit bis 2100 ohne jeglichen Klimaschutz. ‚Normalisierung' in diesem Sinne provoziert zu Recht Untergangsstimmungen – eventuell nicht der Welt, aber großer Teile der Menschheit. A1FI hat aber auch gezeigt, das Nichthandeln, fahrlässiges Handeln in Richtung dieses Untergangs ist.

2.3 Normalisierung als Risikobewertung und -versicherung

So wichtig das Bemühen um das 2°C/2100 Ziel einzuschätzen ist, erweist es sich auch als Indiz für den Gewöhnungseffekt an den Klimawandel und seine Unabwendbarkeit. Das 2°C/2100 Ziel suggeriert, dass sich die Folgen noch in einem Bereich des abschätzbaren und ökonomisch handhabbaren Risikos bewegen. Doch dies ist lediglich eine Annahme, die bislang nicht begründet ist – weder im Positiven noch im Negativen. Positiv, insofern das Klima sich tolerant gegenüber 2°C oder mehr zeigen könnte und damit die Folgen handhabbar wären; negativ, insofern bereits 2°C aufgrund von Rückkopplungseffekten zu erheblichen Veränderungen führen könnten. Die aktuelle Debatte um die ‚Tipping points' illustriert dieses Dilemma einer willkürlich festgelegten Anomalie von 2°C für 2100.[31] Die Hauptargumentation um die 2°C respektive max. 450 ppmv CO2-equ bis 2100 sind ökonomischer Natur, nicht ökologischer. Es wird davon ausgegangen, dass ein solches Ziel mit maximal 2% des Bruttosozialprodukts der Industrienationen an Investitionen erreicht werden könnte und dass 2%

30 Malte Meinshausen et al.: „Greenhouse gas emission targets for limiting global warming to 2°C", in: Nature 458 (2009), S. 1158-1163.

31 Timothy M. Lenton et al.: „Tipping elements in the Earth's climate system", in: Proceedings of the National Academy of Sciences 105 (2008), S. 1786-1793.

des BSP ökonomisch vertretbar seien. Allerdings warnen führende Klimaforscher, dass auch 2°C bereits irreversible, klimatische Effekte zur Folge haben könnten.[32] Hinzukommt, dass die für das 2°C/2100 Ziel geschätzte Kohlendioxidkonzentration wohl bereits 2030 erreicht sein wird.

Die Gewöhnung an die zunehmenden Auswirkungen des Klimawandels in Form von zunehmenden extremen Wetterereignissen zeigt sich auch in dem aktuellen Versuch der Handhabbarmachungen des Katastrophischen als berechen- und versicherbares Risiko. Obwohl sich berechtigter Weise die Frage stellt, ob in Zeiten des Klimawandels Risiko weniger berechen- und versicherbarer wird, geht die konkrete Entwicklung in eine andere Richtung. Klimawandel wird zunehmend zu einem lukrativen Geschäftsmodell für Versicherungen und Rückversicherer. Nicht zuletzt deshalb, da Versicherungspolicen nicht mehr retrospektiv, sondern prospektiv auf Basis von mathematischen Modellen berechnet werden und somit Zahlungen auf mögliche, zukünftige Risiken miteinschließen. Doch Versicherung gegen Folgeschäden des Klimawandels ist ein zweischneidiges Schwert. Zum einen setzt die Versicherung von Risiken einen gewissen Wohlstand voraus und es sind gerade die Betroffenen des Klimawandels in den Entwicklungsländern, die sich dies nicht leisten können. Denn Klimawandel geht global gesehen mit einer Enträumlichung von Verursachung und Wirkung einher: Die Hauptverursacher (Industriestaaten) sind oft nicht die Betroffenen. Und selbst in den Industriestaaten sind Verursachung und Betroffenheit nicht unbedingt korreliert. In den Worten Ulrich Becks: „Not ist hierarchisch, Smog demokratisch".[33] Zum anderen bedeutet die zunehmende Versicherung von Klimawandel induzierten Schäden eine Privatisierung der Folgeschäden und damit eine ungerechte Umverteilung der Lasten. Darüber hinaus kann dies Staaten dazu bewegen, sich aus der Verantwortung zu ziehen, wie

32 James Hansen et al.: „Target Atmospheric CO2: ‚Where Should Humanity Aim?'", in: The Open Atmospheric Science Journal 2 (2008), S. 217-231.

33 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, S. 48.

dies die Versicherung von Flutkatastrophen mancherorts bereits deutlich macht.[34]

2.4 Normalisierung als Verhandlungsroutine

Charney's Report von 1979 machte nicht nur die Konsequenzen ungebremster Emissionen deutlich, er markierte auch den Auftakt zu zahlreichen nationalen wie internationalen Konferenzen und Beratungen. Ebenfalls 1979 fand die erste Weltklimakonferenz (WCC-1) in Genf statt, die zur Gründung des Welt-Klimaprogramms der Vereinten Nationen 1979 und des Intergovernmental Panel of Climate Change (IPCC) 1989 führte. Dieser ersten, internationalen und vornehmlich wissenschaftlichen Konferenz in Genf folgte 1985 die mehr politisch ausgerichtete Villach Konferenz, die zur Einrichtung der Advisory Group on Greenhouse Gases (AGGG) führte. 1990 fand dann bereits die zweite World Climate Conference (WCC-2) statt und der erste IPCC Bericht (IPCC 1990) wurde publiziert – beides mit erheblicher politischer und öffentlicher Wirkung. Mit der Gründung des Intergovernmental Negotiating Committee on Climate Change (INC) und des United Nations Framework Convention on Climate Change (UNFCCC) wurden zwei überstaatliche Gremien geschaffen, um die Stabilisierung der Treibhausgase international festzuschreiben. Diese Bemühungen führten schließlich 1997 zur Unterzeichnung des Kyoto Protokolls (1997-2012), das Standards bezüglich der Messung und Reduktion von Treibhausgasen basierend auf dem zweiten IPCC Bericht einführte (IPCC 1995). Dieser hoffnungsvolle Anfang einer internationalen und verantwortungsbewussten Klimapolitik dokumentiert sich in den jährlichen Conferences (COP) und Meetings of the Parties (MOP) des Kyoto Protokolls.[35]

Das Unternehmen einer internationalen Konsensbildung – Paradigma einer sich formierenden Global Governance Architektur – fand

34 Michael Huber: „Insuring Climate Change – Managing Political and Economic Uncertainties in Flood Management", in: G. Gramelsberger/J. Feichter (Hgg.), Climate Change and Policy, S. 145-158.

35 Aant Elzinga: „Shaping Worldwide Consensus: The Orchestration of Global Climate Change Research", in: ders./Catharina Landström (Hgg.), Internationalism in Science, London: Taylor & Graham 1995, S. 223-255.

mit der Konferenz in Kopenhagen 2009 (COP-15) allerdings einen unrühmlichen Höhepunkt: Nicht weniger als 45.000 Teilnehmer scheiterten eben an dieser Konsensbildung und der Kopenhagen Accord wurde nicht ratifiziert. „Das Hauptziel wurde verfehlt – die USA, China sowie die industriellen Schwellenmächte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas zur Übernahme von verbindlichen Reduktionszielen bei Treibhausgasen zu bewegen“.[36] Dies lässt sich auch als Normalisierung von Emissionsverhandlungen verstehen mit negativen Effekten, insofern die nationalen, ökonomisch bedingten Interessen letztendlich – nach einem anfänglichen internationalen Handlungswillen – als übliche Routine wieder die Oberhand gewinnen. Es zeigt aber auch die Grenzen von Global Governance auf. Da mit dem Auslaufen des Kyoto Protokolls 2012 auch eine der wichtigsten Maßnahmen, der internationale Emissionshandel, gefährdet ist, wird sich in den nächsten Konferenzen zeigen, wie viel Normalisierung der Prozess gegen einen ungebremsten Klimawandel verträgt. Denn wegdiskutieren wird sich der Klimawandel wohl kaum lassen.

2.5 Normalisierung als mediale Gewöhnung

Diese Routinierung lässt sich auch in der medialen Berichterstattung beobachten. Meldungen über extreme Wetterereignisse, das Schmelzen der Polkappen, das Ozonloch und mehr sind Alltag geworden. Da Massenmedien vom Sensationswert einer Nachricht leben, sind Normalisierung und Gewöhnung keine attraktiven Alternativen. Allerdings geht der Sensationswert mit dem permanenten Bedürfnis nach Steigerung einher. Dies wurde bereits 2005 von dem Meteorologe Hans von Storch und dem Wissenschaftsforscher Nico Stehr in dem Spiegel-Artikel *Klima inszeniert Angst* thematisiert: „Nach apokalyptischen Hitzewellen kann man mit dem klimabedingten Aussterben von Tierarten keine Aufmerksamkeit mehr erregen. Da muss schon das Umkippen des Golfstroms her. So ergibt sich eine Spirale der Übertreibung. Jeder einzelne Schritt mag harmlos erscheinen; in der Summe aber wird das in die Öffentlichkeit transferierte Wissen um Klima, Klimaschwankungen, Klimawandel und Klimawirkung dramatisch

---

36 Joachim Krause: „Nach Kopenhagen. Welchen Multilateralismus benötigt erfolgreiche Klimapolitik?“, in: Internationale Politik 2 (2009), S. 106-113, hier S. 106.

verzerrt“.[37] Dabei geht es nicht nur um einen Verzerrungseffekt, der der Logik der Medien durchaus entspricht.[38] Es geht um die Nivellierung weiterer Steigerungen durch Normalisierung, die sich hier als Gewöhnungseffekt zeigt. Die Katastrophenmeldungen werden registriert, vermögen aber kaum noch zu schocken oder zu entschiedenen Handlungen zu mobilisieren.

---

37 Hans von Storch/Nico Stehr: „Klima inszeniert Angst“, in: Der Spiegel 4 (2005), S. 160-161, hier S. 160.

38 „In der neueren Medienforschung [wird] davon ausgegangen, daß die Medien, ebenso wie andere gesellschaftliche Bereiche auch, ihre spezifische Wahrnehmung der Realität jeweils neu konstruieren und kommunizieren“. Peter Weingart/Anita Engels/Petra Pansegrau: Von der Hypothese zur Katastrophe. Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien, Opladen: Budrich 2002, S. 73. Dabei liegt das Interesse der Medien darin, die knappe Aufmerksamkeit ihrer Zielgruppe für ihre Produkte zu sichern. Dies geschieht durch den Fokus auf den Sensationsgehalt einer Meldung, die Eindeutigkeit, Bedeutsamkeit und Neuheit bzw. Aktualität der Aussagen. Negativität sowie der Bezug zu konkreten Personen spielen gemäß der Nachrichtenwerttheorie eine herausragende Rolle im Umgang mit Informationen (vgl. Winfried Schulz: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung, München/Freiburg: Karl Alber 1976). Zur Rolle der Medien siehe auch Birgit Lukas/Martin Welp: Umgang der Printmedien mit extremen Wetterereignissen – am Beispiel der Hitzewelle 2003. Klimawandel als unausweichliche Katastrophe oder bewältigbare Aufgabe?, Potsdam: Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung 2003; Hans Peter Peters/Harald Heinrichs: Öffentliche Kommunikation über Klimawandel und Sturmflutrisiken: Bedeutungskonstruktion durch Experten, Journalisten und Bürger, Jülich: Forschungszentrum Jülich 2005; Gabriele Gramelsberger: „Berechenbare Zukünfte – Computer, Katastrophen und Öffentlichkeit. Eine Inhaltsanalyse futurologischer und klimatologischer Artikel der Wochenzeitschrift ‚Der Spiegel‘“, in: CCP Communication Cooperation Participation, E-Journal für nachhaltige gesellschaftliche Transformationsprozesse 1 (2007), S. 28-51; Imme Petersen/Harald Heinrichs/Hans Peter Peters: „Mass-mediated expertise as informal policy advice“, in: Science, Technology, & Human Values 35/6 (2010), S. 865-887.

3. WIDER DIE NORMALISIERUNG

Die Beispiele der verschiedenen Normalisierungseffekte im Kontext des Klimawandels zeigen, dass sich eine gewisse Schieflage eingeschrieben hat. Die Verwaltung des Klimawandels in Wissenschaft, Politik und den Medien ist zum Betrieb geworden, der das Katastrophische zum Alltag werden lässt. Dies hat zum einen positive Folgen, insofern Standards, Routinen und Normen als Voraussetzung für einen globalen Umgang mit dem Problem des Klimawandels geschaffen wurden. Beispielsweise bedarf es standardisierter, messbarer Indikatoren für die Beobachtung der Effekte des Klimawandels wie dies die WMO mit den 34 Essential Climate Variables (ECV) festschreibt.[39] Diese Indikatoren werden für die Erstellung der nationalen Sachstandsberichte zum Klimawandel benötigt als auch für die Arbeit der United Nations Framework Convention on Climate Change (UNFCCC). Aus diesen Indikatoren lassen sich weitere Indikatoren wie das relative Treibhauspotenzial ableiten. Doch Routinierung und Gewöhnung haben auch negative Effekte zur Folge. Sie delegieren Handlungen an Institutionen und lassen wenig Spielraum für individuelle Aktivitäten. Die mediale Berichterstattung besorgt dann den Rest an Gewöhnung. Die Kernfrage lautet also: Wie viel Normalisierung des Katastrophischen können wir uns leisten?

Bevor diese Frage näher diskutiert werden soll, gilt es zu klären, ob der Klimawandel überhaupt als Katastrophe angesehen werden kann. In seiner Kulturgeschichte der Naturkatastrophen grenzt François Walter Naturkatastrophen von menschengemachten Risiken ab. Hierzu zählt er auch den anthropogenen Klimawandel, der für ihn keineswegs katastrophenmäßig unberechenbar hereinbricht wie eben

39 Beispielsweise umfassen die terrestrischen Indikatoren der WMO/GCOS: „River discharge, water use, ground water, lake levels, snow cover, glaciers and ice caps, permafrost and seasonally-frozen ground, albedo, land cover (including vegetation type), fraction of absorbed photosynthetically active radiation (FAPAR), leaf area index (LAI), biomass, fire disturbance, soil moisture." GCOS Global Climate Observing System: Essential Climate Variables. *http://www.wmo.int/pages/prog/gcos/index.php?name =EssentialClimate Variables* vom 10.07.2011.

eine Naturkatastrophe.[40] Allerdings ist diese Unterscheidung problematisch, da Klimawandel sich in der Erhöhung der Häufigkeit von extremen Wetterereignissen, also Naturkatastrophen zeigt. Es ist diese Zunahme der Häufigkeit die menschengemacht ist, aber nicht die daraus resultierenden Katastrophen extremer Wetterereignisse selbst. Wie und wo der Klimawandel vermehrt ‚zuschlägt', lässt sich zwar mehr oder weniger vorhersagen, doch die konkreten extremen Ereignisse sind nicht vorhersagbar; auch nicht, ob sie als Einzelereignisse dem anthropogenen Klimawandel geschuldet sind. Einzig die Zunahme der Häufigkeit lässt sich statistisch bestimmen und mit dem Anstieg der Jahrestemperatur korrelieren. Das heißt jedoch, dass Klimawandel eine hybride Form des Katastrophischen ist und als solche Berechenbarkeit und Unberechenbarkeit, Abwendbarkeit und Unabwendbarkeit, Wandelbarkeit und Unwandelbarkeit miteinander vereint. Insbesondere letzteres führt zu den aktuell diskutierten Szenarien des Klimas resp. Geo Engineering. Das Unbehagen gegen solche Ingenieurskonzepte des Klimas jedoch zeigt, dass hier die Grenzverschiebung von der Naturkatastrophe zum menschengemachten Risiko nicht so recht funktioniert. Noch sträubt sich zu recht alles gegen die Vorstellung, Klimawandel als nichtintendierte Technikfolge respektive menschengemachtes Risiko technisch in den Griff bekommen zu wollen.

Vor diesem Hintergrund der Hybridität des katastrophischen Potenzials des Klimawandels soll die oben aufgeworfene Frage aus dem Blickwinkel der global agierenden Klimaforschung und -politik näher betrachtet werden. Vor allem der damit verbundene Top-down Effekt soll in seiner Problematik diskutiert werden, denn die internationalen Bemühungen haben zwar das Thema des Klimawandels und seiner Folgen erfolgreich einer breiten Öffentlichkeit ins Bewusstsein gebracht, doch zu konkreten Maßnahmen haben sie bislang wenig geführt.[41] Die Hoffnungen auf einen gemeinsamen Weltklimavertrag

40 Für François Walter sind Naturkatastrophen unabwendbar, unberechenbar und unwandelbar. Vgl. François Walter: Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert, Ditzingen: Reclam 2010.

41 Vorbild einer globalen Klimapolitik waren u.a. die erfolgreichen Maßnahmen bezüglich des Ozonabbaus in der höheren Atmosphäre durch FCKW. Allerdings handelte es sich hier um ein wesentlich weniger komplexes Phänomen, das klare Handlungsoptionen offerierte, vgl. Reiner Grundmann: „Ozone and Climate: Scientific consensus and leader-

werden von einer Klimakonferenz auf die nächste verschoben. Die Entwürfe wanderten von Kopenhagen 2009 (COP-15) nach Canún 2010 (COP-16) und Durban 2011 (COP- 17). Allerspätestens COP-18 2012 in Asien sollte die Ratifizierung einer gemeinsamen post-Kyoto Strategie auf den Weg bringen, doch die Chancen dafür stehen schlecht. Dies ist vor dem Hintergrund, dass das 2°C/2100 Ziel bei anhaltendem Energieverbrauch bereits zwischen 2030 und 2050 erreicht sein wird, äußerst bedenklich. Die routinierte, globale Verwaltung des Klimawandels zeigt, dass der Top-down Ansatz vorerst gescheitert ist. Erst drastischste klimatische Auswirkungen werden ein globales Handeln koordinieren wie sich dies erfolgreich im Falle des Verbotes der FCKW-Gase in den 1980er und 1990er Jahren zeigte. Doch dieses Handeln ist grundsätzlich nur im Konkreten als nationale, regionale und lokale Initiative konzipierbar. Daher lautet die Anforderung an die Wissenschaft, ihre globalen Szenarien auf regionale herunterzubrechen, und an die Politik, ihre Bürger zu proaktivem Handeln zu mobilisieren. Beides lässt sich als ein ‚Down-grade' auf die Dimension des Lokalen und Individuellen, des Hier und Jetzt charakterisieren. Es lässt sich aber auch als ein ‚wider die Normalisierung' verstehen.

3.1 Regionalität und Lokalität

Wider die Normalisierung wissenschaftlich betrachtet, bedeutet, das statistische Phänomen Klima in konkrete und regionale Effekte zu übersetzen. Eine mögliche Form dieser Übersetzung wird seit einigen Jahren unter dem Begriff des Down scaling betrieben. Hierbei handelt es sich um ein mathematisches Verfahren, das Resultate globaler Klimamodelle auf Regionen herunterrechnet. Die Idee des Down scaling besteht darin, „to develop a simple method for statistically downscaling GCM monthly output at the native GCM grid scale to stationscale using transfer functions".[42] Mit Hilfe statistischer Verfahren werden die quantitativen Prognosen eines grob aufgelösten globalen Zirkulationsmodells (GCM) für regionale Prognosen mit wesentlich

---

ship", in: Science, Technology, and Human Values 31, 1 (2006), S. 73-101.

42 X. C. Zhang: „Spatial downscaling of global climate model output for site-specific assessment of crop production and soil erosion", in: Agricultural and Forest Meteorology 135 (2005), S. 215-229, hier S. 215.

höherer Auflösung berechnet. Allerdings bedarf es zahlreicher Annahmen, um die spärliche regionale Information der GCMs mit einer Auflösung von durchschnittlich 250 km für regionale und lokale Größenordnungen nutzbar zu machen. Anschließend müssen die quantitativen Prognosen in qualitative Aussagen übersetzt werden. Beispielsweise in Aussagen zu erwarteten Ernteausfällen, Überschwemmungen, Dürren, etc. Doch dies wiederum setzt schlüssige Wetter- und Katastrophenklassifikationssysteme voraus, die quantitative Ergebnisse mit qualitativen Aussagen korrelieren.

Down scaling ist eine typisch wissenschaftliche Antwort auf die Anforderung nach konkreten, regionalen Aussagen. Noch ist die Verlässlichkeit solchermaßen gewonnen Prognosen für Regionen zweifelhaft. Die bessere Version wäre, hoch aufgelöste globale Klimamodelle zu nutzen, doch bislang reicht die verfügbare Rechenkraft nicht aus, um solche Modelle für eine Auflösung von 5 bis 20 km zu rechnen. Down scaling ist also ein erster Versuch, die eingangs skizzierte Unvereinbarkeit von Globalität und Lokalität, von Klima und mehr noch Klimawandel als hoch abstraktem, nicht direkt erfahrbaren mathematischen Konstrukten und dem erlebbaren Ausgeliefertsein der Zunahme extremer Wetterereignisse zu überbrücken.

3.2 Individualität und Aktivität

Wider die Normalisierung politisch gesehen, bedeutet, Bürger vor Ort in die Maßnahmen gegen den Klimawandel einzubeziehen. Auch hier ist die Wissenschaft gefordert, neue Ansätze zu entwickeln. Erste Projekte zu einem partizipatorischen Vorgehen, das Wissenschaft mit den Menschen vor Ort zusammenbringt, gibt es bereits. Dabei werden visuelle Szenarientechniken benutzt, um konkrete, lokale Auswirkungen des zu erwartenden Klimawandels sichtbar und damit ‚erlebbar' zu machen. Sichtbar machen bedeutet hier, die quantitativen Prognosen visuell umzusetzen und dabei die regionalen und lokalen Gegebenheiten zu berücksichtigen. Ein solches Projekt wurde beispielsweise von der University of British Columbia für den Großraum Vancouver durchgeführt. Das *Local Climate Change Visioning Project* versuchte, praktische Erfahrungen auf Ebene der Kommunen in die Szenarien einzubeziehen. Dafür wurden unterschiedlichste Daten in 3D Visualisierungstechniken umgesetzt: „The development of 3D visualizations utilized downscaled global scenarios, existing relevant regional and

local data and a structured group process that facilitated the articulation of local knowledge, values, and preferences. This process was meant to increase awareness, inform policy in the municipal context, build capacity, and potentially motivate action on climate change".[43] Dabei wurden die Auswirkungen unterschiedlicher, regionaler Handlungsoptionen auf die Region sichtbar gemacht: etwa, was bei einem Business as usual geschehen könnte, was bei nachhaltiger Politik. Es zeigte sich, dass solche partizipatorischen Ansätze äußerst effektiv sein können, auch wenn sie sehr aufwendig für Wissenschaft und Politik vor Ort sind. Doch dieser Aufwand lohnt sich, wenn es darum geht, konkrete Handlungen auf den Weg zu bringen.

3.3 Katastrophe als Potenzial

Das Interessante am anthropogenen Klimawandel aus philosophischer Sicht ist, dass er Grenzen und Konfliktlinien sowohl zwischen als auch in Wissenschaft und Gesellschaft sichtbar macht, die so zuvor kaum zu Tage getreten sind. Eine dieser Konfliktlinien zeigt sich in der zunehmenden Wahrnehmung des globalen Einflusses des Einzelnen, da die Zahl der Einzelnen seit 2011 die sieben Milliarden überschritten hat. Die bisher übliche Haltung, dass ein Einzelner kaum ins Gewicht fällt und dass jeder als Einzelner sich diese Haltung zugutehalten kann, führt zu katastrophalen Gesamtfolgen. Doch erst die Umweltprobleme – beginnend mit den Smogproblemen in den 1970er Jahre, dem Waldsterben in den 1980er Jahren, dem Ozonloch in den 1990er Jahren und nun dem Klimawandel – haben auf diesen Einfluss des Einzelnen nachhaltig aufmerksam gemacht. Das erwachende Umweltbewusstsein ist auch ein neues Bewusstsein des Menschen über sich selbst, auch wenn dieses sich aktuell eher negativ zeigt. Doch Konzepte wie Nachhaltigkeit sind Konzepte erhöhten Selbstbewusstseins in einer, durch eigenes Verschulden problematisch gewordenen Umwelt. Nachhaltigkeit ist sicherlich das ambitionierteste Menschheitsprojekt gegen eine jahrhundertealte Normalisierung im Umgang mit seiner Umwelt.

43 Livia Bizikova et al.: „Utilizing participatory scenario-based approaches to design proactive responses to climate change in the face of uncertainties", in: G. Gramelsberger/J. Feichter (Hgg.): Climate Change and Policy, S. 171-190, hier S. 182.

Vor eine ähnliche Herausforderung ist die Wissenschaft gestellt, die sich seit der Neuzeit an einem aus der Astronomie kommenden Universalitäts- und Generalitätsmodell orientierenden Selbstbewusstsein ausrichtet. Die Klimamodelle stehen mathematisch-wissenschaftlich gesehen in direkter Tradition dieses astronomisch-physikalischen Verständnisses der Welt.[44] Dennoch versuchen sie problem-orientiert Antworten zu liefern und werden als Paradebeispiel eines neuen politikorientierten Wissenschaftstypus gesehen wird.[45] Doch so recht passt beides nicht zusammen und dieser neue Wissenschaftstyp aus der Wissenschaft selbst bleibt nicht unkritisiert, da er das traditionelle wissenschaftliche Selbstverständnis von Neutralität herausfordert. Doch dies kann auch positiv als ein neues Selbst- und Verantwortungsbewusstsein der Wissenschaft bezüglich ihrer Einbettung in gesellschaftliche Kontexte verstanden werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Craig Calhouns Annahme, dass das Katastrophische zur Norm geworden wäre, zeigt sich in den verschiedenen Gewöhnungseffekten und ein ‚wider des Normalen' ist dringend nötig.[46] Allerdings macht der Klimawandel aktuell deutlich, dass es immer noch ein Stück ‚katastrophischer' geht. Doch dies könnte uns bald an die Grenzen des Gewöhnbaren führen, wenn wir unsere Gewohnheiten nicht aufzugeben bereit sind. Obwohl Klimawandel ein globales Phänomen ist, das mit einer Entkopplung von Ursache und

44 Klimamodelle basieren auf hydrodynamischen Gleichungen, die auf Isaac Newtons zweites Gesetz der Impulserhaltung zurückgehen, und von Leonhard Euler 1755 als allgemeine Bewegungsgleichungen für Fluide formuliert wurden, vgl. Gabriele Gramelsberger: Computerexperimente. Zum Wandel der Wissenschaft im Zeitalter des Computers, Bielefeld: Transcript 2010.

45 Michael Gibbons et al.: The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London: Sage 1994; Gotthard Bechmann et al.: Sozialwissenschaftliche Konzepte einer interdisziplinären Klimawirkungsforschung, Studie des ITAS, Karlsruhe: Forschungszentrum Karlsruhe 1995; Jost Halfmann/Falk Schützenmeister (Hgg.): Organisationen der Forschung. Der Fall der Klimatologie. Wiesbaden: VS 2009.

46 Craig Calhoun: „A World of Emergencies: Fear, Intervention, and the limits of Cosmopolitan Order", in: The 35th Sorokin Lecture Canadian Review of Sociology and Anthropology 41, 4 (2004), S. 373-395.

Wirkung einhergeht, können Lösungen nur lokal erfolgen. Daher mag das Katastrophische zwar zur Norm geworden sein, der adäquate und ‚selbstbewusste' Umgang damit allerdings noch lange nicht.

LITERATUR

Allen, Myles et al.: „The exit strategy. Emission targets must be placed in the context of a cumulative carbon budget if we are to avoid dangerous climate change", in: Nature Reports Climate Change 38 (2009). *http://www.nature.com/climate/2009/0905/full/climate.2009.38.html*

Arrhenius, Svante: „On the influence of carbonic acid in the air upon the temperature of the ground", in: Philosophical Magazine and Journal of Science 41 (1896), 237-276.

Bechmann, Gotthard et al.: Sozialwissenschaftliche Konzepte einer interdisziplinären Klimawirkungsforschung, Studie des ITAS, Karlsruhe: Forschungszentrum Karlsruhe 1995. *http://www.gbv.de/dms/goettingen/197962475.pdf*

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.

Bizikova, Livia et al.: „Utilizing participatory scenario-based approaches to design proactive responses to climate change in the face of uncertainties", in: G. Gramelsberger/J. Feichter (Hgg.): Climate Change and Policy, S. 171-190.

Bjerknes, Vilhelm: „Das Problem der Wettervorhersage, betrachtet von Standpunkt der Mechanik und Physik", Meteorologische Zeitschrift 21 (1904), S. 1-7.

Bolin, Bert/Eriksson, Erik: „Changes in the Carbon Dioxide Content of the Atmosphere and Sea Due to Fossil Fuel Combustion", in: Bolin, Bert (Hg.), The Atmosphere and the Sea in Motion, New York: Rockefeller Institute Press 1959, S. 130-142.

Calhoun, Craig: „A World of Emergencies: Fear, Intervention, and the limits of Cosmopolitan Order", in: The 35th Sorokin Lecture Canadian Review of Sociology and Anthropology 41, 4 (2004), S. 373-395.

Callendar, Guy Stewart: „The artificial production of carbon dioxide and its influence on temperature", in: Quarterly Journal of the Royal Meteorological Society 64 (1938), S. 223-240.

Charney, Jules Gregory et al.: Carbon Dioxide and Climate. a Scientific Assessment. Washington D.C.: National Academy of Sciences Press 1979.

EEA European Environment Agency: *http://www.eea.europa.eu/data-and-maps/indicators/global-and-european-temperature/global-and-european-temperature-assessment-3* vom 05.06.2010.

Elzinga, Aant: „Shaping Worldwide Consensus: The Orchestration of Global Climate Change Research“, in: ders.,/Catharina Landström (Hgg.), Internationalism in Science, London: Taylor & Graham 1995, S. 223-255.

GCOS Global Climate Observing System: Essential Climate Variables: *http://www.wmo.int/pages/prog/gcos/index.php?name=EssentialClimateVariables* vom 10.07.2011.

Gibbons, Michael et al.: The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London: Sage 1994.

Gramelsberger, Gabriele: „Berechenbare Zukünfte – Computer, Katastrophen und Öffentlichkeit. Eine Inhaltsanalyse futurologischer und klimatologischer Artikel der Wochenzeitschrift ‚Der Spiegel‘“, in: CCP Communication Cooperation Participation, E-Journal für nachhaltige gesellschaftliche Transformationsprozesse 1 (2007), S. 28-51.

Gramelsberger, Gabriele: Computerexperimente. Zum Wandel der Wissenschaft im Zeitalter des Computers, Bielefeld: Transcript 2010.

Gramelsberger, Gabriele/Feichter, Johann (Hgg.): Climate Change and Policy. The Calculability of Climate Change and the Challenge of Uncertainty, Berlin/Heidelberg: Springer 2011.

Grundmann, Reiner: „Ozone and Climate: Scientific consensus and leadership“, in: Science, Technology, and Human Values 31, 1 (2006), S. 73-101.

Gupta, Ashwani K.: „Origin of agriculture and domestication of plants and animals linked to early Holocene climate amelioration“, in: Current Science India 87 (2004), S. 54-59.

Halfmann, Jost/Schützenmeister, Falk (Hgg.): Organisationen der Forschung. Der Fall der Klimatologie. Wiesbaden: VS 2009.

Hansen, James et al.: „Target Atmospheric CO2. Where Should Humanity Aim?“, in: The Open Atmospheric Science Journal 2 (2008), S. 217-231.

Hansen, James et al.: „Global Surface Temperature Change“, in: Reviews of Geophysics 48, 4 (2010), S. 1-29.

Huber, Michael: „Insuring Climate Change – Managing Political and Economic Uncertainties in Flood Management“, in: G. Gramelsberger/J. Feichter (Hgg.), Climate Change and Policy, S. 145-158.

IPCC: Climate Change 1990. The Scientific Basis. Contribution of Working Group I to the First Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, Cambridge: Cambridge University Press 1990.

IPCC: Climate Change 1995. The Scientific Basis. Contribution of Working Group I to the Second Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, Cambridge: Cambridge University Press 1995.

IPCC: Climate Change 2007. The Scientific Basis. Contribution of Working Group I to the Fourth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, Cambridge: Cambridge University Press 2007.

Keeling, Charles David: „The Influence of Mauna Loa Observatory on the Development of Atmospheric CO2 Research“, in: John Miller (Hg.), Mauna Loa Observatory. A 20th Anniversary Report, Boulder: NOAA Environmental Research Laboratories 1978, S. 36-54.

Krause, Joachim: „Nach Kopenhagen. Welchen Multilateralismus benötigt erfolgreiche Klimapolitik?“, in: Internationale Politik 2 (2009), S. 106-113.

Lenton, Timothy M. et al.: „Tipping elements in the Earth's climate system“, in: Proceedings of the National Academy of Sciences 105 (2008), S. 1786-1793.

Lukas, Birgit/Welp, Martin: Umgang der Printmedien mit extremen Wetterereignissen – am Beispiel der Hitzewelle 2003. Klimawandel als unausweichliche Katastrophe oder bewältigbare Aufgabe?, Potsdam: Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung 2003.

Meinshausen, Malte et al.: „Greenhouse gas emission targets for limiting global warming to 2°C“, in: Nature 458 (2009), S. 1158-1163.

Nakicenovic, Nebojsa/Swart, Robert: Special Report on Emissions Scenarios, Cambridge: Cambridge University Press 2000.

Nebeker, Frederik: Calculating the Weather. Meteorology in the 20th Century, San Diego: Academic Press 1995.

Neumann, John von: „Entwicklung und Ausnutzung neuerer mathematischer Maschinen“, in: ders., Collected Works, vol 5. Design of Computers, Theory of Automata and Numerical Analysis, Oxford: Pergamon Press 1954, S. 248-268.

Peters, Hans Peter/Heinrichs Harald: Öffentliche Kommunikation über Klimawandel und Sturmflutrisiken: Bedeutungskonstruktion durch Experten, Journalisten und Bürger, Jülich: Forschungszentrum Jülich 2005.

Petersen, Imme/Heinrichs, Harald/Peters, Hans Peter: „Mass-mediated expertise as informal policy advice“, in: Science, Technology, & Human Values 35/6 (2010), S. 865-887.

Rahmstorf, Stefan: „Anthropogenic Climate Change: Revisiting the Facts“, in: Ernesto Zedillo (Hg.), Global Warming. Looking Beyond Kyoto, Washington: Brookings Institution Press (2008), S. 34-53.

Randalls, Samuel: „History of the 2°C climate target“, in: WIREs Climate Change 1 (2010), S. 598-605.

Revelle, Roger/Suess, Hans E.: „Carbon Dioxide Exchange between Atmosphere and Ocean and the Question of an Increase of Atmospheric CO2 during the Past Decades“, Tellus 9 (1957), S. 18-27.

Schulz, Winfried: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung, München/Freiburg: Karl Alber 1976.

Der Spiegel: „Das Weltklima gerät aus den Fugen“, Der Spiegel 33 (1986), S. 122-134.

Storch, Hans von/Stehr, Nico: „Klima inszeniert Angst“, Der Spiegel 4 (2005), S. 160-161.

Storch, Hans von/Güss, Stefan/Heimann, Martin: Das Klimasystem und seine Modellierung, Heidelberg u.a.: Springer 1999.

Walter, François: Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert, Ditzingen: Reclam 2010.

Weart, Spencer R.: The discovery of global warming, Cambridge MA: Harvard University Press 2003.

Weingart, Peter/Engels, Anita/Pansegrau, Petra: Von der Hypothese zur Katastrophe. Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien, Opladen: Budrich 2002.

Zhang, X. C.: „Spatial downscaling of global climate model output for site-specific assessment of crop production and soil erosion", in: Agricultural and Forest Meteorology 135 (2005), 215-229.

Das mit dem Unversicherbaren konfrontierte Individuum

Eine psychologische Betrachtung

BRIGITTA STICHER

EINLEITUNG

Die Thematik „Aufbruch ins Unversicherbare“ gewinnt im März 2011 eine besondere Aktualität durch die erschreckenden Geschehnisse in Japan: Vollkommen überraschend bricht in die bundesdeutsche Normalität am 11. März 2011 die Nachricht einer der größten Katastrophen ein, die das hoch entwickelte Land Japan mit einem der stärksten bisher in diesem Land gemessenen Erbeben der Stärke 9.0, gefolgt von einem Tsunami und einer drohenden Atomkatastrophe heimsucht. Der Störfall im Atomkraftwerk Fukushima, über den nur spärliche und in ihrem Wahrheitsgehalt schwer einschätzbare Informationen nach außen dringen, ist offenbar durch den Ausfall der Kühlsysteme in mehreren der Blöcke ausgelöst worden. Fast genau 25 Jahre nach der Katastrophe von Tschernobyl, die sich am 26. April 1986 ereignet hat, ist erneut eine Katastrophe in einem Kernkraftwerk eingetreten, deren Folgen für die restliche Welt noch nicht absehbar sind. Das Leben mit Kernkraftwerken ist besonders gut dazu geeignet, die Auswirkung der Konfrontation mit dem Unversicherbaren auf das Individuum zu verdeutlichen: Zwar schätzen die Experten die Eintrittswahrscheinlichkeit eines Gaus (des größten anzunehmenden Unfalls) als äußerst gering ein, aber wenn er eintritt, sind die Folgen hoch gefährlich bzw. lebensbedrohlich und dies auch für Menschen, die räumlich und zeitlich weit von dem aktuellen Geschehnis entfernt sind. Unabhängig davon, was nun in Fukushima wirklich passiert ist, hat der Verweis auf die geringe Eintrittswahrscheinlichkeit eines Gaus an Überzeugungskraft verloren.

Folgende Fragen drängen sich deshalb stärker auf: Wie lebt das Individuum in einer „Kultur der Unsicherheit"?[1] Wie verhält es sich angesichts der Konfrontation mit dem Unversicherbaren? Welche Reaktionsmuster stehen dem Menschen für den Umgang mit Katastrophen zur Verfügung? Was kann die Wissenschaft der Psychologie, die sich mit dem menschlichen Erleben und Verhalten beschäftigt, zur Klärung dieser Fragen beitragen?

Die Untersuchung des mit dem Unversicherbaren konfrontierten Individuums beginnt mit dessen Wahrnehmung. Die individuelle Risikowahrnehmung bzw. -einschätzung bildet den Anfang des Prozesses, den es zu untersuchen gilt: Erst wenn ich ein Ereignis wahrnehme und darüber hinaus zu der Einschätzung komme, das von diesem eine Bedrohung für mich ausgeht, entsteht Angst, die auf verschiedene Art und Weise erlebt und bewältigt werden kann. Die psychologische Stress- und Traumaforschung liefert interessante Aussagen darüber, wie das Individuum mit als bedrohlich wahrgenommenen Ereignissen umgeht. Die starke Gewichtung der individuellen Verarbeitungsprozesse wird aber zunehmend auch innerhalb der Stressforschung kritisiert und die Aufmerksamkeit auf die Einbindung des Individuums in sein Umfeld gelenkt. So betont z. B. Hobfoll in seiner Conservation of Resources Theorie (COR)[2], dass den Ressourcen, die dem Individuum als Teil dieses Netzwerkes zur Verfügung stehen, für die Stressbewältigung besonders hohe Bedeutung zukommen. Auch die Forschung der letzten zehn Jahre, die sich mit der Frage beschäftigt, wie es Menschen gelingt, Katastrophen zu bewältigen, kommt zu dem Ergebnis, dass dies entscheidend von der Ausstattung mit ökonomischen und sozialen Ressourcen abhängt.

Im Folgenden wird dieser Gedankengang differenzierter dargelegt. Das Credo lautet: Die Auseinandersetzung mit der individualpsychologischen Perspektive lohnt sich, sensibilisiert für die verschiedenen Bewältigungsformen des mit dem Unversicherbaren konfron-

---

1 Ulrich Beck: „Neue ‚Sicherheitsphilosophie' notwendig." Ulrich Beck im Gespräch mit Jan-Christoph Kitzler am 14. März 2011. Siehe: *http://www. dradio.de/dkultur/sendungen/interview/1410642/*

2 Stevan E. Hobfoll.: „The Influence of culture, community, and the nested-Self in the Stress Process. Advancing Conservation of Resources Theory", in: International Association for Applied Psychology 50, 3, (2001), S. 337-421.

tierten Individuums, sollte aber notwendigerweise um die soziologische Perspektive erweitert werden, um sinnvolle Anknüpfungspunkte für die Zukunft zu bieten.

RISIKOWAHRNEHMUNG DES INDIVIDUUMS

Die Beschäftigung mit der Frage, wie das Individuum sich angesichts der Konfrontation mit dem Unversicherbaren verhält, beginnt mit dessen Wahrnehmung: Ohne die (bewusste) Wahrnehmung eines Ereignisses erfolgt keine Reaktion. Unendlich viel strömt kontinuierlich über unsere Sinne ein. Wir können diese Wahrnehmungsströme mit einem Fließband vergleichen, auf dem in hoher Geschwindigkeit viele Gegenstände transportiert werden. Erst wenn wir einen Gegenstand herausgreifen, ihn näher betrachten, wird er bewusst wahrgenommen und einer Analyse unterzogen. Und diese Analyse hat aus Überlebensgründen einzuschätzen, worin Bedeutung und Zweck des Wahrgenommenen für uns persönlich bestehen. Dies macht deutlich, dass das Individuum nicht eine äußere Wirklichkeit abbildet, sondern die aus der Umwelt aufgenommenen Signale einem aktiven Verarbeitungsprozess unter Rückgriff auf eigene Erfahrungen, Wissen, Werte und Wünsche unterzieht. Besonders alarmiert sind wir, wenn etwas als Gefahr erkannt wird.

Aber genau diese Einschätzung der Gefahr, die von etwas ausgeht, und darauf aufbauend die Einschätzung der Höhe des Risikos, das besteht, wenn wir uns einer bestimmten Situation aussetzen, wird heute für den Einzelnen immer schwieriger. Die modernen Produktionsprozesse führen zu sehr abstrakten Risiken, bei denen sowohl das Schadenspotenzial als auch die Eintrittswahrscheinlichkeit schwer zu bestimmen sind. Unsere Sinne können uns nur noch selten helfen, die Gefährlichkeit einzuschätzen. Eine der größten Gefahrenquellen, die Radioaktivität, können wir weder sehen noch fühlen, weder hören noch schmecken. Wir sind auf Informationen angewiesen, deren Wahrheitsgehalt es zu beurteilen gilt. Und um dies erfolgreich zu tun, fehlen gültige Beurteilungskriterien. Als Notlösung bewerten wir die Glaubwürdigkeit des Überbringers der Informationen und die Reaktionen uns vertrauter Menschen im Umfeld. Daraus ziehen wir dann unsere Schlüsse über die Art und das Ausmaß der Gefahren und entscheiden, ob wir bestimmte Risiken eingehen oder nicht. An dieser kurzen Ausführung wird deutlich, dass wir immer seltener die Gefahr

sinnlich wahrnehmen können, sondern ausgehend von sozialen Prozessen die Gefahr einschätzen und die Höhe des für uns akzeptablen Risikos konstruieren.

Gehen wir nun einmal einen Schritt zurück: Selbst wenn bezogen auf bestimmte Gefahrenquellen Experten in der „objektive Risikowahrnehmung" übereinstimmen, gibt es psychologische Prozesse, die dazu führen, dass die „subjektive" Risikowahrnehmung des Individuums deutlich von jener abweicht. Wie lässt sich dies erklären? Dass diese Risikowahrnehmung subjektiv ist, bedeutet keineswegs, dass sie beliebig ist. Und es bedeutet auch nicht, dass sie zwangsläufig schlechter ist als die der Experten. Vergleicht man die intuitive Risikoabschätzung der Individuen mit der der wissenschaftlich-technischen, quantitativen Risikoabschätzung der Experten, so ist die subjektive zugleich einfacher aber auch umfassender. Sie ist einfacher, weil sie sich nicht auf methodisch ausgefeilte und systematische Verfahren stützt. Sie ist aber umfassender, weil sie auch zahlreiche qualitative Aspekte umfasst, die bei der wissenschaftlich-technischen Risikoabschätzung nicht berücksichtigt werden.[3] Diese qualitativen Aspekte werden in den persönlichen Entscheidungsprozess einbezogen. Auch wenn es ein persönlicher Entscheidungsprozess ist, unterliegt er quasi-universellen Mustern, die die sozialwissenschaftliche Forschung herausgearbeitet hat. Es handelt sich um Heuristiken der Urteilsbildung. Was versteht man unter Heuristiken? Heuristiken sind einfache Strategien, mittels derer das Individuum ohne großen Aufwand und auch bei nur geringer zur Verfügung stehender Information Wahrscheinlichkeiten einschätzen kann und Urteile fällt. Gigerenzer[4] nennt diese Heuristiken „Faustregeln". In seinem Buch „Bauchentscheidungen" führt er aus, dass wir über genetisch, kulturell und individuell hervorgebrachte und übermittelte Faustregeln verfügen, die mit einem Werkzeugkasten vergleichbar sind. Sie helfen uns schnell zu überraschend guten Entscheidungen zu kommen. Gigerenzers Ausführungen

---

3 Vgl. H. Schütz/P. M. Wiedemann: „Risikowahrnehmung in der Gesellschaft", in: Bundesgesundheitsbl.-Gesundheitsforsch-Gesundheitsschutz 7 (2003), S. 551.

4 Gerd Gigerenzer: Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition, München: Goldmann 2008, S. 28.

knüpfen an den Arbeiten von Tversky und Kahnemann[5] an, die sich bereits zu Beginn der 70er Jahre mit den Heuristiken der Urteilsbildung beschäftigt haben. Allerdings konzentrierten sie sich vor allem auf die Fehler, die im Denken auftauchen. Eine von ihnen dargestellte Heuristik ist für die subjektive Risikowahrnehmung sehr bedeutsam, die Verfügbarkeits-Heuristik: Diese besagt, dass Menschen die Häufigkeit von Ereignissen umso höher einschätzen, je leichter sie sich diese oder ähnliche Ereignisse vorstellen oder sich an sie erinnern können. Normalerweise ist diese Heuristik hilfreich, da Ereignisse, an die wir uns leicht erinnern können, auch häufiger vorkommen. Die Anwendung dieser Heuristik führt uns aber in die Irre, wenn wir unsere Informationen aus den Massenmedien beziehen. Denn in den Massenmedien wird über schreckliche Geschehnisse bevorzugt berichtet. Die Nutzung von Informationsquellen, die ein verzerrtes Bild von der Welt vermitteln, kann folglich zu falschen Wahrscheinlichkeitseinschätzungen führen.

Welches sind nun die qualitativen Aspekte der subjektiven Risikowahrnehmung, die in die Heuristik der Entscheidungsfindung eingebaut werden? Dem Individuum ist besonders wichtig, sich *freiwillig zu entscheiden*. Ist dies der Fall, dann steigt dessen Bereitschaft, mögliche Gefahren auf sich zu nehmen. Lenken wir den Blick wieder nach Japan: Dort weiß man um die hohe Gefahr von Naturkatastrophen. Japan zählt zu den aktivsten Erdbebenregionen der Welt, hier bebt die Erde ca. 5000 Mal im Jahr in unterschiedlicher Stärke. Vielen Japanern stünde grundsätzlich die Möglichkeit offen, das Land zu verlassen. Auch wenn der Umsetzung dieser Möglichkeit viele Hindernisse wie z. B. der Erwerb einer anderen Sprache und das Verlassen des vertrauen Umfeldes im Wege stehen, gibt es diese Option. Da sie sich mehr oder weniger bewusst entschieden haben, mit dem Risiko zu leben, werden auch die möglichen auftretenden negativen Folgen anders wahrgenommen.

Die Person fragt sich des Weiteren, wie „schrecklich" die Folgen des Schadenseintritts für sie und die ihr nahestehenden Personen jetzt und in Zukunft sind bzw. sein werden. Verdeutlichen wir dies am Beispiel der subjektiven Einschätzung des Risikos, das mit dem Autofah-

---

5 Amos Tversky/Daniel Kahnemann: „Availability. A heuristic for judging frequency and probability", in: Cognitive Psychology 4 (1973), S. 202-232.

ren bzw. mit dem Benutzen eines Flugzeuges verbunden ist. Unbestreitbar ist die Wahrscheinlichkeit, bei einem Autounfall zu Schaden zu kommen, wesentlich höher als bei einem Flugzeugabsturz. Aber die wahrgenommene *Schrecklichkeit* der Risiken des Fliegens liegt deutlich höher als die des Autofahrens. Aus Berichten von Flugzeugabstürzen wissen wir, dass katastrophale bzw. tödliche Folgen für die Mehrzahl der Flugzeuginsassen zu erwarten sind. Beim Autounfall hingegen sind oft nur Wenige betroffen und diese kommen mit etwas Glück mit einer vorübergehenden Beeinträchtigung ihrer Gesundheit davon. Da nützt es wenig, dass die Experten versichern, dass die Wahrscheinlichkeit eines Flugzeugabsturzes als äußerst gering einzuschätzen ist. Denn wenn die Gefahr eintritt – und dies kann nach dem Zufallsprinzip zu jedem Zeitpunkt geschehen – sind die Gefahrenpotenziale katastrophal. Dies wird besonders bei Kernkraftwerken deutlich, wie die Geschehnisse von Tschernobyl (1986) und Fukushima (2011) zeigen: Die wahrgenommene Schrecklichkeit der Folgen eines Gaus und das Wissen darum, dass dieses Ereignis jederzeit eintreffen kann, steigern noch dessen Bedrohungspotential.

Halten wir an dieser Stelle folgende zentrale Erkenntnis fest: Von uns selbst steuerbare Gefahren werden bei der intuitiven Risikoeinschätzung systematisch unterschätzt, selbst wenn sie eine hohe Eintrittswahrscheinlichkeit haben, während die Gefahren, auf die wir keinen Einfluss haben und die ohne unsere Einwilligung auf uns zukommen, selbst wenn diese eine geringe Eintrittswahrscheinlichkeit haben, weitgehend überschätzt werden! Der amerikanische Kommunikationsforscher Peter Sandman[6] formuliert dies treffend so: *„The risks that kill you are not necessarily the risks that anger and frighten you.“*

Ein weiterer Aspekt muss noch genannt werden, der auf die Wahrnehmung der „Schrecklichkeit“ eines Ereignisses großen Einfluss hat: Für das Individuum ist von Bedeutung, wie die Gefahren in seine Lebenswelt eindringen: Wird die Person *plötzlich* mit einem hohen Schaden konfrontiert, nimmt sie diesen stärker wahr, als wenn der Schaden über einen längeren Zeitraum langsam auf dasselbe Ausmaß ansteigt. Dies Phänomen der Gewöhnung (Habituation) kann am Experiment des „gekochten Frosches“ verdeutlicht werden: Wenn man

6 Peter M. Sandman: „Risk communication. Facing public outrage“, in: EPA 13 (1987), S. 21-22.

einen Frosch in einen Topf mit heißem Wasser wirft, wird er sofort reagieren und wieder aus dem Topf springen. Setzt man aber einen Frosch in einen Topf mit kaltem Wasser und erhitzt das Wasser ganz langsam, bleibt der Frosch in dem Wasser sitzen, bis er verbrüht.[7] Wir sind zwar keine Frösche, aber die Gewöhnung selbst an Katastrophen, lässt sich auch bei den Menschen beobachten.

Diese Reaktionsabschwächung ist grundsätzlich sinnvoll, weil das Gehirn dadurch Kapazitäten zur freien Verfügung hat, um Neues aufzunehmen und zu verarbeiten. Aber es kann auch dazu führen, dass wir die Gefahren um uns herum und die „fernen Katastrophen“ nicht mehr wahrnehmen, unseren „Gefahrenradar“ ausschalten und es uns ergeht, wie den gekochten Fröschen.

WIE BEWÄLTIGT DAS INDIVIDUUM DIE KONFRONTATION MIT DEM UNVERSICHERBAREN?

Für das Individuum ist jeder neue Tag ein Aufbruch ins Unversicherbare: Durch ein unerwartetes Ereignis, z. B. den Tod eines geliebten Menschen, kann alles, was bisher in vertrauten Bahnen verlief, zusammenbrechen. Aber auch der normale Alltag mit den vielen Prozessen, die sich der direkten Kontrolle entziehen, stellt bereits eine immense Herausforderung dar. Dies gilt nun aber in ganz besonderem Maße für die Konfrontation mit möglichen und eingetretenen Katastrophen. Wie das Individuum mit derartigen Herausforderungen zurechtkommt, hat die *psychologische Stressforschung* sehr intensiv untersucht. Prominentester Vertreter ist R. S. Lazarus, dessen Theorie sich in folgenden Kernaussagen zusammenfassen lässt: Stress entsteht erst dann, wenn äußere Anforderungen auf das Individuum treffen: Das Individuum kommt unter Bezugnahme auf die ihm verfügbaren Bewältigungsmöglichkeiten zu der Einschätzung, dass die Umweltanforderungen mit seinen Bewältigungsmöglichkeiten nicht ohne Weiteres zu beherrschen sind.[8] Nicht die objektiven Merkmale des Ereignis-

---

7 Markus Hofmann: „Sie sind schuld, dass unsere Erde untergeht!“. Siehe *http://www.unvergesslich.de/leser/items/sie-sind-schuld-dass-unsere-erde-untergeht.html* vom 21.03.2011.

8 Richard S. Lazarus: Psychological Stress and the coping process, New York: McGraw-Hill 1966.

ses sind folglich entscheidend. Ganz in Übereinstimmung mit den gerade dargelegten Erkenntnissen der subjektiven Risikowahrnehmung ist entscheidend, wie die Person dieses Ereignis bewertet. Dieser Bewertungsprozess lässt sich in zwei Einschätzungen (appraisal) unterteilen: Bei der ersten Einschätzung fragt sich die Person, ob das Ereignis für sie bedrohlich ist oder nicht. Wird diese Frage bejaht, dann geht es in der zweiten Einschätzung um die Bewältigungsmöglichkeiten (Coping), die der Person zur Verfügung stehen, um mit dieser Bedrohung umzugehen. Die Person beurteilt, auf welche persönlichen und sozialen Ressourcen sie zurückgreifen kann, um mit dem Stressor umzugehen. Je ungünstiger die Einschätzung der Bewältigungsmöglichkeiten in Anbetracht des als bedrohlich bewerteten Ereignisses ausfallen, desto höher der erlebte Stress. Dieser Ansatz ist von hoher Bedeutung, weil die einfache Verbindung einer durch bestimmte Merkmale charakterisierten äußeren Situation und dem individuellen Stresserleben und -verhalten durch moderierende kognitive Prozesse ergänzt wird.

Die verschiedenen Bewältigungsstrategien

Wenn das „Unversicherbare" als bedrohlich wahrgenommen wird, stehen dem Individuum grundsätzlich zwei Bewältigungsformen (auch Copingstrategien genannt) zur Verfügung: die problemzentrierte oder die emotionszentrierte Bewältigung[9]. Zur *problemorientierten Bewältigung* zählen alle Handlungen oder problemlösenden Aktivitäten, mit denen versucht wird, die Stressoren bzw. die entsprechende Situation zu verändern. Zu der *emotionsorientierten Bewältigung* hingegen werden die Maßnahmen gerechnet, mit denen die Person auf sich selbst Einfluss nimmt, um mit einer – häufig nicht veränderbaren – Situation umzugehen.

Dass beide Formen der Bewältigung eng miteinander verbunden sein können, wird am Beispiel des Umgangs mit der Erdbebengefahr in Japan deutlich. Das Erdbeben selbst ist ein nicht kontrollierbarer Stressor und stellt eine starke Bedrohung für die körperliche Unversehrtheit der Menschen dar. Da sich mit dem ständigen Bewusstsein einer drohenden Gefahr nicht gut leben lässt, muss zur *emotionszentrierten Bewältigung* gegriffen werden: die Gefahr wird kollektiv

9 Richard S. Lazarus/Susan Folkman: Stress, appraisal and coping, New York: Springer 1984.

verdrängt, die mit den Naturkatastrophen verbundene Angst abgewehrt. Hierzu ist es notwendig, die bedrohlichen Vorstellungen von der bewussten Wahrnehmung auszuschließen. Um dies zu erreichen ist es sinnvoll, die Vorstellungen von den Gefahren gar nicht in Erinnerung zu rufen, damit die inneren Bilder mit der Zeit verblassen. Durch die Häufigkeit der Beben in Japan ist ein Verdrängen aber nur begrenzt möglich, lediglich die bedrohlichen Vorstellungen, die mit den Worten Erdbeben, Naturkatastrophe etc. verknüpft sind, können vom Bewusstsein ferngehalten werden. Dies geschieht in Japan durch einen kollektiven Lernprozess, den die in Deutschland lebende Japanerin Yoko Tawada folgendermaßen beschreibt: *„Wir haben als Kind gelernt, im Fall der Naturkatastrophe Ruhe zu bewahren. Schon wenn ich das Wort ‚Naturkatastrophe' höre, werde ich ganz ruhig.“*[10] In Japan wird von klein auf gelernt, das Wort „Naturkatastrophe“ mit der Gewissheit zu verknüpfen, dass diese Situation zu bewältigen ist. Um den mit dem Erdbeben verbundenen Schaden so gering wie möglich zu halten, wurde und wird in Japan aber auch viel unternommen, also *problemzentrierte Bewältigung* praktiziert, wie z. B. der Bau von erdbebensicheren Gebäuden. In der japanischen Bevölkerung hat der Glaube an die Macht der Technik, das Vertrauen in die technischen Errungenschaften, die die Auswirkung der Naturkatastrophen und somit das Ausmaß der Bedrohungen minimieren, einen sehr hohen Stellenwert. Die gedankliche Verknüpfung könnte folgendermaßen lauten: „Es gibt Erdbeben, aber aufgrund der hohen technischen Entwicklung sind wir bestmöglich vor den schlimmen Auswirkungen geschützt“. Dieses wichtige Gefühl, die Situation kontrollieren zu können, wird auch durch die Einübung konkreter Verhaltensweisen im Umgang mit den Katastrophen verstärkt. Die Japaner lernen, wie sie sich beim Erdbeben konkret verhalten sollen, z. B. unter einem Tisch Schutz zu suchen. Sie lernen, was bei bestimmten Sirenentönen zu tun ist und haben den mit den überlebenswichtigsten Utensilien gepackten Rucksack möglichst griffbereit. Und sie üben diese Verhaltensweisen gemeinsam mindestens einmal im Jahr ein, in der Schule und am Arbeitsplatz. Sie lernen, dass es wichtig ist, auch in ungewöhnlichen und bedrohlichen Situationen gelassen zu bleiben und sich um kleine Dinge zu küm-

---

10 Yoko Tawada: „Die Ruhe im Sturm. Das Wort Katastrophe klingt für japanische Ohren anders als für deutsche“, in: Der Tagesspiegel vom 15.03.2011.

mern, die man tun kann. Sie lernen Ausdauer und Durchhaltevermögen.

Wie sieht es in Deutschland aus? Welche Bewältigungsformen konnten nach Tschernobyl beobachtet werden? Wie Moser[11] ausführt, haben die Menschen die Unkontrollierbarkeit der äußeren Situation massiv erlebt. Möglichkeiten, die Illusion von Kontrollierbarkeit dennoch wieder herzustellen, sind zum einen das Bemühen, sich eingehend über die radioaktive Bedrohung zu informieren, Schutzmaßnahmen zu ergreifen (z. B. Kauf von Strahlenmessgeräten) und aktiven Protest zu organisieren (Demonstrationen, Mahnwachen etc.). Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass „mehr als die Hälfte der Befragten Informationssuche, politisches Eintreten gegen Atomkraft und Schutzmaßnahmen gegen eigene Strahlenbelastungen als bevorzugte Bewältigungsmöglichkeiten"[12] nutzten. Allerdings droht immer wieder die Erkenntnis, dass die problemzentrierten Bewältigungsversuche letztendlich die Gefahr nicht bannen können. In Anbetracht der begrenzten Handlungsoptionen kommt den emotionszentrierten Bewältigungsstrategien ebenfalls große Bedeutung zu: Die Situation kann z. B. bagatellisiert und den beruhigenden Aussagen der Experten Vertrauen geschenkt werden. Diese Verarbeitungsformen wurden aber nur von einer Minderheit gewählt.

Schauen wir in die Gegenwart, dann sind weitere emotionszentrierte Bewältigungsformen anzutreffen: die Konfrontation mit dem Unversicherbaren und die damit zusammenhängend als ungerecht bewertete Einschränkung der Lebensqualität nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft, führt zu Ärger und Wut, der sich vor allem gegen die „Verursacher", große Konzerne und staatliche Einrichtungen, richtet. Diesen Gefühlen wird öffentlich Ausdruck verliehen und dadurch zumindest eine gewisse emotionale Entlastung erzielt, auch wenn die Hoffnung auf Veränderung gering oder gar nicht vorhanden ist. Diese Form des Protests läuft aber Gefahr, eine eskalative

---

11 Helmut Moser unter Mitarbeit von Th. Leithäuser: Bedrohung und Beschwichtigung. Die politische und seelische Gestalt technischer, wirtschaftlicher und gesundheitlicher Gefährdungen, Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1987.

12 Siegfried Preiser/Constanze Beierlein/Katharina Oerder: „Bedrohung und Beschwichtigung? Leben mit und nach Fukushima (14.04.2011)". *http://www.bdp-politische.de/aktuell/beitrag_japan_14april2011.html*

Dynamik in Gang zu setzen. Eine weitere Verhaltensweise, die ebenfalls in Verbindung mit der Konfrontation des Individuums mit dem Unversicherbaren gebracht werden kann, besteht in der Konzentration vieler Menschen auf die Gegenwart, die Zukunft wird quasi ausgeblendet. Die Aktivitäten sind auf die Steigerung von Lustgewinn in der Gegenwart ausgerichtet, ohne an zukünftige Folgen zu denken. Hierbei handelt es um übermäßigen Konsum von Nahrungsmitteln und Drogen oder die Durchführung von riskanten Verhaltensweisen, die einen massiven Adrenalinausstoß verursachen. Der Konsum von Katastrophenfilmen ist in diesem Lebensstil ebenfalls verortet: Das Nervenkribbeln beim Anschauen von Katastrophenfilmen macht Spaß, das Ansteigen der Spannung und die anschließende garantierte Entspannung führen zu einer Belebung der häufig langweiligen Alltagsrealität.

BRAUCHBARKEIT DER CONSERVATION OF RESOURCES THEORIE VON HOBFOLL

Die Auflistung der verschiedenen Bewältigungsformen wirft folgende Fragen auf: Wovon hängt es ab, zu welcher Bewältigungsform eine Person greift? Haben alle Individuen grundsätzlich die Möglichkeit, die Bewältigungsformen frei zu wählen? Welche Folgen haben die verschiedenen Bewältigungsformen für andere Personen in der Gesellschaft?

Um auf diese Fragen eine Antwort zu erhalten, bietet sich ein Rückgriff auf eine neuere Stresstheorie an, die Stresstheorie von Stevan E. Hobfoll. In seiner Conservation of Resources-Theory (COR) stellt er einen integrativen Ansatz zur Verfügung, der die Überbetonung der individuellen Bewertung (appraisal) im Rahmen der Stresstheorie von Lazarus zugunsten einer stärkeren Gewichtung der Einbindung des Individuums in dessen enges und weiteres soziales Netzwerk ausgleicht. Der Schwerpunkt seiner Betrachtung kommt in der folgenden Formulierung gut zum Ausdruck: *„individual-nested in family-nested in tribe“*[13]. Seine Theorie basiert auf der Annahme, dass Menschen zum Überleben auf Ressourcen angewiesen sind. Hobfoll unterteilt Ressourcen in Objektressourcen (materielle Dinge), Bedingungsressourcen (wie Familienstand, Alter, Gesundheit und berufliche

13 S. Hobfoll: The Influence of culture, S. 338.

Position), persönliche Ressourcen (Fähigkeiten und Eigenschaften) und Energieressourcen (Zeit, Geld, Wissen etc.)[14]. Ein extremes Ereignis, wie ein Erdbeben, ein Tsunami oder ein Atomunfall, stellt eine massive Bedrohung dieser Ressourcen dar. Der Schlüssel zum Verständnis von Stress ist nach Hobfolls COR-Theorie der befürchtete oder der eingetretene Verlust von Ressourcen. Die mit dem Ereignis einhergehenden Belastungen stellen ein gemeinsames Problem dar, das von allen Beteiligten Bewältigungsbemühungen verlangt.

Um zu verstehen, wie das Individuum den Stress, der durch die Bedrohung der Ressourcen entsteht, bewältigt, muss z. B. einbezogen werden, dass das Individuum als soziales Wesen ein Bedürfnis nach sozialer Bindung hat und auch bereit ist, persönliche Bedürfnisse zugunsten des Wohls der Gruppe zurückzustecken. Die Kernaussage lautet, dass erfolgreiche Stressbewältigung nicht als Ansammlung individueller Fähigkeiten zu verstehen ist, sondern eine soziale Dimension hat. Um diese soziale Dimension in die Stressbewältigung einzubeziehen, hat Hobfoll ein multiaxiales Copingmodell entwickelt. Diese Modell umfasst drei Achsen: Die erste Achse hat die Endpunkte „aktive Bewältigung“ und „passive Bewältigung“. Aktiv bedeutet, dass die Person Probleme bewältigt und neue Ressourcen aufbaut, bei passiver Bewältigung stehen Vermeidung und vorsichtiges Handeln im Vordergrund. Die zweite Achse hat die Endpunkte prosoziale und antisoziale Bewältigung. Bei prosozialem Verhalten wird der Kontakt mit anderen gesucht, um ihnen Hilfe zu geben aber auch deren Hilfe anzunehmen. Bei antisozialer Bewältigung hingegen wird der eigene Vorteil auf Kosten anderer gesucht. (Auf die dritte Achse, die indirekte bzw. direkte Bewältigung, soll hier nicht näher eingegangen werden, da sie weniger bedeutungsvoll ist). Interessant ist im Zusammenhang mit der Bewertung der Bewältigungsstrategien die anhand vieler Untersuchungen belegte Aussage von Hobfoll, dass gesundes Coping aktiv und prosozial ist: „*Aktives Coping, gekoppelt mit einem positiven*

14 Stevan Hobfoll/Petra Buchwald: „Die Theorie der Ressourcenerhaltung und das multiaxiale Copingmodell – eine innovative Stresstheorie“, in: Petra Buchwald/Christine Schwarzer/Stevan E. Hobfoll (Hgg.), Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen: Hogrefe 2004, S. 13.

Gebrauch der sozialen Ressourcen steht ... für eine erfolgreiche Stressbewältigung.“[15]

Welche Ressourcen nun für das Individuum als Mitglied einer Gruppe besonders schützenswert sind und zu welcher Bewältigungsstrategie es greift, hängt auch stark von der Gesellschaftsstruktur ab, den verinnerlichten Regeln und Richtlinien für Einstellungen und Verhalten. Diese sind z. B. in der stärker kollektiv ausgerichteten Gesellschaftsstruktur Japans andere als in den eher individualistisch ausgerichteten europäischen Gesellschaftsstrukturen. So ist es dem europäieuropäischen Betrachter schwer verständlich, warum angesichts der radioaktiven Bedrohung viele Menschen in Tokio nicht die Stadt verlassen haben und zu an anderen Orten lebenden Familienmitgliedern oder Freunden gezogen sind, um ihre Gesundheit als elementar wichtige Bedingungsressource vor Schädigung zu bewahren. Eine Erklärung für dieses Verhalten lautet: In Anbetracht der engeren Verbindung vieler Japaner mit der Gemeinschaft und der dieser gegenüber erlebten hohen Verpflichtung würde der Weggang aus der Stadt in der Katastrophensituation als Verrat an den Menschen im Umfeld erlebt und die bestehenden sozialen Bindungen massiv gefährden. Das Verhalten vieler Japaner lässt sich nur verstehen, wenn die über Jahrhunderte tradierte Haltung hinzugezogen wird, die besagt, dass die Erfüllung des Lebens nicht in der Selbstverwirklichung liegt, sondern in der Erfüllung der Aufgabe in der Gruppe. Ein solidarisches Glied der Gemeinschaft zu sein, hat offenbar tendenziell einen deutlich höheren Stellenwert, als die eigene Gesundheit und die der Familie zu bewahren. Die Japanologin Foljanty-Jost[16] veranschaulicht diese kollektive Grundhaltung durch das japanische Sprichwort: *„Der Nagel, der herausschaut, muss eingeschlagen werden“.* Die katastrophale Lage stellt eine Herausforderung für alle dar, die nur gemeinsam zu bewältigen ist. Unter Rückgriff auf die Katastrophe in Japan wird folglich deutlich, dass nicht nur die Wahrnehmung und Bewertung des Ereignisses, sondern auch die Auswahl der Bewältigungsstrategien nur durch Rückgriff auf den kulturellen Kontext verständlich sind. Lassen wir dies Hobfoll mit seinen eigenen Worten sagen:

---

15 S. Hobfoll/P. Buchwald: Die Theorie der Ressourcenerhaltung, S. 18.

16 Gesine Foljanty-Jost: „‚Widerstehen ist alles‘. Eine Woche nach der Flut: Die Japanologin Gesine Foljanty-Jost über Technik, Gefühl und Verdrängung“, in: Der Tagesspiegel vom 18.03.2011.

> Indeed, how resources are ranked and valued is a reflection of what constitutes culture. Resources gain their essential character because they act to sustain the individual-nested in family-nested in tribe.[17]

> […] individuals will attempt to sustain their resources through action and cognition and will endeavor to enlist their resources in proactive coping, but will do so within the limits set by their resource availability and the allowable channels of behavior and thought outlined by culture and its structures.[18]

Eine weitere Kernaussage der COR-Theorie lautet, dass Ressourcenverluste eine viel stärkere Auswirkung auf die Menschen haben, als Ressourcengewinne. Diese Aussage hat für die Konfrontation der Menschen mit Katastrophen eine besondere Bedeutung: Hobfoll zeigt anhand zahlreicher Studien auf, dass für Menschen, die aufgrund ihrer schlechten Ressourcenausstattung sehr verletzbar (vulnerabel) erscheinen, (befürchtete oder reale) Verluste besonders bedrohlich sind. Es entsteht eine sich schnell entwickelnde Negativ- bzw. Verlustspirale. Aus Angst, das Wenige, was sie haben, noch zu verlieren, greifen diese Menschen häufig zu Verteidigungsstrategien, die für die Personen, die nicht zu ihrer Gruppe gehören, wenig sozial verträglich sind.

Unter Rückgriff auf diese Kernaussage lässt sich für die deutsche Bevölkerung die Vermutung ableiten, dass die Menschen, die über eine gute Ressourcenausstattung (Einbindung in ein soziales Netzwerk, hohe persönliche und soziale Kompetenzen, materielle Absicherung etc.) verfügen, die sie schützen wollen, eher zu sozial verträglichen Formen greifen, wie z. B. dem politischen Protest. Da sie häufig aufgrund der bisherigen Lebensgeschichte durch eigenes Handeln auf das Geschehen in ihrem Umfeld Einfluss nehmen konnten (Erfahrungen von Selbstwirksamkeit), hoffen sie durch aktive Bewältigungsformen auch in dieser schwierigen Situation noch etwas bewirken zu können. Anders hingegen die Menschen, die sich bereits an den Rand der Gesellschaft gedrängt fühlen. Fehlende materielle Ressourcen gekoppelt mit fehlenden persönlichen Ressourcen gehen in der Regel nicht mit einer internalen politischen Selbstwirksamkeitserwartung einher: Diese Menschen glauben nicht, dass mittels ihrer Handlungen gewünschte Veränderungen herbeiführen können. Diese fehlende internale Selbst-

17 S. Hobfoll: The Influence of culture, S. 343.

18 Ebd., S. 354.

wirksamkeitserwartung kann auch die bereits erwähnte Bewältigungsstrategie der „Konzentration auf Lustgewinn in der Gegenwart" verständlich machen. Die intensive Beschäftigung mit Risikoverhalten zeigt, dass diese besonders häufig von den Menschen ausgeführt wird, die sich in prekären sozialen Lagen befinden.[19]

Gehen wir einen Schritt weiter: Nach einem katastrophalen Ereignis kann es zu massiven Verlusten von Ressourcen jeglicher Art kommen: Nicht nur materielle Güter sind zerstört, sondern die Gesundheit ist möglicherweise beeinträchtigt, wichtige Bezugspersonen sind tot und Zukunftsperspektiven zerstört. Wenn diese Verluste nicht adäquat bewältigt bzw. kompensiert werden können, ist zu befürchten, dass sich die gesellschaftlichen Gruppen massiv bedroht fühlen, die im Alltag schon vor dem Ereignis Ausgrenzung und Benachteiligung erfahren haben. Diese greifen dann möglicherweise auf antisoziale Copingstrategien zurück, um neue Ressourcen zu gewinnen. Dadurch droht nach einer Katastrophe ein immer stärkeres Auseinanderklaffen zwischen Gruppierungen mit wenigen und Gruppierungen mit vielen Ressourcen. In der Folge könnte die gesellschaftliche Trennung, die Stadtsoziologen unter den Begriffen der ‚Segregation' und ‚Exklusion' vermehrt zum Thema machen, beschleunigt werden. So warnt z. B. der Stadtsoziologe Häußermann[20] vor der wachsenden Gefahr der Spaltung der Städte in die Menschen, die dazugehören und diejenigen, die ausgegrenzt sind: Arme, Arbeitslose, Menschen mit niedrigem Bildungsniveau und häufig auch mit der Herkunft aus einer ethnischen Minderheit. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei besonders hervorgehoben, dass allein die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit oder ein sogenannter „Migrationshintergrund" keinesfalls mit Ressourcenmangel gleichgesetzt werden darf. So äußerten auch PolizeibeamtInnen, die im Rahmen des Forschungsprojektes TankNot-

---

19 Vgl. Alexander Rommel u.a.: Lebensführung und Sport. Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Berlin: Robert Koch-Institut (Hg.) 2008; Birgitta Sticher: „Riskantes Verhalten", in: Doris Bardehle/Matthias Stiehler (Hg.), Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. Ein Pilotbericht, München: W. Zuckschwerdt Verlag, 2010, S. 90-93.

20 Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel: „Stadt am Rand. Armut und Ausgrenzung", in: dies. (Hgg.), An den Rändern der Städte, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2004, S. 7-40.

Strom[21] zu ihren Erfahrungen mit Menschen in kritischen Situationen befragt wurden, dass MigrantInnen häufig über einen sehr starken familiären Zusammenhalt (sogenannte „Bedingungsressourcen“ nach Hobfoll) verfügen und die gegenseitige Unterstützungsbereitschaft im sozialen Netzwerk hoch ist. Es wäre auch trügerisch anzunehmen, dass die Verfügbarkeit von Objektressourcen mit einem prosozialen Coping verbunden ist! Gerade allerdings auf die gruppenspezifischen Copingstrategien in Krisen und Katastrophen bezogen, sind noch viele Fragen unbeantwortet und besteht ein erheblicher Forschungsbedarf.

KANN DAS INDIVIDUUM DURCH DIE KONFRONTATION MIT DEM UNVERSICHERBAREN TRAUMATISIERT WERDEN?

Es stellt sich die Frage, ob das mit dem Unversicherbaren konfrontierte Individuum traumatisiert wird. Hierzu soll kurz auf die Traumaforschung eingegangen werden. Die Traumaforschung baut auf dem bereits dargestellten Grundverständnis der Stresstheorie auf. Wir sprechen von *Stress*, wenn die Person in einer konkreten Situation trotz aller Schwierigkeiten die Möglichkeit hat, mit der Belastung umzugehen; reichen aber die Bewältigungsmöglichkeit in dieser Situation nicht aus und kommt es zu einer Überforderung, dann sprechen wir von *Trauma*. Die Person verliert ihre Souveränität, ihr bisheriges Selbst- und Weltbild wird radikal in Frage gestellt. Es besteht folglich ein qualitativer Unterschied zwischen Stress und Trauma: Beim Trauma kommt es zu einer qualitativen Veränderung von psychischen und/oder organischen Strukturen. Der ursprünglich aus der Medizin stammende Begriff des Traumas bezeichnet eine Wunde oder Behinderung, die von einer Verletzung stammt. Analog nun bezeichnet das psychische Trauma eine seelische Verletzung und die damit einhergehenden Folgen. Nicht nur der Körper kann verletzt bzw. zerstört werden. Auch das seelische System kann punktuell oder dauerhaft so belastet sein, dass eine Verletzung bzw. Störung eintritt.

---

21 S. Forschungsarbeiten der HWR zu psychosozialen Folgen eines länger andauernden Stromausfalls. *http://www.tanknotstrom.info/*

Entscheidend für das vertiefte Verständnis der Traumatisierung[22] ist, dass nicht eine starre Momentaufnahme einer psychotraumatischen Belastungsstörung oder eines psychotraumatischen Belastungssyndroms gemacht wird, sondern der Verlauf der Entstehung einer psychischen Traumatisierung im Mittelpunkt steht: von der Analyse der konkreten *traumatischen Situation* zur *traumatischen Reaktion* des Individuums, die unter bestimmten Umständen in einen *traumatischen Prozess* (Chronifizierung der Symptome) übergeht.

Gehen wir nun auf diese einzelnen Komponenten des Verlaufsmodells etwas näher ein: Eine *traumatische Situation* liegt dann vor, wenn eine außergewöhnliche körperliche und/oder seelische Belastung gegeben ist. Es kann sich dabei um eine ernsthafte Bedrohung für die Sicherheit oder die körperliche Unversehrtheit der Person selbst handeln (*direkte Betroffenheit*) oder die einer geliebten Person (*indirekte Betroffenheit*). Die Bedrohung kann aber auch durch eine ungewöhnliche plötzliche Veränderung der sozialen Stellung und/oder des Beziehungsnetzes ausgelöst werden, in das die betroffene Person bisher eingebettet war. Es ist zunächst wichtig hervorzuheben, dass die Reaktionen Folge entweder der akuten schweren Belastung (*Typ I-Trauma*) oder Folge der kontinuierlichen schweren Belastung über einen längeren Zeitraum (*Typ II-Trauma)* ist. Das belastende Ereignis oder die andauernde, unangenehme Situation sind der primäre und ausschlaggebende Kausalfaktor für die Entstehung der Störung. Aber das Geschehnis wird für die Person erst zu einem Trauma, wenn das Erlebte ihre bisherige Sicht von sich und von der Welt sprengt. Die Person fühlt sich von einer überwältigenden Macht hilflos gemacht, ihrer Souveränität beraubt. Das, was ihrem bisherigen Leben das Gefühl von Sinn gegeben hat, wird radikal in Frage gestellt. Das seelische System wird durch punktuelle (oder durch dauerhafte) Belastungen überfordert und schließlich traumatisiert. Fischer und Riedesser definieren Trauma folgendermaßen:

> […] ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefüh-

---

22 Vgl. Gottfried Fischer/Peter Riedesser: Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst Reinhard 1998.

> len von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.[23]

Diese Definition macht deutlich, dass wir nur bestimmen können, was eine traumatische Situation ist, wenn wir das Zusammenspiel von objektiven Situationsfaktoren und subjektiven Bewältigungsmöglichkeiten zugrunde legen. Aber es gibt, wie bereits aufgeführt, bestimmte Situationen, in Anbetracht derer auch Menschen, die mit guten Bewältigungsmöglichkeiten ausgestattet sind, Schaden nehmen – traumatisiert werden. In der Traumaforschung wird der Zusammenhang zwischen äußeren Faktoren und psychischen Folgen stärker betont als in der Stressforschung. Als Formel ausgedrückt, gilt: Je stärker die traumatischen Situationsfaktoren, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Individuum über hinreichende Ressourcen verfügt, um die Erfahrung bewältigen zu können!

Was aber geschieht, wenn die traumatische Situation vorbei ist, die Person den extremen Situationsfaktoren nicht mehr direkt ausgesetzt ist? Sie wird nun versuchen müssen, das Unfassliche zu fassen, das Selbst- und Weltverständnis neu zu ordnen. Die einsetzende *traumatische Reaktion* beschreibt einen Zyklus der Traumaverarbeitung, der mit einer Pendelbewegung vergleichbar ist: Die Person versucht einerseits, die unangenehmen Erlebnisse zu vermeiden, diese drängen sich aber anderseits immer wieder massiv auf (Intrusion), um doch verarbeitet zu werden. Durch diese Schaukelbewegung versucht das verletzte biopsychische System die Beeinträchtigungen zu überwinden. Fischer und Riedesser[24] nennen es den „Wundheilungsmechanismus der verletzten Psyche“. Der positive Abschluss des traumatischen Reaktionszyklus lässt sich folgendermaßen beschreiben:

> […] so ist ein Zustand relativer Integrität wiedergewonnen, der es dem Individuum ermöglicht, sein Leben fortzuführen und vom Opfer zum ‚Überlebenden‘ des Traumas zu werden.[25]

Eine *traumatische Störung*, d. h. ein krankhafter und behandlungsbedürftiger Zustand, liegt erst dann vor, wenn der Verarbeitungsprozess nicht abgeschlossen werden kann. Dies trifft zum Glück nur auf einen

23 Ebd., S. 79.

24 Ebd., S. 96.

25 Ebd., S. 117.

kleinen Prozentsatz der vom Trauma Betroffenen zu. Die Person wird dann weiterhin von Erinnerungen an das traumatische Geschehen überflutet, obwohl sie gleichzeitig alles versucht, um die Erinnerung an das Geschehen aktiv zu vermeiden. Folgende Aussage soll ganz besonders hervorgehoben werden: Ob der positive Ausgang dieses Verarbeitungsprozesses erreicht wird, der es der Person ermöglicht, diese Erfahrung in ihr Selbst- und Weltverständnis einzubauen oder eine traumatische Störung auftritt, hängt ganz entscheidend von den Reaktionen der sozialen Umwelt ab. Erst wenn das, was der Person widerfahren ist, von der Umwelt anerkannt wird und sie die notwendige Unterstützung und Anerkennung erfährt, kann die Traumaverarbeitung gelingen.

Halten wir an dieser Stelle fest: Die Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen der Traumaforschung macht deutlich, dass die psychische Traumatisierung als ein Prozess zu verstehen ist, der durch zahlreiche Variablen beeinflusst wird! Die bisherige Lebensgeschichte, aber auch die aktuelle Situation bei Auftreten des extremen Ereignisses, ist von entscheidender Bedeutung für dessen Verarbeitung. Der Verarbeitungsprozess selbst ist ein sinnvoller Wundheilungsmechanismus der Seele, d. h. wir verfügen über Möglichkeiten, mit Schrecklichem umzugehen. Hier ist vor allem das Gespräch mit anderen Menschen – dies müssen nicht notwendigerweise professionelle Kräfte sein – zu nennen, die sich Zeit nehmen und Verständnis zeigen, um so den Verarbeitungsprozess zu unterstützen. Wird dieser Prozess vom Individuum in seiner Sinnhaftigkeit erkannt und es zudem von der einbindenden Kultur unterstützt, kann die Wunde verheilen.

VON DER INDIVIDUELLEN TRAUMATISCHEN SITUATION ZUR KOLLEKTIV ERLEBTEN KATASTROPHE

Bei Katastrophen[26] haben wir es mit kollektiven Ereignissen zu tun: Ein hohes Maß an Bedrohung und Zerstörung trifft eine große Anzahl von Personen, die häufig bereits vor der Katastrophe als Gruppe oder Gemeinschaft existierte. Katastrophen rufen eine Fülle an Extrembe-

26 Fran H. Norris/Matthew J. Friedman/Patricia. J. Watson: „60,000 disaster victims speak. Part II. Summary and Implications of the Disaster Mental Health Research“, in: Psychiatry 65-3 (2002), S. 240-260.

lastungen hervor: durch selbst erlebte oder unmittelbar beobachtete Lebensgefahr, durch Verletzung und Verstümmelung, durch den Anblick Toter und Sterbender, durch den Verlust von Angehörigen, Freunden und Bekannten, durch die Zerstörung von Eigentum und damit unter Umständen der persönlichen Existenzgrundlage. Auch die Zerstörung öffentlicher Ressourcen kann eine maßgebliche Rolle spielen und sowohl kurz- als auch langfristig zur Gesamtbelastung entscheidend beitragen. Die von der Katastrophe Betroffenen müssen gemeinschaftlich in einer teils massiv beschädigten oder zerstörten Lebensumwelt unter chaotischen Handlungsbedingungen ihr Überleben sichern und sind dazu auf Hilfe dringend angewiesen[27].

FORSCHUNGSERGEBNISSE ZU DEN KOSTEN DER KATASTROPHE IM ÜBERBLICK

Was sagt nun die Forschungsliteratur dazu, wie das Individuum mit der Katastrophe umgeht? Lässt sich die Aussage bestätigen, dass der Blick auf das einzelne Individuum zu kurz greift und der Blick immer auf dessen Einbettung in den näheren und weiteren sozialen Kontext gerichtet sein muss? In dem Artikel von Bonnano, Brewin, Kaniasty und Greca[28] werden Forschungsarbeiten der ca. letzten 10 Jahren zu den Folgen von Katastrophen für Individuen, Familien und Gemeinschaften ausgewertet. Die Autoren wollen wissen, wie schwer die Folgen sind und wen sie treffen. Trotz der methodischen Probleme, die die Vergleichbarkeit der Ergebnisse der verschiedenen Forschungsarbeiten erschwert, formulieren sie thesenförmig einige zentrale Erkenntnisse.

Die wohl zentralste Aussage lautet: Katastrophen führen zu schlimmen psychischen Folgen wie posttraumatische Belastungsstörung, Depressionen, Ängsten, Substanzmissbrauch und stressbedingten

27 Vgl. Georg Pieper: Hilfen für Opfer von Katastrophen und gezielter Gewalt. Ein Konzept zur psychotraumatologischen Versorgung. Dissertation. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. Siehe: *http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/2914/* vom 28.03.2011.

28 George A. Bonanno et al.: „Weighing the costs of disaster: consequences, risks, and resilience in Individuals, families, and communities“, in: Psychological Science in the Public Interest. II-I (2010), S. 1-49.

Gesundheitsschäden. Aber nur eine kleine Gruppe der Menschen, die der Katastrophe ausgesetzt sind, leiden unter diesen Symptomen. Es handelt sich maximal um 30% der von der Katastrophe Betroffenen, meistens aber um eine deutlich geringere Prozentzahl. Von den Menschen, die diese Symptome zeigen, findet ein Großteil sein psychisches Gleichgewicht nach wenigen Monaten oder spätestens nach ein bis zwei Jahren wieder. Ganz wichtig ist zu erwähnen, dass Katastrophen auch zu einer Verbesserung der ökonomischen Situation und der Beziehungen, vor allem innerhalb der Familie, führen können. Als Beispiel sei angeführt, dass z. B. mit staatlichen Mitteln ein Haus nach der Zerstörung neu aufgebaut wurde und in einem besseren Zustand ist als das Haus vorher war und sich durch die in der Extremsituation erlebte Unterstützung durch Familienangehörige sich die Qualität der Beziehungen nachhaltig verbessert hat.

Um die Auswirkung der Katastrophe für das Individuum vorherzusagen, muss eine große Anzahl von Variablen (Schutz- und Risikofaktoren) betrachtet werden, die vielfältig miteinander verwoben sind und während des Prozesses ihre Wirkung entfalten. Von großer Bedeutung für die Auswirkung der Katastrophe ist die Ressourcenausstattung der Person vor der Katastrophe, ihr sozioökonomischer Status sowie die Stärke der sozialen Einbindung. Des Weiteren sind die Merkmale der Katastrophe selbst (Umfang, Stärke, Dauer etc.) und die Art und Weise der Hilfe und Unterstützung nach der Katastrophe besonders wichtige Variablen. In Übereinstimmung mit der Traumaforschung lautet die zusammengefasste Aussage der untersuchten Studien, dass die Stärke und Charakteristika des Katastrophenereignisses, dem die Menschen ausgesetzt sind, hoch mit den psychischen Folgen des Desasters korreliert: „[…] greater exposure is generally associated with poorer psychological adjustment“[29].

Die Merkmale der Persönlichkeit, wie z. B. das Ausmaß an emotionaler Stabilität vor Ausbruch der Katastrophe, haben zwar eine Bedeutung, aber diese – so eine weitere zentrale Aussage der Autoren – werden in ihrem Vorhersagewert deutlich überschätzt. Die Beschaffenheit der Persönlichkeit vor der Katastrophe ist nur einer von vielen Faktoren, die über die Folgen der Katastrophe für das Individuum bestimmen.

29 Ebd., S. 20.

Eine Katastrophe hat gravierende ökonomische Konsequenzen, die aber unzertrennbar mit psychosozialen Konsequenzen verknüpft sind: Sie zerstört den Wohnort, nimmt den Menschen die Einkommensquelle und macht auch die Lebensumwelt auf lange Zeit unbewohnbar, wie dies in Japan durch die Verstrahlung des Umfeldes des Kernkraftwerkes Fukushima der Fall ist. Diese langfristige Zerstörung der vertrauten Lebensumwelt durch Verstrahlung hat stärkere negative Auswirkungen auf die Menschen als eine Überflutung eines Gebietes, das von den Menschen nach Rückgang des Hochwassers wieder hergerichtet werden kann: Nach einer Zeit der Aufbauarbeiten ist die Rückkehr zu eine gewissen Normalität wieder möglich, kann an Vertrautes wieder angeknüpft werden.

Nicht nur die Stärke der ökonomischen, sondern auch die Stärke der sozialen Konsequenzen, die z. B. durch den Verlust wichtiger Bezugsperson, durch die Veränderung der Familienstruktur durch Erkrankung von Familienmitgliedern sowie durch die Nichtfunktionsfähigkeit von gesellschaftlichen Einrichtung ausgelöst wird, steht in deutlichem Zusammenhang mit den psychischen Folgen. Die Betonung der destruktiven Auswirkung ökonomischer und sozialer Verluste auf die Menschen bestätigt die COR-Theorie von Hobfoll, die den erlebten Verlusten eine zentrale Rolle für die Stressreaktion zuschreibt.

Unter Bezugnahme auf die Forschungsliteratur wird von den Autoren die folgende Erkenntnis ebenfalls besonders hervorgehoben: Das Ausmaß der Unterstützung, die das Individuum nach der Katastrophe erfährt, beeinflusst entscheidend den Verarbeitungsprozess der schrecklichen Geschehnisse. Hier kommt der eigenen Familie und dem Freundeskreis, wenn er noch besteht, hohe Wichtigkeit zu. Allerdings können die privaten Netzwerke durch die Höhe der Verluste so überfordert sein, dass die Konflikte zu deren Auseinanderbrechen führen. Vor allem zeigt sich hier, dass ganz konkrete Hilfe – vorrangig keine psychologische, sondern materielle Hilfe, die die Verluste abfängt und die Menschen und Gemeinschaften mit den benötigten Ressourcen ausstattet – möglichst schnell einsetzen muss, damit sie selbst aktiv werden können, um sich wieder untereinander zu unterstützen: „[…] providing victimized communities with the resources they need to help

one another should be the primary objective of postdisaster interventions“.[30]

WELCHES IST DAS ERGEBNIS DER PSYCHOLOGISCHEN BETRACHTUNG DES MIT DEM UNVERSICHERBAREN KONFRONTIERTEN INDIVIDUUMS?

Wie das Individuum auf eine Konfrontation mit dem Unversicherbaren – auf ein möglicherweise eintreffendes oder tatsächlich eingetretenes Desaster – reagiert, das in die eigene Lebenswirklichkeit oder die der Menschen im nahen und weiteren Umfeld radikal eingreift und die Lebensgrundlage bedroht, hängt von vielen Faktoren ab. Bereits in Auseinandersetzung mit der Frage, ob und wie ein sich nahendes Desaster vom Individuum wahrgenommen wird, wurde deutlich, wie stark dies von den Reaktionsweisen der Personen im engen und weiteren sozialen Umfeld abhängig ist. Da die Eintrittswahrscheinlichkeit von Gefahren, die zu Katastrophen werden können, schwer einzuschätzen ist, wird der Gefahrenalarm des Individuums vor allem durch Informationen im sozialen Kontext ausgelöst. Unter Bezugnahme auf die psychologische Stressforschung wissen wir, dass ein als bedrohlich wahrgenommenes Ereignis erst dann für uns zu Stress wird, wenn wir zu der Einschätzung kommen, dass es besonderer Bewältigungsmöglichkeiten bedarf, um damit umzugehen. Gerade bei Katastrophen als kollektive Ereignisse rückt nicht nur die Einschätzung der individuellen Bewältigungsmöglichkeiten in den Fokus, sondern auch die der kollektiven Bewältigungsmöglichkeiten. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob im sozialen Nahumfeld Ressourcenverluste drohen oder eingetreten sind. Gravierend ist die Befürchtung, massive Verluste zu erleiden, die nicht so ohne weiteres kompensiert werden können. Wenn dies noch durch die Erfahrung untermauert wird, dass von außen, d. h. von der größeren sozialen Gemeinschaft, die Unterstützung ungewiss ist oder möglicherweise nicht eintreffen wird, kann dies die Entsolidarisierung des Einzelnen bzw. ganzer Gruppen mit dieser Gemeinschaft fördern.

Die psychologische Perspektive sensibilisiert für die große Vielfalt an Faktoren aus dem persönlichen Entwicklungsprozess, die die

30 Ebd., S. 35.

individuelle Reaktion beeinflussen. Sie stellen das Individuum als aktiven Verarbeiter von Wirklichkeit in den Mittelpunkt, das trotz des überwältigenden Geschehens über viele sinnvolle Strategien verfügt, um sich selbst von dramatischen Geschehnissen zu erholen. Aber alles deutet darauf hin, dass der Grundsatz der Desasterforschung, wie er vom National Research Council formuliert worden ist, in seiner Gültigkeit bestätigt wird: „[…] it is impossible to understand the human response without understanding the larger context within that response takes place“.[31] Diesen größeren Kontext differenziert zu analysieren, würde in diesem Rahmen zu weit führen. Notwendig ist ein umfassenderes Konzept, wie es Turner et al.[32] in ihrem „Vulnerability Framework“ entworfen haben. Im Rahmen eines solchen Gesamtkonzeptes sollte die soziologische Betrachtung, die die Vulnerabilitäten und Resilienzen einzelner Bevölkerungsgruppen analysiert, besondere Beachtung finden. Als Beispiel seien Berke et al.[33] angeführt, die in ihrem Modell des „sozialen Kapitals“ den Vorschlag darlegen, die Widerstandkraft der Bevölkerung in Abhängigkeit vom Ausmaß der horizontalen und vertikalen Integration einer Gemeinschaft zu erfassen. Auf der Grundlage dieser umfassenderen Modelle können Managementsysteme für die Vorbereitung und Bewältigung von Katastrophen entwickelt werden, die die Menschen bestmöglich für den Aufbruch in das Unversicherbare vorbereiten und in diese Vorbereitung einbeziehen.[34]

---

31 National Research Council (Hg): Facing Hazards and Disasters. Understanding Human Dimensions. Committee on Disaster Research in the Social Sciences: Future Challenges and Opportunities. Washington, D.C.: The National Academic Press 2006, S. 42.

32 B. L. Turner et al.: A framework for vulnerability analysis in sustainability science. Siehe: *http://www.pnas.org/content/100/14/8074.full.pdf* vom 28.03.2011.

33 Philip R. Berke/Jack Kartez/Dennis Wenger: „Recovery after disaster. Achieving sustainable development, mitigation and equity“, in: Disasters 17-2 (1993), S. 93-109.

34 Vgl. National Research Council, S. 21.

LITERATUR

Beck, Ulrich: Neue „Sicherheitsphilosophie“ notwendig. Ulrich Beck im Gespräch mit Jan-Christoph Kitzler am 14.03.2011. *http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/interview/1410642/*

Bonanno, George A./Brewin, Chris, R./Kaniasty, Krysztof/La Greca, Anette, M.: „Weighing the costs of disaster: consequences, risks, and resilience in Individuals, families, and communities“, in: Psychological Science in the Public Interest. II-I (2010), S. 1-49. *Siehe http://www.psychologicalscience.org/journals/pspi/pspi_10_4.pdf*

Berke, Philip R./Kartez, Jack/Wenger, Dennis: „Recovery after disaster. Achieving sustainable development, mitigation and equity“, in: Disasters 17-2 (1993), S. 93-109.

Buchwald, Petra/Schwarzer, Christine/Hobfoll, Stevan E. (Hgg.): Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping, Göttingen: Hogrefe 2004.

Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter: Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst Reinhard1998.

Foljanty-Jost, Gesine: „‚Widerstehen ist alles‘. Eine Woche nach der Flut: Die Japanologin Gesine Foljanty-Jost über Technik, Gefühl und Verdrängung“, in: Der Tagesspiegel vom 18.03.2011.

Gigerenzer, Gerd: Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition, München: Goldmann 2008.

Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter: „Stadt am Rand. Armut und Ausgrenzung“, in: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hgg.): An den Rändern der Städte, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 7-40.

Hobfoll, Stevan E.: „The Influence of culture, community, and the nested-Self in the Stress Process: Advancing Conservation of Resources Theory“, in: International Association for Applied Psychology, 50-3, (2001) S. 337-421.

Hobfoll, Stevan/Petra Buchwald: „Die Theorie der Ressourcenerhaltung und das multiaxiale Copingmodell – eine innovative Stresstheorie“, in: Petra Buchwald/Christine Schwarzer/Stevan E. Hobfoll (Hgg.), Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und mulitaxiales Coping. Göttingen: Hogrefe 2004.

Hofmann, Markus: „Sie sind schuld, dass unsere Erde untergeht!“. Siehe: *http://www.unvergesslich.de/leser/items/sie-sind-schuld-dass-unsere-erde-untergeht.html* vom 21.03.2011.

Lazarus, Richard S.: Psychological Stress and the coping process, New York: McGraw-Hill 1966.

Lazarus, Richard S./Folkman, Susan: Stress, appraisal and coping, New York: Springer 1984.

Moser, Helmut unter Mitarbeit von Thomas Leithäuser (Hgg.): Bedrohung und Beschwichtigung. Die politische und seelische Gestalt technischer, wirtschaftlicher und gesundheitlicher Gefährdungen, Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1987.

National Research Council (Hg): Facing Hazards and Disasters. Understanding Human Dimensions. Committee on Disaster Research in the Social Sciences. Future Challenges and Opportunities, Washington, D.C.: The National Academic Press 2006.

Norris, Fran H./Friedman, Matthew J./Watson, Patricia J.: „60,000 disaster victims speak: Part II. Summary and Implications of the Disaster Mental Health Research“, in: Psychiatry 65-3, (2002), S. 240-260.

Pieper, Georg: „Hilfen für Opfer von Katastrophen und gezielter Gewalt .Ein Konzept zur psychotraumatologischen Versorgung“, Dissertation, Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau 2007. Siehe: *http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/2914/* vom 28.03.2011.

Preiser, Siegfried/Beierlein, Constanze/Oerder, Katharina: Bedrohung und Beschwichtigung? Leben mit und nach Fukushima. Siehe: *http://www.bdp-politische.de/aktuell/beitrag_japan_14april2011.html* vom 14.04.2011.

Rommel, Alexander/Klaes, L./Cosler, D. u.a.: Lebensführung und Sport. Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Berlin, Robert Koch-Institut (Hg.) 2008.

Sandman, Peter M: „Risk communication. Facing public outrage“, in: EPA 13 (1987), S. 21-22.

Schütz, H./Wiedemann, P. M.: „Risikowahrnehmung in der Gesellschaft“, in: Bundesgesundheitsbl-Gesundheitsforsch-Gesundheitsschutz 7 (2003), S. 549-554.

Sticher, Birgitta: „Riskantes Verhalten“, in: Doris Bardehle/Matthias Stiehler (Hgg.), Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. Ein Pilotbericht, München: W. Zuckschwerdt, 2010, S. 87-110.

Tawada, Yoko: „Die Ruhe im Sturm. Das Wort Katastrophe klingt für japanische Ohren anders als für deutsche“, in: Der Tagesspiegel vom 15.03.2011.

Turner, B. L. et al.: A framework for vulnerability analysis in sustainability science. *http://www.pnas.org/content/100/14/8074.full.pdf* vom 28.03.2011.

Tversky, Amos/Kahnemann, Daniel: „Availability. A heuristic for judging frequency and probability“, in: Cognitive Psychology 4 (1973), S. 202-232.

Death and Resurrection in the Early Cold War

The Grand Analogy of the Disaster Researchers

SHARON GHAMARI-TABRIZI

"How shall we think about the next war? What is the right way to do it?" People worried about panic. This is what Philip Wylie imagined would happen.

> The ones on the street were desperate. The streets … were already packed with cars and trucks. The sidewalks wouldn't hold the humanity that gushed from the big buildings. The people, driven by the siren, gripped now by stark terror … were trying to make progress over the vehicles. They swarmed up like ants – slid off – climbed again – some going toward the river, some toward the south, some east, some west – all merely going, for motion's sake. Thinking, escape!
>
> … From the streets below came the most bloodcurdling sound Coley had ever heard or dreamed of, the sound of thousands upon thousands of people – men and women and children – in absolute panic, in total fear, in headless flight, being trampled, being squeezed to death, having ribs caved in and legs broken, screaming, trying to escape. …
>
> Here it was. … Here was gigantic panic, uncontrolled and hideous. … Here was the infectious breakdown of the "average mind," the total collapse of man in the presence of that which he had not been willing to face. This was the lurid countenance of something unknown because he refused to know.
>
> Here, too, Chuck could see was that other fear – the horror of a bomb survived, raised to excruciating horror by the terror of another. Get out of

> the city; it was all they could think of. Get out now while you still have unburned meat to move your unbroken bones.[1]

People worried but they also refused to think about it. The atom bomb was too scary, too immense. It was impossible to drum up interest in civil defense. Frank Fremont-Smith also thought people could not face the fact of atomic war. "This country is relatively ripe for a panic reaction," he said.

> We already have had part of the paralyzing effect on panic before us; we have almost no plans for civil defense ready to be put in operation. We have been paralyzed in fairly high quarters and elsewhere by the awfulness of we have had to contemplate in regard to the major disaster situations of a potential World War III. We haven't been willing to face this situation; maybe I am putting too much emphasis on the failure to get a plan ready for operation. However, we have had quite some time and no plan really is ready.[2]

This essay listens in on conversations among scholars. They weren't delusional or foolish people, they were sober and accomplished public servants. They didn't invent new ideas, – they weren't those kinds of thinkers. But they were the responsible ones shouldering the burden of looking ahead. They were men of their time and place, robust, anxious, reflecting the commonplaces of their time. If one could put oneself into the frame of mind and heart in which death and resurrection could be assured with the guidance of recent experience and good planning, then these conversations can tell us about what mattered in one tangle of the American social imagination in the early cold war.

What touches me is the elasticity, the fragility, the atmosphere of doomed credulousness of the framing assumption that formed the basis of their work. They gambled and hoped that one could study peacetime disasters in order to learn how Americans would behave in war. What did they think they were seeing? What did they think they could know

1 Philip Wylie: Tomorrow!, Popular Library Edition 208, New York: Rinehart 1954, pp. 264-265. Pagination is from 1956.

2 Frank Fremont-Smith: Remark, Chemical Corps, Conference on Psychological Aspects of Disasters, Army Chemical Center, Maryland, March 10, Medical Division Reports 237 (1950), pp. 15-16.

by looking at the one world, the peacetime present, and extrapolate to the other, the world of atomic, then soon after, thermonuclear war?

EXPECTATIONS ABOUT THE NEXT WAR

There was no question about life underground. The next war would couple atomic bombs to rockets. The rockets would vaporize the cities. Even the day after Hiroshima people began to the think of the possible future as “a world of troglodytes.”[3] The day after Nagasaki people assured one another that atomic missiles were inevitable, “too fast to be seen, much less stopped.” The war would be over “in three hours.”[4] It was a self-evident truth, common sense and inevitable. Just weeks after the atomic bombings in Japan, the authors of the *Strategic Bombing Survey* shuddered, “The combination of the atomic bomb with remote-control projectiles of ocean-spanning range stands as a possibility which is awesome and frightful to contemplate.”[5]

The aerial bombing of cities was a new way to fight wars. How effective were they? In 1944 President Roosevelt directed his Secretary of War to begin a comprehensive review of the physical, economic, and psychological effects of aerial bombardment in Europe. Just days after the Hiroshima and Nagasaki bombings, President Truman requested the same for the war against the Japanese.

The findings of the *United States Strategic Bombing Survey* were grimly satisfactory. The authors of the European War report marveled at the mental toughness of German civilians. Even while the economy was collapsing, people “resorted to almost every means an ingenious people could devise to avoid the attacks upon her economy and to minimize their effects. Camouflage, smoke screens, shadow plants, dispersal, underground factories, were all employed.” It was astonishing.

---

3 Hanson W. Baldwin,: “The Atomic Weapon: End of war against Japan hastened but destruction sows seed of hate”, in: New York Times, August 7 (1945), p. 10.

4 “Gigantic Atom”, *New York Times*, August 12 (1945), E1.

5 The United States Strategic Bombing Survey Summary Report (European War), United States Government Printing Office, September 30 (1945), p. 16 (USSBS).

> They showed surprising resistance to the terror and hardships of repeated air attack, to the destruction of their homes and belongings, and to the conditions under which they were reduced to live. Their morale … and their confidence in their leaders declined, but they continued to work efficiently as long as the physical means of production remained.[6]

The study of Hiroshima and Nagasaki was less buoyant. But most future disaster researchers took comfort in the fact that in areas that had not been destroyed utterly, people who had not been injured leaped into action. They did not abandon their cities. “A mass flight from the city took place as persons sought safety from the conflagration and a place for shelter and food,” the report stated. But the next day, “people were streaming back by the thousands in search of relatives and friends.”[7] One day after the attack on Hiroshima, electrical power was available for most of the surviving parts of the city. Two days after, railroad service was restored. Eight days after, telephone service was again available. Fourteen days after the attack, a full 80% of the transportation department’s employees were back at work.[8]

Civilian morale was the problem and the question. The next war would be different. Two days before the Hiroshima bombing, the staff of the Provost Marshal General began to comb through analyses of the effects of aerial bombing on civilians in Great Britain, Germany, Japan and the United States. Their work overlapped with the interviews undertaken for the US Strategic Bombing Survey in the European theater.[9] It seemed that *everyone* in the military wanted to understand the connection between city bombing, civil defense, and the collective will to resist enemy assault in total war. And like everyone else, the authors of the Provost Marshal General report assumed surprise attack. “The

---

6 USSBS 1945 Summary European War, p. 16.

7 *U. S. Strategic Bombing Survey: The Effects of the Atomic Bombings of Hiroshima and Nagasaki*, United States Government Printing Office, June 19 (1946), p. 6.

8 USSBS 1946, Effects of Atomic Bombings, p. 8.

9 The United States Strategic Bombing Survey began on November 3, 1944 and produced its report on September 30, 1945. U. S. Strategic Bombing Survey, U.S. Strategic Bombing Survey Summary Report (European War), Government Printing Office, Washington, September 30 (1945), p. ii.

next war will be a total war which may begin at any time; … the United States… will be attacked first and without warning." Civilian morale would win or lose the next war. The nation's "ability to withstand the attack depends on the thoroughness and efficiency of plans prepared by the national government … [which will enable them] to resist and survive."[10]

Civil Defense was the work of peacetime. On November 25, 1946, the Secretary of War established a Civil Defense Board in order to study the matter. The Board submitted its report on February 28, 1947.[11] On March 27, 1948, the Office of Civil Defense Planning was established in the new Office of the Secretary of Defense. It too reviewed available studies on civilian morale during the last war. It released its own report to the Secretary on October 1, 1948.[12]

DONORA

In late October 1948 a freak happening presented the Army with an ideal opportunity to examine the psychological effect of gas on ordinary citizens. A temperature inversion created the conditions for a catastrophic concentration of smokestack effluents from US Steel's Donora Zinc Works and the American Steel and Wire Plan in the town of Donora, Pennsylvania. Sulfuric acid, nitrogen dioxide, fluorine and other noxious gases were trapped close to the ground. Twenty people

10 Office of the Provost Marshal General: "Defense Against Enemy Actions Directed at Civilians", Study 3-B-1, Washington DC: US War Department General Staff 1946, Paragraph 3, exhibit N, 5; Cited in Center of Military History: „History of Strategic Air and Ballistic Missile Defense", Vol 1, 1944-1955, United States Army 2009, p. 89.

11 Office of the Secretary of Defense: "A Study of Civil Defense", Washington DC: War Department Civil Defense Board 1947, it was subsequently released to the public on February 14, 1948.

12 Office of Secretary of Defense: 1948, "Civil Defense for National Security", Washington DC: Office of Civil Defense Planning, October 1, 1948. It was released to the public on November 13, 1948.

died and more than 7000 townspeople were stricken. Smog in Donora made national news.[13]

This was interesting. A physician in the Army Chemical Corps thought the suffering of the people of Donora might offer a clue to the American mind-state. He gathered a small team and went to Pennsylvania to take a look. Local officials told him that 43% percent of the residents had sickened. What interested him were the people who had not been directly exposed to toxic fumes but experienced the same symptoms as those who had.[14]

John Wood, the Chief of the Medical Division of the Chemical Corps, contacted the National Opinion Research Corporation, NORC, at the University of Chicago. He wondered if it would be willing to undertake a field study in Donora. Within days of the accident, Wood, NORC researchers and some invited guests got together.[15]

The group concluded that a field study was no longer feasible. By the time that interviewers could be recruited and trained, there would be too much of a time lag for retrospective accounts to be reliable. They decided instead to invite NORC to consider the outlines of a

13 Associated Press: 1948, "Donora smog held near catastrophe; expert asserts slightly higher concentration would have depopulated community", in: The New York Times, December 25 (1948).

14 The Army Chemical Corps were not the only officials interested in Donora. A large multidisciplinary team from the Division of Industrial Hygiene of the US Public Health Service came out immediately. It took a year for the epidemiological analysis to be completed. Not surprisingly, there were psychosomatic illnesses. Some of the interviewees "probably exaggerated" the degree of their illness, while others, fearful of losing their jobs at US Steel, minimized their suffering. See James Townsend: "Investigation of the Smog Incident in Donora, PA., and Vicinity", in: American Journal of Public Health, 40, 2 (1950), p. 185. The Public Health Survey interviewed 1308 households which resulted in reports of about 4613 people affected by the explosion. Army Chemical Corps: Conference 1950, p. 39.

15 Army Chemical Corps: "Symposium on Psychological Research in the Chemical Corps", in: Medical Division Report #169, October 22 (1948).

study that could be used in future disasters.[16] Wood instructed NORC to develop a standing plan that would enable a crack team of "skilled observers and investigators" to scramble to the site of a disaster and begin work immediately.[17]

Wood circulated NORC's plan to federal officials as well as psychiatrists, psychologists, and sociologists for comment. NORC revised its plan in light of criticism received, and resubmitted it in late December 1949.[18] A month later, Wood convened a conference in order to discuss the way forward.

THE 1950 CONFERENCE ON THE PSYCHOLOGICAL ASPECTS OF DISASTERS

Just as the *Strategic Bombing Survey* established the reference for civil defense's belief that pitiless bombing could be endured by a resilient people, the problems posed by the participants at the Chemical Corps' conference in January 1950 gave voice to the themes of disaster research for the following decade.

NORC's *Plan for the Study of Disasters* opened with the observation that from the point of view of administrative control, the available studies were journalistic and unsystematic.[19] Nevertheless one could discern "constant elements" in the mosaic of natural, industrial, and wartime disasters. The following were "minimum elements in efficient disaster control":

- The reduction and control of panic reactions
- Organization and effective leadership

16 Enrico L. Quarantelli: "The NORC Research on the Arkansas Tornado: a fountainhead study", in: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 6, 3 (November 1988), p. 284.

17 Chemical Corps: Conference on Psychological Aspects of Disasters, Medical Division Reports #237, Maryland: Army Chemical Center, March 10 (1950), p. 1.

18 National Opinion Research Center, University of Chicago (NORC): „A Plan for the Study of Disasters", Revised Report covering Contract No. W18-108-CM, 1211, Army Chemical Service, December 7 (1949), appearing as Appendix 1, Chemical Corps (1950), pp. 66-77.

19 Ibid., p. 65.

- The elimination of confusion by means of directions to the public as to how to proceed and the provision of adequate and authoritative information
- The securing of [public] conformity to emergency regulations
- The minimization of discomfort
- The maintenance of public morale
- Rapid reconstruction[20]

These themes rationalized the whole enterprise of disaster research in this period. Because there were constancies across these events, one could study natural disasters and industrial accidents and extrapolate from them to the next war. I call this the Grand Analogy.

On the grounds of there being "constant elements in disasters and in disaster control, empirical study of peacetime disasters will yield knowledge applicable to the understanding and control not only of peacetime disasters but also of … war." Of course they were mindful of the differences among these classes of disasters, but in defense of the principle of generalization, they pointed out that there were *also* differences among different classes of disasters as well as differences between two disasters of the same kind. The fact of difference as such was not insurmountable. Given the assumption of *constant elements*, generalization could proceed. "Careful selection of the natural or industrial disasters to be studied can furnish an approximation of the conditions to be expected in a war disaster, and, therefore, permit generalizations applicable to war disasters as well as to the situation studied."[21]

The NORC plan circumscribed the research problem. The following questions should frame any plan of field study:

- Which elements in a disaster are most frightening or disrupting to people and how can these threats be met?
- What techniques are effective in reducing or controlling fear?
- What aggressions and resentments are likely to emerge among victims of a disaster and how can these be prevented from disrupting the work of disaster control?

20 Ibid., pp. 66-67.

21 Ibid., p. 67.

- What types of organized effort work effectively and which do not?[22]

What followed were pages of questions which a field team could use to survey the survivors of a disaster.

The second approach also related to disaster control. This one was rooted in mental hygiene. The Director of the newly-formed National Institute of Mental Health, the psychologist Joseph Bobbitt, ran through the conventional assumptions of military psychiatry which had coalesced by the end of the war. Anxiety would arise in people who were already predisposed to neurotic reaction; anxiety could be reliably dissipated by working at tasks for which one was trained and qualified; authoritative and realistic information about the nature and extent of the threat was reassuring. The tendency to panic could be blocked by a "preventive mental hygiene program."[23] Field studies were not needed, but *opinion research* about American's attitudes towards the next war would be necessary. What he wanted to know were "the nature of the fears and anxieties experienced as a result of anticipation of attack" and "the plans of individuals in event of the outbreak of war."[24]

An academic who did not enter the field by the attraction of a government contract presented a third approach to the group. Dr. J.S. Tyhurst of McGill University in Montreal was a psychiatrist who was wary of applied research, which he called "social engineering." The study of disaster would proceed in radically different ways according to whether it was oriented towards fundamental questions or in meeting an immediate need. "The problem is whether we are to have our research goals (and our methods) defined by the progress and findings of the investigation, or whether we are to define these goals and methods by the limitations of contemporary and practical necessity."[25]

Rather than disaster control or preventative mental hygiene, Tyhurst regarded disaster as a psychological and sociological "stress situation."[26] But like the NORC researchers he too was interested in classes and kinds. While he had only begun to do field work, he was

22 Ibid., pp. 67-68.

23 Ibid., p. 14.

24 Ibid., p. 13.

25 Ibid., p. 23.

26 Ibid., p. 25.

prepared to investigate "fires, explosions, floods, collapse of buildings, earthquakes, high winds, riots, strikes, rumor development, widespread utility breakdowns, epidemics, serious accidents, train wrecks."[27]

Tyhurst was unapologetically oriented towards basic questions. "The needs of research in this field include the setting up of a frame of reference that will organize such data into a coherent and meaningful patterns." His plan was consecutive and methodical. First he would do a literature review, then a field survey. Next he would undertake an "experimental investigation," followed by an "interview-schedule and questionnaire." Finally he would review the effort in its entirety. Thus he hoped "to provide an increased structuring of the data as the investigation proceeds."[28]

What mattered were the personalities of his respondents. When he went out to the field, he held two-hour long conversations that were open-ended, similar to psychiatric interviews rather than the standardized questions ticked off by poll-takers. The first time he traveled to a disaster site, he went alone. But he recognized the usefulness of adding an informed description of the social context of the people he met. He decided to include a sociologist in his field studies.[29]

So here we have the proposals for how to think about a disaster. Only one of these was reported by someone who had actually gone out and gotten started. (Tyhurst, by the way, isolated himself from the contract disaster researchers. Enrico Quarantelli, one of the original NORC field surveyers, and later the founder of the Disaster Research Center at Ohio State University, was dismissive of Tyhurst's efforts. He sniffed, "His work, maybe because it was published in psychiatric outlets, was a dead end with no continuity."[30])

Before we turn to the invited guests, let's hear from the two men in the Chemical Corps who felt the need for field study most acutely. When a review of the research programs of the Chemical Corps was conducted in 1947, David Dill, its Scientific Director, told the assem-

27 Ibid., p. 46.

28 Ibid., p. 25.

29 Ibid., p. 26.

30 Enrico L. Quarantelli: "Earliest interest in disasters and crises, and the early social science studies of disasters, as seen in a sociology of knowledge perspective", Working paper #91, University of Delaware Disaster Research Center 2009, p. 34.

bly that the only topic missing was the psychological dimension of gas warfare. More people would become "demoralized through fright" than would die or be permanently injured. But he couldn't find any useful reports on the topic, nor could he persuade anyone to study it. It was mystifying. "No one has suggested a plan for fundamental research to be conducted under contract dealing with human emotional reactions to toxic agents." Animals were useless, obviously, and one couldn't experiment on human beings. The only way forward was to exploit accidents like Donora, "uncontrolled and unplanned situations in which toxic agents lead to large-scale death and injury."[31]

What Dill wanted to know from his guests was whether his idea of looking at industrial accidents was reasonable. "If so," he asked, "how shall research on disasters be organized? Is the NORC plan valid?" But if the idea of looking at accidents was wrong, then what else could he do? "What is the best approach to research on the psychology of fear and of panic?"[32]

His colleague, John Wood, the Chief of the Medical Division, was in favor of open-ended exploration. What he wanted to do was assemble some clever people and have them ready and poised to travel to a disaster. "We wished to depend upon their skill and experience to shape the investigation to fit the circumstances. We want to learn as much as possible about the mass psychological reactions of a population in the face of such disasters and its effects upon the normal organization and function of the community – plus as much as may be possible of the psychological reactions of the survivors most directly involved." It was a great idea. Pick the right people, tell them what matters to you, let them loose on the phenomena, and have them report back.

The official understanding of *field study* stopped him short. "We quickly ran afoul of a Federal Statute, which requires a questionnaire to be prepared in advance for a field investigation of this type and submitted to the Bureau of the Budget for approval." So he took the long way around. He hired NORC, circulated its questionnaire to consultants and colleagues for comment, requested a revision, and now stood before an assembled conference. His good idea had been mutilated. "Our plan," Wood remarked morosely, "is thus, unfortunately,

31 Chemical Corps: Conference on Psychological Aspects of Disasters, p. 3.

32 Ibid., p. 4.

made far more rigid than seems to me to be warranted, and it reduces now largely to a poll-taking affair."[33] Wood was particularly interested in the group's response to the NORC questionnaire. Was it as clumsy as it appeared to be?

Herbert Goldhamer of The RAND Corporation was skeptical about the practical results of field research. To begin with, he thought panic prevention was a dubious business. He remarked, "It is generally recognized, although sometimes forgotten in connection with specific undertakings, that knowledge of how people behave in given situations does not necessarily enable us to control this behavior." The framework of the research problem was all wrong: one should not assume that any agency could control disaster behavior. Second, one should not assume that field surveys were the right way to accumulate knowledge of disaster behavior. He recommended "taking a step back." Rather than supposing that "field survey studies of disasters will contribute to the control of disaster situations," one should instead look hard at the methodology of field study itself. One should "inquire what contributions such studies can make to an understanding of disaster behavior" itself. The next step, from field study to agency needs, was equally questionable. "How much such studies can contribute to policy depends on the nature of the findings they provide."[34]

The physician Harold Abramson offered unexpected reasons for endorsing field studies. The problem with thinking about the next war was that inevitably one rebounds to the past. "We are not dealing in future disasters with anything that we really can measure." Since "future disasters are on an entirely different psychological level," he mused, "I feel very strongly … that we must have field experience in all minor disasters irrespective of their magnitude." No doubt they were "going to be much more minor compared to the magnitude of future disasters." But in order to block the impulse to think backwards in time, it was better to concentrate on any kind of disaster behavior in the present. "I would like to emphasize that without field experience we will be wandering around in the areas of World War I and World War II."[35]

When the NORC team reviewed the candidates for field study, the sociologist Shirley Star, NORC's lead researcher, observed, "it soon

---

33 Ibid., pp. 1-2.

34 Ibid., p. 37.

35 Ibid., pp. 18-19.

became apparent that every disaster study is going to be less than perfect … it won't be like the one you will encounter in war." There would *never* be an acceptable analogy from peacetime disaster to war. But that did not invalidate a generalizing approach to field study. The solution was to perform multiple case studies across a range of disasters. After a dozen or two dozen analyses have been made, a body of knowledge will have accumulated. "Each one can be made with increasing refinement and we can begin to find what is general to all disasters." The basic assumption of common elements across the kinds of disasters was justifiable. One develops a corpus of work, "then we can make some guesses about what would follow in wartime when you have a very different problem."[36]

Stop talking and let's get going! The psychiatrist Calvin Drayer practically burst with impatience. "There has been a great deal of talk and a great deal of comparison of ideas but we have got to get out into the field," he insisted. "Whether it is to be done as it is proposed to do or whether we are to adopt other methods doesn't seem too important right now." The main thing was to get started as soon as possible. "The point is that the needs of the Chemical Corps call for a tangible effort fairly soon." The group shouldn't overlook "the urgency" of the situation. The problem of extrapolating from peacetime disasters to war didn't bother him. "We have to get started on some definite approach which can then be modified as we work along and begin to learn its limitations. We can assume that there will be areas in which it does not work too well, that there will be differences in circumstances of the disasters which may be studied."[37]

What was to be done? Wood was angry about the way in which his beautiful idea had been mangled by bureaucratic stupidity. In his opening remarks he confessed, "I am not at all certain that this is adequate for our purposes. It may have to be supplemented by the addition of one or more professional psychologists or psychiatrists, who are not burdened in advance with a questionnaire – who are free to develop their own theses, upon which questioning is to be based, on the spot."[38] He wasn't convinced that "this approach to our problem is likely to be the most fruitful." The night before the conference he had gone over

36 Ibid., p. 59.

37 Ibid., p. 51.

38 Ibid., p. 2.

the matter thoroughly with two guests who were skeptical of the NORC plan. "I have some doubts about the matter."[39]

Wood and Dill decided to offer multiple contracts to different research organizations. In 1951 and 1952, the Chemical Corps issued two follow-on contracts to NORC. NORC ultimately produced eight field studies, including a major 3-volume work on a catastrophic tornado in Central Arkansas. It sponsored a conference, and wrote a final summarizing report.[40] The Chemical Corps also offered a contract to the Psychiatric Institute at the University of Maryland. It called for studies of "the psychological reactions and behaviors of individuals and local populations in disaster, for the purposes of developing methods for the prevention of panic, and for minimizing emotional and psychological failures." While psychologist-sociologist teams were envisioned for field study, the project stumbled. It was headed by a social scientist who supervised teams that made small studies of eleven disasters. Funded for three years, the effort resulted in a four page publication.[41]

THE NATIONAL RESEARCH COUNCIL

In 1951, Wood was promoted to the Chairmanship of the Medical Research and Development Board in the Army Surgeon General's Office.

39 Ibid., p. 2.

40 Enrico L. Quarantelli: "Disaster Studies: An analysis of the social historical factors affecting the development of research in the area", Preliminary Paper #128, Disaster Research Center, University of Delaware 1988, p. 286. For NORC studies see Shirley Star: "Conference on field studies of reactions to disasters", NORC Report No. 47, NORC, University of Chicago 1953; Eli Marks/Charles Fritz: "Human Reactions in Disaster Situations", 3 Volumes, NORC Report No. 52, NORC, University of Chicago 1954; Charles Fritz/Eli Marks: "The NORC studies of human behavior in disaster", in: Journal of Social Issues 10, 3 (1954), p. 26-41.

41 John Powell: "An Introduction to the Natural History of Disaster", Baltimore, MD., Psychiatric Institute, University of Maryland, Baltimore, unpublished ms. 1954; John Powell: "Gaps and Goals in Disaster Research", in: Journal of Social Issues 10, 3 (1954), pp. 61-65.

He discussed his ideas with his counterparts in the other services. They decided that the combined offices of the Surgeons General of the Armed Forces should develop a proposal for research in disaster studies and submit it for consideration to the National Research Council (NRC) of the National Academy of Sciences.

The NRC, an independent organization within the National Academy of Sciences, prided itself on its capacity to nurture avant-garde research. The Chairman of the Division of Anthropology and Psychology boasted, "The NRC conceives itself … as a pioneer in new ventures. It likes to get new enterprises started and let them go."[42] Disaster research seemed like the kind of project that the NRC would agree to foster. It was a home only in affiliation and residence. The Committee on Disaster Research would have to find outside funding for the duration of its tenure at the NRC.

In May 1951, Wood sent a formal request to the Executive Committee at the Division of Psychology and Anthropology for the establishment of a consultative committee on disasters.[43] He envisioned that disaster researchers would undertake the following:

- To study the psychological reactions and behavior of individuals and local populations in disaster, for the purpose of developing methods for the prevention of panic, and for minimizing emotional, psychological, and psychiatric failures.
- To study the sociological upheavals caused by major disaster, to assess its effectiveness, to discover its failures, and to devise improvements to overcome its defects.
- To study the organization of the community to cope with disasters, to assess its effectiveness, to discover its failures, and to devise improvements to overcome its defects.

---

42 S. Stevens: "Memorandum to the Ad Hoc Steering Committee of the Committee on Disaster Studies", Ad Hoc Steering Committee, May 2, 1952. Folder: Committee on Disaster Studies, Executive Committee Meetings. National Research Council Archives 1952 (NRC abbreviated).

43 Col. John Wood, Chair, Medical Research and Development Board, Office of the Surgeon General, Army. Letter: 5/29/51. Folder: Committee on Disaster Studies, Beginning of Program (1951). NRC.

- To study the rescue, first aid, transport, treatment and disposition of casualties in order to devise ways to improve the handling of the injured victims.
- To study the effectiveness of extra-community assistance in disaster, in order to improve plans for bringing in timely outside aid.
- To determine how the Armed Forces can best assist civilian communities in major disasters."[44]

Several months later, Wood was invited to pitch his ideas to the Division heads in person. He proposed the establishment of a research group devoted to the American response to military attack and invasion. He commented that he was impatient for results "in this emergency situation."[45] The Korean War had been underway since June 1950. The emergency was the anxieties aroused by reports of extreme psychological coercion exerted against American prisoners of war. Military personnel across the services worried that civilians might not resist the pressures of communist psychological warfare unless proper training for national mobilization and morale was immediately instituted. The Division decided to establish a Committee on Disaster Studies using Wood's original proposal as the framework for the new group.[46]

---

44 Letter, Col. John Wood, Chair, Medical Research and Development Board, Office of the Surgeon General, Army, 5/29/51, quoted in *Final Report to the Surgeons General, Departments of the Army, Navy and Air Force*, Contract No. DA-49-007-MD-256. Committee on Disaster Studies, Division of Anthropology & Psychology, NAS-NRC. March 31, 1955: 1.

45 Lieutenant Colonel John Wood: Minutes, Conference on Disaster Studies, December 6, 1951:9. Folder: Committee on Disaster Studies, Beginning of Program (1951). NRC.

46 The contract was extraordinarily broad, stipulating that the new committee would "conduct a survey and study in the fields of scientific research and development applicable to problems which might result from disasters caused by enemy action, including: (a) reviewing, analyzing, and evaluating the programs of research and development therein conducted under the auspices of private or governmental organizations in the United States or abroad; (b) proposing additional fields of investigation within these general fields, and additional projects for research and development

The Executive Committee on Disaster Studies met for the first time in March 1951. Over the course of the next six months, they wrestled with the immediate conundrum: what should the group tackle first of the ambitious program articulated in Wood's proposal and the subsequent NRC contract? What were the most important problems in the field? What should be the sequence of their work? What was the nature of the group? Would it administer contracts to individual scholars? Would it perform the research itself? The minutes to the first several meetings make excruciating reading. The members of the committee were all eminent men in their fields, they were not all in the same disciplines, they held different methodological commitments. The meetings were lengthy, inconclusive brainstorming sessions.

They also accomplished a few practical things. They established liaison relations with federal stakeholders in a number of agencies besides the Surgeons General such as the Public Health Service and the Federal Civil Defense Administration. They set up administrative offices in the NAS-NRC building in Washington. They hired staff, including an able research administrator, a sociologist named Harry Williams, to steer the project.

William's entry into the picture in early Summer 1952 signals the start of the group's real work. The first thing he does is travel around the country talking to everyone who is studying individual and group behavior in a disaster. He asks them what they think are the most important problems in the field. He also wants advice on what the NRC committee should do.

He meets Wood and asks for specific "guidance in my assignment." Wood hammered away at his unaltered conception of the problem.

> The American public has never been subject to a major catastrophe of the type suffered by the British and Japanese populations in the last war. We do not know how the American people would behave in such an event. The only way we have to study this problem of learning how they would

---

therein; and (c) collecting, collating, and disseminating scientific and technical information in these fields." Wood letter 5/29/51:2. Also see Minutes, First meeting, Committee on Disaster Studies, March 31, 1952. Folder: Committee on Disaster Studies, Meetings, 1952-1957. NRC.

> behave is to study disasters which do occur from time to time and see how people behave in these situations.[47]

He felt the urgency of the war intensely. "He stated that we needed to have results in the next year which will be helpful in making plans for the actions of responsible agencies in the event of a disaster. It is … an emergency kind of situation."[48]

By 1952, Woods was certain about what he wanted. There should be a direct relationship between the problems and responsibilities of the military sponsors and the questions posed by researchers. Field teams should be dispersed, trained, and put on standby so that they could travel as soon as possible to a disaster site. This was the method "on which he pins his hopes," Williams reported. "The organization of disaster study teams in various regions that will be prepared to observe the actual events which occur in a disaster situation."[49] Wood wound up by fuming about the impossibility of recruiting people into this effort. "He has been trying for four years to get something going in this area and has found a lack of interest on the part of people that he felt should be interested."[50]

This last point is not trivial. While disaster research has had a long afterlife since the 1950s, the dissolution of the NRC disaster research effort in 1962 amounted to a failure. I will return to this at the end of this essay. But let us notice here both Wood's persistence and the fact that he could not succeed in persuading others of the significance and intellectual merits of a problem he found arousing and vital.

The first order of business for the new research group was to collect books and articles, unpublished studies from federal agencies and universities, protocols of interviews with disaster survivors. The committee amassed a comprehensive bibliography. What followed was a plan of action, and a cascade of memoranda, newsletters, minutes, working papers, grant proposals, conference papers, annual reports, final reports, promises, excited meetings, frustrations, fizzles, small successes. A change of name. A new employee from NORC.

---

47 Harry Williams: Report No 1: 8/4/52, Meeting with Col. John R. Wood, Surgeon General's Office, US Army (1952), p. 1. NRC.

48 Ibid., p. 2.

49 Ibid., p. 3.

50 Ibid.

CIVIL DEFENSE

From the war years, through the Korean War, all the way to the Cuban Missile Crisis, civil defense meant protecting civilian against the harms of incendiary, gas, and atomic bombardment. It encompassed programs to evacuate children, the elderly and sick to the countryside, the distribution of gas masks, the organization of neighborhood fire brigades and aircraft spotters, emergency radio communication, stocking underground bunkers in subway tunnels, basements and cellars and flimsy backyard installations, and ambitious but unrealized plans to disperse critical industries across the nation.

In 1950, the year the Federal Civil Defense Administration was founded, when working out state and regional civil defense programs that directly concerned vital sectors of the civilian economy, public morale, and the associations of civic life, agency bureaucrats could refer to the World War II and contemporary Korean wartime needs for a central command authority. Such desired centralization had provided the rationale for the establishment of the National Security Resources Board and the Office of Defense Mobilization.

But civil defense did not enjoy presidential, congressional or popular support. Its budgets were always modest. Both in its wistful visions of a fully prepared society and its puny authorized mission, civil defense operated in the space between the federal bureaucracies with administrative mandates for emergency preparedness on the one hand, and on the other with the handful of stalwart veterans of the WWII municipal civil defense organizations who volunteered for duty during the Korean War. While its command authority was restricted to weak advocacy and prototype shelter building, nevertheless civil defense bureaucrats and disaster researchers alike approached the problem of national preparedness for surprise attack with the recent experiences and impulses of total social mobilization for war.

From 1951 through 1960, civil defense had an intermittent public existence. Thousands participated in compulsory civil defense activities: urban dwellers practiced evacuation drills in the early years of the decade: 11,000 people in downtown Spokane (in April 26, 1954 in Operation Walkout); 40,000 African-American inhabitants of Mobile, Alabama (on June 14, 1954 in Operation Scat); 28,000 citizens of Bremerton, Washington; the entire population (notionally speaking) (on June 24, 1954 in Operation Rideout). The nation was exhorted to

participate in President Eisenhower's annual National Civil Defense Day, (1955-1961). Women volunteered to be plane spotters in the Ground Observer Corps during and immediately after the Korean War. Employees completed mandatory or voluntary courses in hospitals, schools, federal, state and municipal buildings. Police and firemen, doctors and nurses, Red Cross and disaster relief personnel were instructed in rudimentary civil defense training. Most children in elementary and middle school and some high schools in all the states were drilled in "duck and cover" air raid maneuvers. Civil defense officers addressed luncheons at civic associations, clubs and auxiliaries. Ordinary citizens volunteered for specialized training as block wardens and auxiliary fire and police men. Nearly everyone had seen the yellow signs marking fallout shelters which began to appear on urban and suburban buildings at the end of this period (1961), and heard, if not heeded, the tests for CONELRAD broadcast on the radio and the air raid sirens sounded weekly in most cities.

What interests me is the way in which civil defense presented a conceptual problem to the disaster researchers in general, and how the phenomenon of fallout sharpened the problem of the analogy between peacetime disasters, previous wars, industrial accidents, and atomic war.

In undertaking their first task, literature review, the range of analogous events considered by the disaster researchers was nearly encyclopedic. The first study released by Committee on Disaster Studies was a survey of the literature entitled *Human Behavior in Extreme Situations.* It itemized specific and general events such as:

- atomic and conventional bombardment
- combat stress in the Battle of Guadalcanal, and the Battle of the Bulge
- major earthquakes
- the economic depression of the 1930s
- the black death in 14th century Europe
- the epidemics of yellow fever in the United States in 1793 and 1870
- expatriation and displacement during war such as the Spanish civil war refugees and the evacuation of British cities in World War II
- chemical explosions
- floods

- famine
- fires
- invasion, occupation, and conquest such as the recent occupation of the Axis countries
- massacre and pogrom
- mine accidents and cave-ins
- concentration and prisoner-of-war internment camps
- rebellions and revolutions
- mob violence such as race and prison riots
- sieges such as in Malta and Stalingrad in World War II
- hurricanes and tornadoes
- labor strikes.[51]

How did they extrapolate from this hodge-podge to the survival of the individual, group, community, and society during and after an atomic war? Before long, the disaster researchers no longer justified their methodological assumptions. They were working in an environment in which the idea that diverse phenomena manifested "constant elements" (something which the NORC researchers felt compelled to explain and defend) was common sense.

They could nonchalantly transpose incommensurable field and historical experiences into the world of atomic war because their institutional home was a prominent champion of "behavioral science," the prevailing fashion in social science of the period. In the latter half of the 1950s, NRC members who advocated the unifying synthesis promised by behavioral science persuaded the executive committee to inaugurate an ambitious program of research. They argued that such an effort would "bring behavioral science into the staff functions of government hierarchies ... especially in connection with military plan-

51 These categories were itemized under the heading, "Specific Disasters For Which the Most Useful Descriptive Bibliographies Were Compiled," in Anthony Wallace: "*Human Behavior in Extreme Situations: A Survey of the Literature and Suggestions For Further Research*", in: Disaster Study Number 1, Washington, DC: Committee on Disaster Studies, Division of Anthropology and Psychology, National Academy of Sciences-National Research Council 1956.

ning."[52] As a result, in 1961 the divisional location of the Disaster Research Group, Psychology and Anthropology, was formally dissolved and replaced by the broader Division of Behavioral Sciences.

In a 1959 memorandum defining the reorganization of work under the new directorate, NRC officer Clyde Kluckhohn emphasized that "particular events and their sequences are of interest to behavioral science *only to the extent that such events may be regarded as instances of general or abstract regularities*." Kluckhohn defined behavioral science in direct contrast to the interpretive concerns of humanistic social research. "Behavioral science either excludes or de-emphasizes areas of the traditional social sciences that are dominantly historical or 'philosophical.'" Whatever in the humanities or social sciences disregarded "the biological dimension in human behavior" would be set aside. That is to say, "historical, or rational, or reformist" ideas would be omitted. Instead, the bases for behavioral science were "(a) observational and/or experimental investigations of human behavior; (b) the biological and situational bases of such behavior; (c) comparative psychology insofar as this bears upon the understanding of human behavior; (d) the construction of abstract models to represent regularities in the data."[53] "Regularities in the data" guaranteed the legitimacy of the Grand Analogy.

SHELTER HABITABILITY

In March 1, 1954, a multimegaton thermonuclear weapon was detonated at the Bikini Atoll testing area. On February 15, 1955, under pressure from activist scientists and citizens' groups, the Atomic Energy Commission reluctantly issued a press release describing the phenomena of radioactive fallout.

---

52 R. W. Gerard: Memorandum to the Committee on Behavioral Sciences, March 24, 1959, p. 1. Folder: Committee on Behavioral Sciences, 1959. NRC.

53 Memorandum on the June Meeting of the Committee on Behavioral Science. Folder: Committee on Behavioral Science, 1959. NRC.

1958 marks the inauguration of the fallout shelter program.[54] While President Eisenhower had been presented all year with blue-ribbon panels and summer studies clamoring for a massive federal fallout shelter program, he was unpersuaded. Rather than installing blast and fallout shelters in every metropolitan, suburban, and rural political district, as the federal agency and its boosters would have liked, the President declared that the national program would only disseminate public information about the physical effects of nuclear attack; survey existing underground structures, mines, subways and tunnels; fund limited engineering research to work out the degree of fallout protection offered by existing buildings; construct a handful of prototype shelters; mandate fallout shelters for all new federal buildings; and slap some signs here and there indicating the whereabouts of identified and stocked facilities.

The national policy placed the onus for shelter construction on the individual states, which in turn delegated responsibility to county and municipal governments, and the voluntary energies of private firms, civic associations, and individual citizens. Fallout shelter construction was neither federally mandated nor funded.

With the advent of thermonuclear weapons and the recognition of the phenomenon of fallout, the disaster researchers added a new modality to their Grand Analogy. In addition to field studies, it was now possible to add *laboratory simulations* to their catalogue of behavior under stress. In a 1958 memorandum urging the initiation of a laboratory research program on shelter habitability, the disaster researchers insisted, “Control over such conditions as duration of stay ..., kind of persons in the shelter, and supplies available is feasible only in the laboratory.”[55]

When President Eisenhower merged two offices, the Federal Civil Defense Administration and the Office of Defense Mobilization into the Office of Civil and Defense Mobilization (OCDM) in 1958, a social science research division was established in the new agency. The

54 The OCDM announced the National Shelter Policy on May 7, 1958 and began to administer the program the following October.

55 “Memorandum on the Initiation of a Laboratory Research Program on Shelter Habitability”, July 22, 1958, p. 3. Folder: Anthropology and Psychology, Disaster Research Group, Advisory Panel on Shelter Habitability, Guidelines for Research, 1959-1960. NRC.

division underwrote research on social and psychological reactions to nuclear attack and post-attack conditions; plans for evacuation and dispersion, relief and reconstruction; and above all, ways to attain widespread cooperation with civil defense preparedness programs throughout the nation.[56]

In 1958, at the request of the OCDM, the NRC established a Consultant Panel on Shelter Habitability. The problems of *habitability* seemed straightforward: shelter training, taking shelter at the time of warning, occupancy, and post-shelter survival and recovery. Habitability studies sought to determine the physiological, social, and psychological effects of nearly every dimension of shelter confinement.

An NRC memorandum outlining the research needs in shelter habitability underscored the fact that current designs exacerbated the discomfort of confinement. Design specifications were themselves a „very real danger". One had to keep in mind that:

> Space, food, ventilation, sanitation and sufficient warmth represent the barest necessities. ... Medicine, light, communications, sound and vibration control ... are other factors deemed necessary to comfort in our society. … Probably least essential to immediate problems of actual physical survival are such things as recreation, religion, and education. However, the heightened morale generated by these activities might make the difference between enduring the stress or lessening it, and giving up or leaving.[57]

OCDM wanted the disaster researchers to correlate human factors to design criteria by means of examining such problems as:

- What facilities, equipment, and supplies would be indispensable?
- What sleeping, seating, and space arrangements would be most effective?
- How well would people tolerate shelter confinement?

---

56 See Ralph Garrett, Director, Social Science Research Division, Office of Civil and Defense Mobilization, in George Baker, Behavioral Science and Civil Defense, Disaster Study #16, Washington DC: National Academy of Sciences-National Research Council 1962, p. 109.

57 Memorandum, 6 April 1959. Disaster Research Group Folder: Advisory Panel on Shelter Habitability, General, Division of Anthropology and Psychology, 1958-1960. NRC.

- Would they be willing to enter shelters?
- How would their willingness to remain in shelters be affected by the length of time they might be required to stay?
- What organization, management, and leadership elements of a shelter program are indispensable?
- How would shelter experience affect the occupants' ability to face the stringent demands of post-shelter survival and reconstruction after leaving the shelter?[58]

FIELD STUDY AND LABORATORY RESEARCH FOR SHELTER HABITABILITY

In 1958 two memoranda circulated among members of the NRC Shelter Advisory Committee. The first once again affirmed the legitimacy of extrapolating from field studies to future war. "Natural and manmade peacetime disasters and major accidents provide the closest approximations to 'real' attack situations." They were "natural laboratories" in which behavior under stress "can be studied most fruitfully."[59] The authors admitted that the very nature of field study of natural disasters could not apply to some dimensions of habitability. "The extrapolation of findings from 'natural' shelter situations to planned or actual wartime shelter designs is limited by the fact that the natural situations rarely provide comparable physical structures, equipment, and environmental conditions."[60]

Nevertheless, field studies of "disaster- or accident-type shelter situations" did yield data that could not be acquired in laboratory simulations. What was missing was fear. „An experiment cannot introduce the disaster stresses of overwhelming threats to life and limb, of sudden destruction of kin and intimates, of the pain and shock of serious personal injury and loss of home and possessions."[61] The uncertainty and contingency of a disaster could not be replicated in a labora-

58 G. Baker: Behavioral Science and Civil Defense, p. 114.

59 Memorandum, no date: "A Program of Field Research On Shelter Habitability", pp. 2-3. Folder: Disaster Research Group, Advisory Panel on Shelter Habitability, Guidelines for Research, 1959-1960. NRC.

60 Memo On Field Research On Shelter Habitability, p. 6.

61 Ibid., p. 7.

tory. Nor could researchers provoke authentic anxiety about the „future continuity of one's social life." Moreover, in a disaster, the people who gathered in an emergency shelter would be diverse. It was exceedingly difficult to assemble a truly heterogeneous group of research volunteers for a shelter confinement experiment. The behavior of laboratory subjects would be unnaturally similar. But real disaster victims would behave more like nuclear war survivors. The very lack of control over the environment guaranteed the richness and even the accuracy of research observations.[62]

The memorandum concluded with a catalogue of topics relating to shelter confinement that could plausibly be addressed with field studies.

- Reactions to warning: studies concerned with factors ... regarding the acceptance or rejection of air-raid sirens.
- Expectations concerning length of stay in shelter and decision about leaving.
- Effects of size of shelter group and diversity in social and cultural characteristics in determining the type of organization, utilization of skills, emergence of leaders, division of labor, conflict, and other interactional patterns.
- Effects of separation of family members and other critical uncertainties ... in determining behavior in shelter and length of shelter stay.
- Effects of death, serious injury, and illness among members of shelter group.
- Reactions to conditions of close confinement, conditions of crowding, and lack of solitude and privacy.
- Reactions to absence or shortages of food, essential facilities and supplies, personnel with required skills, and other physical deprivations.
- Reactions to isolation and loss of communication with the outside world.
- Physical and emotional condition of shelterees of time of emergence from shelter and capacity to work in the post-shelter environment.

62 Ibid., p 9.

- Types of spontaneous or emergent solutions to shelter problems -- including emergent leadership, forms of organization, division of labor, improvisation, changes in social values and norms, and degree of social cohesion.
- Effect on shelter-taking and other protective behavior of recurrent or continuing threat in the post-shelter environment.[63]

In considering the kinds of analogies which the disaster researchers had explored in the previous eight years, the memo correlated the following kinds of disasters with problems for shelter study:

- Strategic bombardment during World War II.
- Natural Disasters: Researchers focused on reactions to massive community destruction and to the total loss of property. The studies on community dynamics also considered mining accidents and chemical spills.
- Forced Confinement: Disaster literature typically included the analysis of concentration camps, prisoner-of-war camps, displaced persons camps, and civil prisons. Researchers focused on the deprivations, uncertainties, and isolation of these group experiences.
- Accidental isolation of some duration such as accounts of explorers and military personnel who were unexpectedly cut off from their group for long periods of time, and civilians stranded in their cars, restaurants or office buildings during blizzards or flash floods.
- Isolation on extended missions: these comprised studies of scientific or military groups who spent weeks or months in isolation in the polar regions, in submarines, and missile silos and bombers during alert field exercises.[64]

But what about laboratory simulations? The shelter advisory committee convened in July 1958 in order to discuss the initiation of habitability experiments. A memorandum resulting from the meeting expressed the uneasiness long felt by researchers pressed for specific policy recommendations. It began by emphasizing the limits of extrapolation. The conditions of shelter confinement were *unlike* the catastrophes

63 Ibid., p. 12.

64 Ibid., p. 13.

probed by field study: a two-week wait of confinement, the invisibility of the threat, passivity as compared to the energetic flight and work in natural disaster, and the assault against the whole, rather than a part, of society.[65]

The authors conceded that while nuclear attack "would involve many fears, expectations and uncertainties which could not ethically or practically be simulated," engineering research could be done in laboratory tests, and indeed, this was fundamental to habitability.[66] They catalogued the criteria for evaluating prototype and experimental shelters. Shelters should be evaluated for the following: their architectural features and social and psychological factors must combine to create the internees' willingness to stay for two weeks, they must support physical and mental health, and they must be cheap.[67]

Although it was not possible to simulate the unbearable anxieties of nuclear attack or the traumas of confinement such as the close proximity to sick, dying and dead people, nevertheless crowding, poor food, humidity and heat *could* be reproduced in a laboratory shelter.[68]

SYMPOSIUM ON SHELTER HABITABILITY

On February 11 and 12 in 1960, the NRC and the OCDM jointly sponsored a conference called *Symposium on Human Problems in the Utilization of Fallout Shelters*.[69] It assembled most of the beneficiaries of the NRC's grants of the previous decade.

---

65 Memorandum, no date: "Memorandum on laboratory research program on shelter habitability", pp. 2-3. Folder: Disaster Research Group, Advisory Panel on Shelter Habitability, Guidelines for Research, 1959-1960. NRC.

66 Memo on lab research, p. 3.

67 Ibid., p. 5.

68 Ibid., p. 6.

69 G. W. Baker/J. H. Rohrer (ed.): Symposium on Human Problems in the utilization of Fallout Shelters, Disaster Study #12, Washington: National Academy of Sciences-National Research Council 1960. The conference was sponsored by the Office of Civil and Defense Mobilization under the direction of its Social Sciences Division.

Let us listen in on the way in which the Grand Analogy was imagined, defended, justified, explained away.

What in the world could be likened to life in a fallout shelter? Submarines? A mission station on the North Pole? We can start with a field study conducted by John Rohrer of Georgetown University Medical School who delivered a paper called "Implications for Fallout Shelter Living From Studies of Submarine Habitability and Adjustment to Polar Isolation." Rohrer prefaced his comments with the declaration that it was "difficult to extrapolate the findings on submarine habitability to fallout shelter habitability."[70] The difference lay in the nature of the hierarchical, ritualistic, well-rehearsed submarine society. But the two experiences were not incommensurable. On the basis of the anxiety experienced by highly motivated submariners upon entering into conditions of isolation within the first two days of the dive, Rohrer speculated that "the most critical period in terms of managing, minimizing panic, and maintaining control of the shelter population" would most certainly occur during the initial hours of confinement.

He enumerated the kinds of anxiety shelter inmates were likely to feel: „not knowing what to expect in shelter living, fear of radioactive contamination through contact with other people in the shelter, fear of the presence of contagious diseases, phobic fears in response to the small space and the threat of suffocation, anxieties over family, business, etc."[71] People needed diversions in order to suppress these feelings. He suggested card games, movies, hobbies, daily routines.

He reviewed the usual topics of habitability: crowded space, the necessity of communication with the outside world, humidity, ventilation, the role of hot food in sustaining morale, excessive sleeping as a refuge from boredom and fear, the importance of recreation for maintaining group cohesion and high morale, and the significance of assigning tasks to people so as to relieve anxiety. Rohrer assumed a simple correspondence between submarine confinement and shelters. He noted resemblances where he saw them, and justified his position with a statement no more elaborate than the remark, "The implication for fallout shelters is straightforward." In this, Rohrer's presentation was typical of the majority of disaster researchers.

70 Ibid., p. 26.

71 Ibid., p. 22.

The sociologist Albert Biderman was far more ambitious. Whereas most habitability researchers simply identified the interaction between environmental stresses and social relations in the shelter as *problems* and sought their remedies in optimal engineering, Biderman imagined the optimal shelter culture that could socialize the deprivations felt in confinement. His field studies were prisoners of war and concentration camps.

He began by imagining the problems that would arise for a large group confined to an inadequately stocked facility.[72] The nearest analogy to this would be a group of prisoners incarcerated in a temporary camp, "where the captor did not exert active influence on the affairs of the group. ... The shelter would be like the collection point … It would be a temporary way-station toward a dimly-known, indefinite future: a purgatory."[73]

Biderman's question was disturbing: how could one design a shelter so that people would not kill, cannibalize, violate one another, or commit suicide? "Where deprivation exists, complicated problems of sacrifice and balance arise between the biological and the socio-cultural systems ... This conflict ... [has] an important bearing on the problems of social organization in shelters."[74] Would they lose the will to live? Chronic starvation could result in apathetic withdrawal amounting to catatonia. This struck a chord in his audience. Behind much of the rhetoric concerning the need for civil defense training in order to insure high morale for post-war reconstruction was the widespread belief that the American soldiers who died in Korean prisoner-of-war camps were psychologically unfit to survive the rigors of the real cold war. In other words, they were sissies. On the contrary, Biderman assured them.

> The widely publicized contention that most of the deaths of American POWs were due to a psychologically caused "give-it-up" seems to be without foundation. Avitaminosis, simple malnutrition, and the dehydration associated with … dysentery … seem to have played much greater

72 Ibid., p. 31.

73 Ibid., p. 40.

74 Ibid., p. 33.

> roles. A shelter program need not be founded on the premise that Americans have become soft or that they are softer than other nationalities.[75]

Prisoners of war typically did not give way to panic or hysteria, but instead to introversion. Clinical depression set in long after the deprivations of two weeks. Nevertheless, he admitted, depression might be a problem. Here Biderman moves directly from the camps to the shelters. "Depression," he observed, "is likely to be immediate when the privational experience followed the total destruction of the captive's sources of basic meaning and purpose; e.g. when he regarded himself as totally and irrevocably isolated from his world." This is why shelters shaped the psychology of its inmates. One wanted "frills" in order to encourage "activity, involvement, and a positively-toned mood."[76]

One had to know how to think about the matter properly. Americans needed to learn what they should expect. "The attitude that surviving a thermonuclear attack would be a 'life not worth living' is a widespread barrier to the acceptance of civil defense measures." But, Biderman insisted, suicidal apathy was not an inevitable consequence of nuclear war. The experiences of the concentration camp survivors confirmed this point. The chief problem for shelter culture lay in establishing binding social relations robust enough to check in-shelter strife. Shelter internees were likely to be alienated from one another. Prison societies usually adapted to the stresses of captivity by tolerating spiteful jokes, malice, churlishness, and provocative hostility. But survival itself could be the kernel of solidarity in a subsistence situation if it appeared that all might survive if everybody cooperated. But in sub-subsistence situations, "shelter leaders must have a commitment to purposes for which they are willing to sacrifice others, and preferably, a purpose to which others are willing to be sacrificed."[77] Only group attachment to "heroic purposes" would solve the problem of legitimating the sacrifice one or more of the shelter inmates. The shelter manager had to know how to arouse the memory of a cherished cultural value of the pre-war society to which the present could be linked such

75 Ibid., p. 43.

76 Ibid., p. 34.

77 Ibid., p. 46.

as "the defense against invasion and the reconsolidation of the larger community and the nation."[78]

From his discussion, one might suppose that, quite apart from the malnutrition that weakened the resistance of the American POWs in Korea, life-sustaining morale was difficult to cultivate. Without intensive mass indoctrination, Biderman seems to have argued, shelter inmates might not survive – a point which might shake one's confidence in civil defense's social efficacy. But civil defense boosters always transposed these propositions into positive imperatives. Because national survival was at stake, intensive preattack training must be initiated immediately. This was a national security measure that could not be gainsaid, for who would dare to challenge a program designed to protect individual lives, sanity, and civilization itself?

Biderman's approach to morale was echoed by many other disaster researchers. For example, in summing up his report on a 500-person shelter study, the social psychologist Donald Michael highlighted the importance of training "pre-selected shelter managers" as well as indoctrinating the public about "the realities and obligations of shelter life."[79] He defended the compulsory nature of his ideas with reference to the austere conditions of group survival. Necessity did not tolerate democratic disorder. He admitted, "It may seem that this system is quite rigid and authoritarian," but enduring two weeks "in a small space with very limited resources" required the concentration of authority.[80]

Most disaster researchers assumed authoritarian leadership during the shelter period, and some kind of martial law in the post-attack society. But there were exceptions to this view. The sociologist Norman Hilmar of the Walter Reed Army Institute of Research described a clan-based, democratic organization for shelter-society. He proposed that the mass of shelter occupants be divided into groups of ten or twelve people. Their social space could be enclosed by partitions. "By forcing people to move into small quarters... they can group according to families, friendship, or common interest." These primary groups would not only provide emotional support, but would be sources for "social influence and control." Hilmar argued that "meaningful, ac-

78 Ibid., p. 47.

79 Ibid., pp. 191-192.

80 Ibid., p. 192.

ceptable control" over the small area of the sub-group could supplant the terror and unfocused anxiety arising from the catastrophic disruptions of nuclear war and shelter confinement. "By setting up these small living units, you can permit a modicum of self-determination and thus foster feelings of personal responsibility in a situation where the individual can see that his own actions now count. The individual thus becomes one of a face-to-face group of some twelve people, the names and identities of whom he knows, rather than one of a hundred strangers milling around in the underground." He suggested that the shelter be stocked with screens and other means of creating privacy. These would "provide some psychological anchorings in proprietary feelings about a bunk or a chunk of earth. 'This is where I live. I may not have a home someplace else, but now I have a home here and it is this square meter of space.'" The small groups could be regarded as "quasi-political districts" in which one member of each could be elected representative to the shelter government. "If we can, by architectural arrangements, break people up into meaningful social units, we have made giant strides toward the differentiation and ultimate reorganization of society. I hope this will permit shelter occupants a vestige of democratic control over their lives even in this very horrendous situation."[81]

The sociologist Charles Fritz suggested that the initial period of confinement be devoted to designing and building shelter furnishings from a pre-arranged stock of lumber in its bare interior. Ideally, the shelter could include workshop space, hand-tools, and raw materials with which to fabricate in-shelter and post-attack survival goods. Not only would this activity contain anxiety, it would also serve as a kind of homesteading, allowing for specific accommodation to the needs of the shelter population.[82]

He imagined the fallout shelter to be the womb of the post-attack society. "People in shelters will be anxiously oriented toward the future, and the more realistic and meaningful the fit between the shelter activity and the future needs of the society, the greater the likelihood will be of channeling this anxiety into socially useful form." The right way to think about habitability was "as a period of reorientation and training for the hard realities of post-shelter life." By regarding shelter

81 Ibid., pp. 121-123.

82 Ibid., p. 149.

life not merely as a confinement to be endured but as "training," one can begin to imagine what might be needed for survival in the post-war world. The world inside the shelter should be arranged so that it could foster "the physical skills needed for post-shelter survival and psychological perspectives that will minimize the trauma of post-shelter perceptions."[83]

Edward Murray's paper, "Adjustment to Environmental Stress in Fallout Shelters," offered the most comprehensive picture of the laboratory studies undertaken for the OCDM. He enumerated the conditions that would contribute to inmate anxiety. Overcrowding or length of stay would produce "decreased efficiency, depression, and irritability." The temperature and humidity of the shelter would be nearly intolerable. Food would have to be rationed even though it was well known that the type and quality of food effects morale. "Acceptance of various kinds of emergency rations is related to personality," he observed. "Immature and maladjusted individuals may reject emergency rations." An inadequate water supply would result in disease and death. The quality and adequacy of the air supply of the shelter was also critical. "People who are subjected to other stresses, such as anxiety, disease, and hunger, tend to be more susceptible to the effects of oxygen deprivation." Fetid air, heat, humidity and crowding would produce a miasma of body odor. Adequate ventilation should be an engineering priority. One should also design for acoustical dampening, for crowded confined spaces were apt to be noisy. Similarly, engineers should pay attention to the quality of shelter light, too bright or too dim could torment people. The combination of these various factors could trigger insomnia, fatigue, irritability, depression, and aggression.

> Extreme crowding might increase the temperature and humidity. This would lead to sweating and, consequently, thirst, weakness, and irritability. The heat plus hunger might lead to nausea and this might produce vomiting in pregnant women and ill persons. This would add to the general level of tension. The tension, noise, and crowding would lead to fatigue and sleep loss and possible peculiar subjective experiences. Special populations, including the very young and the very old, the physically and mentally ill, would further complicate the picture. In addition, anxie-

83 Ibid., p. 150.

> ty about eventual survival and the fate of loved ones would interact with the environmental stresses."[84]

Many conference participants believed that in light of the fatal consequences of design decisions, laboratory studies examining these factors were essential. For example, Michael premised his large shelter occupancy study on the idea that the environment would structure, if not determine, inmate behavior. "These designs are ... expressions of management." He proceeded from the notion that "behavior drives from pre-conditions and can only eventuate in those forms that are, in fact, possible in the given physical environment."[85]

But others set aside the engineering problems and raised ethical and methodological questions concerning the realistic provocation of the anxiety that would correspond to atomic attack. James Altman commented, "Consider the ethical restraints to making a person believe that he may have been ... exposed to an overdose of radiation, that his family and closest friend may have been killed, that the total fabric of his society is in jeopardy. Yet these elements are required for realistic psychological simulation."[86]

The author of one of the earliest and most influential psychological studies of strategic bombardment was quite outspoken about the need for experimental studies of nuclear war.[87] What interested Irving Janis was the deliberate induction of anxiety about the war. He wanted to produce a civilian counterpart to the battle induction techniques of the last war, it was "emotional inoculation" for the nation.

He envisioned an alternative present in which civil defense would be mandatory and citizens would listen to lectures about the austerities and discomforts of shelter confinement. The description would be graphic, detailed, and disturbing (but not overwhelmingly so.)[88] By arousing the right amount of anxiety in the peacetime present, Americans would have ample time to master their fears so that they could tolerate the actual stresses of nuclear attack. The technique of emo-

84 Ibid., pp. 67-71.

85 Ibid., pp. 181-182.

86 Ibid., p. 165.

87 Irving Janis: Air War and Emotional Stress. Psychological studies of bombing and civilian defense, McGraw Hill 1951.

88 Symposium, p. 127.

tional inoculation assumed that by eliciting "a psychological 'working through'" by means of fantasized rehearsal, the subject will develop strategies for attaining self-control during the disaster.[89] Therefore, he suggested, civil defense officials should deliberately excite worry about the conditions within the shelter and outside; dread associated with uncertain threat; even annoyance resulting from social and political domination. They must also be reassuring. The fantasy rehearsal of civil defense training and indoctrination must lead someone to "vividly to imagine himself as a survivor in the future danger situation."[90]

It was for the sake of designing a program of mass emotional inoculation that Janis approved the ethics of laboratory simulations of shelter confinement. "It seems to me that it is a worthwhile research enterprise to try to do so, in view of the potential value of developing effective techniques of psychological preparation." The main thing was to "simulate as closely as possible the actual shelter confinement situation." This could probably be done. "I feel it is quite feasible to duplicate most of the essential psychological features of a wartime shelter confinement situation in an experimental [setting]."[91]

The sociologist T. W. Milburn also saw the wisdom of inspiring a public, collective fantasy of nuclear attack, shelter life, and post-war recovery. "Persons in crises should be actively seeking to master the environment that they will face. They should formulate values, goals and purposes, and expectations that lead to action. The existence of values and their internalization should serve to insulate them from the traumata of the real world."[92] The idea of imagining oneself in inside a shelter or wandering about the irradiated post-attack world attracted everyone's comment. The psychologist Dwight Chapman approached it in terms of role-conception. Americans had not yet imagined themselves as being a nation that could survive a nuclear war. He observed, "I cannot see that we have anything yet in our society that represents, for example, a literature providing a Horatio Alger who against great odds and by his own ingenuity worked himself up to be a civil defense warden or a manager of a shelter. Certainly we do not have any book

89 Ibid., p. 125.

90 Ibid., p. 127.

91 Ibid., p. 129.

92 Ibid., p. 219.

entitled *The Rover Boys in Macy's Sub-Basement*."[93] The Americans who did not fight in World War II and the Korean War did not imagine themselves as war-survivors. "It is a very heroic role. … I am not sure it exists in America. "[94]

Charles Fritz's ideas were certainly among the boldest and most ambitious of the disaster researchers. Not only had he been a full-time research associate of the NRC, he could claim the authority of having been one of the original scholars working on disaster sociology even prior to the establishment of the committee.[95] He introduced himself by stating that his ideas were supported by generalizations drawn from the entire corpus of 140 disaster field studies, the *Strategic Bombing Survey*, OCDM urban evacuation drills, and commissioned public opinion surveys.[96] On the basis of having studied everything possible to read or see, Fritz delivered his creed about the human future. "If disaster studies have taught us nothing else," he declared, "they have taught us that man is a highly adaptive social animal when he is directly confronted with clear challenges to his continued existence. He has survived every conceivable form of danger and horror in the past and, short of total annihilation, he will continue to do so in the future."[97] Prudential adaptation to the nuclear-armed world was the only way civilization would survive.

The current shelter policy with its piddling reliance on "individually-motivated self-protective action" was laughable. It was bound to fail because most people did nothing to prepare themselves to respond to a mortal danger until it was upon them. This is what he learned from his years of field study. The people who ignored or minimized disaster warnings had to improvise their means for escape and survival. But the nation could not improvise its continuity after an attack.

---

93 Ibid., p. 224.

94 Ibid.

95 Fritz had been a commander of the photography division of the US Strategic Bombing Survey in Germany in 1947. Afterwards, he studied sociology at the University of Chicago. In 1951, he became the lead researcher in NORC's disaster field studies. In the mid-1950s he was hired by the NRC to be a fulltime researcher.

96 Symposium, p. 140.

97 Ibid., pp. 140-141.

"Not individuals, not communities, not states, not regions, but the total social system" would have to be reconstituted in the aftermath of nuclear war.[98] Therefore planning for national survival must not only be administered by the federal government, it must be imagined as the second founding of the nation. If American society was to survive, then the full dimensions of nuclear war must be made clear to the American people. "It should be obvious that we are talking about a major planned and directed effort aimed at societal survival. ...We are concerned not only with matters of biological survival ... but with problem of order ..., with meaning..., and with motivation." Civil defense simply couldn't be the voluntary impulse of a handful of people. The federal policy was recklessly wrong, miserably wrong. "If we continue to think of society as simply a collection of individuals utilizing resources, we will have lost our only hope of attacking the problem of preparation in any socially realistic way."[99]

A detailed appraisal of post-attack needs was the only way to determine the actual requirements of a national shelter program. This would be much more realistic than the agonized post-attack deliberations of town councils and village mayors. Fritz commented bluntly, "the traditional structure of American government ...is [not] capable of handling the needs posed by a severe attack on the nation." There was an absolute disjuncture between the political and social structure of peacetime and the post-attack world. During peacetime, civil defense functions were subject to competing sources of power, influence, and guidance.

The nation's shelter policy should be determined by comparing post-attack needs with present capabilities and *altering peacetime organizational structures* in order to accommodate anticipated post-attack realities. Among other recommendations he itemized, Fritz argued that one of the first things that should be done was assigning citizens to designated community shelters. These should be decided according to a plan to engineer a coherent society within each space, being careful to mix its population and insure the presence of complementary skills. "The aim in each case would be to replicate as closely as possible a total, self-sufficient community."[100] It was a life-boat

98 Ibid., pp. 142-143.

99 Ibid., p. 141.

100 Ibid., p. 147.

utopia. Fritz admitted it. He shrugged, "I am not concerned about practical matters of implementation. The model that I am aiming for … incorporates an ideal recognition of the human and social factors involved."[101]

FAILURE

The NRC disaster researchers exhausted themselves in their attempts to excite academic interest in their topic. They repeatedly promised university-based scholars that the projects they funded would surely produce insights significant to basic disciplinary matters. The sociologist Lewis Killian excitedly declared that the study of a disaster presented a rich "microcosm" for the study of human behavior. "Rarely are so many individuals simultaneously subject to such severe stress as in a large disaster. Unparalleled opportunities for the study of perception, fear, role behavior, leadership ... are offered." Like Wood, like Fritz and Janis, Killian was enthralled by the topic and couldn't understand why he couldn't sell the idea to others. "It is strange," he sighed, "that so little scientific interest in such events has been manifested by students of human behavior."[102]

From the beginning of the NRC program in 1951 to its demise in 1962, the disaster researchers spent hours analyzing strategies for recruiting prestigious scholars to their cause. They forlornly wondered why people in sociology, political science, anthropology, psychology, and communications did not find their work relevant or significant. Fritz thought he understood the general indifference to civil defense. Preparation for war had to do with a possible future, something "painful to contemplate," on behalf of which "there are no present societal rewards for the ... sacrifices involved in making preparations." The whole thing was too uncertain, too foggy, too unreal. There was no way to test the effectiveness of expensive measures, no way to pay for a huge program given the organization of the economy, and there

101 Ibid., p. 140.

102 Memorandum: Lewis Killian to Harry Williams, August 20, 1953. Folder: Anthropology & Psychology, Disaster Research Group, Studies: Man and Society in Disaster, 1953-1961. NRC.

would always be time someday to make a decision about something that may or may not happen.[103]

Was it apathy, indifference, or anxious repression that kept other scholars away? In 1958, Harry Williams sent a passionate plea to his grant officer in the OCD to recognize the position in which the disaster researchers found themselves. Thermonuclear war was "almost unimaginable and the known ways of coping with it sometimes seem tragically limited in comparison with the situation. … [It was] something new in the history of the United States and of mankind."[104] His group has scoured "existing knowledge and current ideas," but civil defense must also "seek new ideas, new insights, new inventions, new ways of understanding and dealing with a situation which is new in the history of the race." In order to advance the cause OCD must recognize the difference between basic research and applied studies. "Applied research, designed and negotiated to provide specific answers to specific questions is by its very nature limited in producing new insights and ideas." "Especially in a field like this one," Williams insisted, people needed to be able to follow whatever thread seemed important without fear of oversight or suspicion. Disaster research would mature only if financial, administrative, and the right kind of grant support were available. "They must become curious, they must be challenged, they must want to know. Then, they must have a freedom to exercise their curiosities, to answer the questions that plague them." The funder should therefore not inhibit "the free exercise of creative minds." If "grants which … enable [scholars] to pursue ideas and curiosities of their own" were known to be available, then conditions would be ripe for "unforeseen solutions." Williams declared, "Human beings are able to comprehend unimaginable situations and solve insolvable problems under the right circumstances."[105]

---

103 Symposium, p. 142. Also see J. Nunnally: "Public apathy toward civil defense: a case of anxiety", in: G. W. Baker/L. S. Cottrell, Behavioral Science and Civil Defense, Washington: National Academy of Sciences-National Research Council 1962.

104 Memorandum: From Harry Williams To Ralph Garrett, Director, Social Science Office, OCDM. September 12, 1958. Subject: A Program of Grants for Research and Academic Studies on Non-Military Defenses and Survival in Thermonuclear War: 1. NRC.

105 Memorandum: From H. Williams to R. Garrett, 9/12/58, pp. 1-2.

The one thing missing in this proposal to recruit outsiders was the recognition that the Grand Analogy was precarious. Despite the disaster researchers' obsessive self-scrutiny and dialogue concerning the foundation of its work, from the beginning to the end of the NRC program, extrapolation from field study and simulation to war was approximate. At one time or another, all of the disaster researchers uneasily conceded the difficulty, if they did not confess, the impossibility, of transposing the particulars from the certain to the uncertain event. However extensive the net of associations of all possible disaster analogies could be to war, by 1960 the disaster researchers habitually temporized their recommendations with the concession of a weakly founded semblance between their field and laboratory studies to such problems as recognizing warning sirens properly, taking shelter quickly, surviving the environmental, social and psychological stresses of community shelter confinement, and leaving the shelter at an appropriate time and with good morale. Adaptive behavior to war could not be assured.

This wasn't an awful secret but an ordinary part of their work. It was understood that they moved by way of analogy, and that sometimes it couldn't be done. In fact, Williams wrote a letter to the same OCDM grant officer about a trip he had taken to the Naval Submarine Base in New London CT. He asked the officers whether they thought submarine experience was applicable to habitability. He stated flatly that too many differences "make direct extrapolation of information from the submarine situation to the shelter situation impossible." He concluded that "we should not expect to find a great deal of information which will be immediately and directly useable in understanding and planning for human habitation of shelters, except perhaps for engineering and physiological questions of environmental control."[106] Fritz was also not shy about making a similar remark. He wrote in a letter, "I seriously question the validity of most of the extrapolations made from the radar site study findings to post-attack shelter situations. …There appears to be very little that is analogous in these two

106 Letter: October 20, Harry B. Williams, Technical Director, Disaster Research Group, to Ralph Garrett, Director, Social Science Office, OCDM 1958, pp. 1-2. NRC.

situations."[107] The simple fact of extrapolation from the known to the unknown was hardly an ethical scandal. It was no longer even a methodological problem.

But the disaster researchers couldn't shrug off criticism from others about the validity of the Grand Analogy. The novelist and social critic Philip Wylie was incensed by it. He reviewed a handful of disaster research reports for *The Bulletin of Atomic Scientists*. He wrote, "Pragmatic investigations into familiar calamities, whether fire, flood, explosion, hurricane, epidemic, earthquake or church social food poisoning will not furnish dependable data for adducing human behavior under totally unfamiliar nationwide atomic onslaught." The next war simply could not compare to them. It would be "entirely novel, different by an order of magnitude of tens of thousands, and imposed upon a population which has already repressed and misconstrued information about atomic weapons."[108]

The disaster researchers believed that their work was realistic, honorable, ethical, hopeful and important. They were furious. They retorted in a later issue of the *Bulletin* that Wylie seemed "unwilling to admit in principle" that there might be *some* value in comparing collective behavior in a tornado or explosion to war. One could not refuse to consider civil defense because atomic war was "too horrible to think about." The nation was confronted by an either-or proposition. Either "Americans … throw up their hands in pious dismay at the prospect of atomic war and refuse to make academic studies or …[they] protect themselves with the best possible civil defense." Civil defense could possibly protect millions of people. "As scientists and as citizens, we feel that we *must* think about it, and that the best way of thinking about it is to formulate concepts, and to collect data, systematically."[109]

107 Memorandum: Charles Fritz to Harry Williams, May 22, 1959, Disaster Research Group. NRC 1959.

108 Philip Wylie: "When Disaster Strikes", in: Bulletin of the Atomic Scientists 12, 10 (December 1956), p. 377.

109 Lewis Killian/Anthony Wallace/Harry Williams: "Three Disaster Studies; reply to Philip Wylie", in: The Bulletin of the Atomic Scientists 13, 4 (1957), pp. 145-146.

FADE AWAY AND REPRISAL

While cold war interests conditioned virtually every aspect of their research, from the close consultation necessary for ongoing federal funding to the particulars of experimental design, nevertheless I resist the idea that the major thesis of the disaster researchers ought to be regarded as scientific heresy, epistemologically marginal to the undistorted best science of the day. The critics who objected to the optimistic findings of disaster research clearly had in mind the ideal of a dispassionate science against which anything having to do with official civil defense must be methodologically flawed, its conclusions biased by federal patronage, and its norms unscientifically motivated by politics.

But I suppose otherwise: disaster research was unexceptionably mainstream, rather than marginal, in design, technique, execution, and interpretation. The decade of work performed by the NRC researchers drew upon the fashions of the day such as behavioral science, operations research and systems analysis, communications theory, social psychology, and the physiology of stress. If I had to pinpoint its ideological core, I would look past its conclusions to the miscellany of well-established ideas on the basis of which they grounded their efforts, and from whose own methodological and substantive assumptions they formulated what they believed were arguably coherent extrapolations.

As meager as it was, the federal shelter program was eviscerated in 1964. The public concluded that the fallout shelter policy was scientifically erroneous and politically objectionable. While the Office of Civil Defense remained in place throughout the 1960s and maintained its research division, its long-term commitments to shelter habitability studies began to drop away. Habitability's problems were largely discredited.

Disaster research did not disappear altogether, but it disappeared from view. A handful of academic sociologists developed a niche specialty, but most disaster researchers found a congenial home in the applied problems of federal and state emergency management.[110] After

110 The NRC committee dissolved in 1962, but Charles Fritz stuck around. He found work in the following decades directing various committees at the NRC studying emergency response and natural disasters in a frame-

9/11, the elision of natural disaster with war resurfaced with excited flurries of concern about the new emergency. It would not be hard to make out a renewal of the Grand Analogy in the Department of Homeland Security's simulations for surprise terror-attack.[111]

work wholly untethered to civil dense. Enrico Quarantelli, (who had worked, as a graduate student on the NORC field studies,) founded the Disaster Research Center at Ohio State University in 1963. He moved it, along with its immense archive, to the University of Delaware in 1985.

111 See Sharon Ghamari-Tabrizi: "Lethal Fantasies", in: The Bulletin of the Atomic Scientists 62, 1 (2006), pp. 20-22.

Kriminalität als Katastrophe

THOMAS FELTES, DOMINIC KUDLACEK

HINWENDUNG ZUM NIEDERGANG IM KONTEXT VON KRIMINALITÄT

Der Begriff „Katastrophe“ setzt sich aus den altgriechischen Wörtern für Umwendung (καταστροφή) und „herab“ oder „nieder“ (κατά) zusammen. Folglich beschreibt der Begriff eine „Hinwendung zum Niedergang.“ Wenn Kriminalität als Katastrophe verstanden wird, sind auf den ersten Blick drei Perspektiven denkbar. Zum einen kann das Erleben von Kriminalität für die Opfer mit einer Lebenskatastrophe verbunden sein. Gleiches gilt – so befremdlich es zunächst erscheinen mag – auch für die Täter. Diese beiden Perspektiven stellen die personale Dimension der Problematik dar. Daneben besteht noch eine dritte Perspektive, welche die soziale Dimension darstellt. Kriminalität wird immer wieder als Indikator für den Niedergang von gesellschaftlichen Strukturen gedeutet. Wie noch zu zeigen sein wird, handelt es sich hierbei um eine in der Alltagswelt weit verbreitete Fehlinterpretation.

KRIMINALITÄT ALS LEBENSKATASTROPHE FÜR DAS OPFER

Das Opfer einer Straftat kann durch das Erlebte in eine schwere persönliche Krise geraten, die als Lebenskatastrophe verstanden werden kann. Die Forschung zu den Folgen des Opferwerdens hat allerdings gezeigt, dass rein materielle Schäden meist keine längerfristigen negativen Folgen für das Opfer haben, zumal hier meist Versicherungen den Schaden erstatten. Aber auch hier gibt es Ausnahmen: Die Opfer von Einbruchdiebstählen leiden oft auch dann unter schweren und lang

anhaltenden Folgen, wenn die körperliche Integrität unmittelbar nicht geschädigt wurde. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass fremde Personen in die eigene Wohnung und damit in den eigenen Intimbereich eingedrungen sind. Dieser „Einbruch“ in den Intimbereich verschreckt oftmals tief und lang anhaltend und geht teilweise soweit, dass die Opfer die Wohnung oder das Haus aufgeben.[1] Nach einer im Jahr 2000 durchgeführten Opferbefragung[2] fühlten sich vor der Tat nur 9% unsicher in ihrer Wohnung, danach jedoch 56%.

Vor allem aber bei Delikten, die mit direkten oder indirekten (psychischen) Auswirkungen auf die körperliche Integrität verbunden sind (z. B. Körperverletzung, Raub, Sexualdelikte) leiden die Opfer häufig und teilweise sehr lange an den seelischen Folgen des Opferwerdens und erleben nachhaltige Beeinträchtigungen ihres Alltags. Manche Opfer sehen sich aufgrund der Tat für den Rest ihres Lebens dazu gezwungen, bestimmte Verhaltensweisen abzulegen und andere, für die Betroffenen unnatürliche Verhaltensweisen zu adaptieren. Insofern haben manche Straftaten für die betroffenen Opfer ähnliche Auswirkungen wie ein schwerer Unfall oder eine Katastrophe. Die Forschung zu den Folgen des Opferwerdens hat aber auch gezeigt, dass es kaum verallgemeinerbare Muster gibt.[3] Kilchling konnte bspw. zeigen, dass die subjektive Beeinträchtigung, die ein Opfer durch eine Straftat erlebt, nicht zwangsläufig mit der Art des erlebten Deliktes zusammenhängt.[4] Vielmehr erwies sich in diesem Zusammenhang das Verhältnis zwischen Opfer und Täter als bedeutsamer Faktor. Opfer, die den Täter bereits vor der Tat kannten, berichteten deutlich häufiger von seelischen Beeinträchtigungen als die Opfer, denen der Täter vor der Tat unbekannt war. Hier gaben lediglich etwas mehr als die Hälfte der befragten Opfer an, durch die Tat seelisch beeinträchtigt worden

---

1 Thomas Feltes: Abschlussbericht zum Forschungsprojekt „Wirksamkeit technischer Einbruchsprävention bei Wohn- und Geschäftsobjekten – Eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung von aktuellem Täterwissen.“ 2005: *http://www.kriminalpraevention.de/index.php?option=com_content&task= view&id=64*

2 Gerhard Schmelz: „Wohnungseinbruch löst Angst aus“, in Magazin für die Polizei 31 (2000), 9-11.

3 Bernd-Dieter Meier: Kriminologie, München: Beck 2005.

4 Michael Kilching: Opferinteressen und Strafverfolgung, Freiburg im Breisgau: Max-Planck-Institut 1995.

zu sein. Das Erleben von Kriminalität muss für die Opfer also nicht zwangsläufig mit einer Lebenskatstrophe einhergehen.

KRIMINALITÄT ALS LEBENSKATASTROPHE FÜR DEN TÄTER

Auch für den Straftäter kann die Begehung einer Straftat langfristige negative Folgen haben – und zwar vor allem, aber nicht nur im Fall der Verhaftung und Verurteilung. Die Untersuchungen zu Karriereverläufen von Straftätern zeigen,[5] dass bestimmte Momente, wie die Begehung der ersten Tat oder die erste Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe, als Hinwendung zum Niedergang für den Täter gesehen werden können. Dabei gehen der Begehung einer Straftat fast immer lange Prozesse in der Entwicklung, der Persönlichkeit und dem Umfeld des Täters voraus. Diese negativen Entwicklungsprozesse werden durch eine (entdeckte) Straftat noch verstärkt. Hinzu kommt, dass die meisten Straftaten nicht entdeckt werden und im Dunkelfeld verbleiben. Darüber hinaus gibt es Straftaten, die nicht sanktioniert werden. Daher ergibt sich die „Katastrophe Straftat“ für den Täter eher zufällig, da er keinen Einfluss auf die Faktoren hat, die das Geschehen für ihn zur Katastrophe werden lassen. Danach aber können Strafverfahren und Inhaftierung (sog. „Prisonisierungsschäden“) überaus negative Auswirkungen auf die Zukunft des Täters haben und sich zu einer Katastrophe für ihn und seine Angehörigen, die von der Inhaftierung direkt finanziell und emotional betroffen sind, auswirken.[6] Neben der Begehung der Straftat gibt es aber andere, zumindest ebenso entscheidende Wendepunkte, die hin zu oder weg von einer Katastrophe führen kön-

---

5 Vgl. Wolfgang Stelly et al.: Verlaufsmuster und Wendepunkte in der Lebensgeschichte. Eine Untersuchung des Einflusses soziobiographischer Merkmale auf sozial abweichende und sozial integrierte Karrieren, Tübinger Schriften und Materialien zur Kriminologie, Bd. 3, Tübingen: Universitätsbibliothek Tübingen 2003; John H. Laub/Robert J. Sampson: Shared Beginnings. Divergent Lives. Delinquent Boys to Age 70, Cambridge u.a.: Harvard University Press 2006.

6 Vgl. Rüdiger Ortmann: „Prisonisierung“, in: Günther Kaiser et al. (Hgg.), Kleines Kriminologisches Wörterbuch, Heidelberg: Müller 1993, S. 402-409.

nen. Laub und Sampson haben vier auch heute noch aktuelle Wendepunkte analysiert: Ehe und intensive partnerschaftliche Bindungen, Erfahrungen aus Schule und Erziehungsheimen, Wegzug aus oder Zuzug in eine problematische Nachbarschaft sowie eine (feste) Arbeit.[7] Diese Faktoren moderieren quasi die Folgen der Katastrophe Straftat eines Täters. So sorgen beispielsweise feste Partner und Arbeit für physische und psychisch stabile Situationen, die negative Folgen des Strafvollzuges abmildern können; umgekehrt kann der Bruch einer Partnerschaft oder der Verlust eines Arbeitsplatzes (wieder) in die persönliche Katastrophe und zu weiteren Straftaten führen.

DIE WAHRNEHMUNG VON KRIMINALITÄT

Die direkte Wahrnehmung von Kriminalität z. B. durch eigene Beobachtung einer Straftat als Zeuge oder die vermittelte Wahrnehmung über Berichte Dritter kann ebenso wie die mediale Vermittlung von Straftaten unterschiedliche Auswirkungen haben. Generell zeigen die Ergebnisse der Medienwirkungsforschung, dass ein (berichtetes) Ereignis umso dramatischer und bedrohlicher wahrgenommen wird, je näher es am eigenen Lebensumfeld angesiedelt ist. Der in der Tageszeitung berichtete Raubüberfall auf eine ältere Frau in der Nachbarschaft hat ebenso wie die Berichte vom Hörensagen aus der eigenen Umgebung somit wesentlich dramatischere Wirkungen als Berichte im Fernsehen oder in überregionalen Medien über weit entfernt stattgefundene Taten. Allerdings kann auch die reine Menge solcher Informationen dazu führen, dass die gesamte Wahrnehmung fast nur noch von solchen Ereignissen geprägt wird und sich dementsprechend die eigene Einschätzung verändert.

Subjektiv wahrgenommene Lebensqualität und Kriminalitätsfurcht müssen nicht identisch sein mit realer Lebensqualität und objektiver Kriminalitätslage. Entscheidend für den Bürger sind das Bewusstsein und das Gefühl, in einer angenehmen Umgebung zu leben. Ein wichtiges Ergebnis der internationalen Opferforschung ist die Feststellung, dass weder die Zahl der polizeilich registrierten Straftaten noch die Anzahl der in den polizeilichen Statistiken erfassten Opfer der Realität entsprechen. Praktisch alle Studien stellen mehr oder

7 J. Laub/R. Sampson: Shared Beginnings. Divergent Lives.

weniger deutliche Differenzen zwischen diesen von der Polizei registrierten Daten und den bei Opferbefragungen ermittelten Werten fest. In der Regel sind die durch Befragungen ermittelten Werte deutlich höher als die polizeilichen Zahlen (in Deutschland etwa um das Dreifache). Dabei gilt: Je leichter das Delikt ist, umso größer ist die Dunkelziffer. Aber selbst für schwere Straftaten wie Raub oder Mord bzw. Totschlag gibt es ein Dunkelfeld. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Verkehrsunfalls zu werden, dreimal höher als die, Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden, und das Risiko, bei einem Verkehrsunfall verletzt zu werden, ist zehnmal größer als das Risiko, Opfer eines Straßenraubes zu werden.

Neben der unmittelbaren, meist aber diffusen Angst, Opfer einer Straftat zu werden, sind es zum Teil sehr konkrete Befürchtungen, die in diesem Zusammenhang genannt werden. So denken zwischen 10 % und 20 % der Befragten „sehr oft" oder „oft" daran, Opfer einer Straftat zu werden, und rund die Hälfte der Befragten hat diese Angst zumindest „manchmal". Bei einer im Jahr 2000 in vier Schweizer Städten durchgeführten Befragung zeigte sich, dass das „Wissen vom Hörensagen" in vielen Fällen bedeutsamer ist als die eigene Erfahrung. Während nur etwa 14 % der befragten Bürger selbst Opfer einer Straftat geworden sind, kennen deutlich mehr Bürger ein Opfer, nämlich bis zu 44 % der Befragten. Diejenigen, die angaben, Opfer geworden zu sein, haben keine höhere Verbrechensfurcht als diejenigen, die nicht Opfer geworden sind. Diejenigen aber, die Opferwerden (nur) vom Hörensagen kennen, weisen signifikante Unterschiede auf: Diese „Opfer vom Hörensagen" beurteilen die Sicherheitslage in der Stadt deutlich schlechter, denken deutlich öfter daran, selbst Opfer zu werden, haben mehr Furcht abends allein in der eigenen Wohnung und deutlich mehr Angst vor Straftaten in der eigenen Wohngegend. Sie fordern zudem mehr Polizeistreifen und beurteilen die Polizeiarbeit allgemein sowie die Freundlichkeit, die Schnelligkeit und die Ausbildung der Polizei deutlich schlechter. Alle Unterschiede sind deutlich ausgeprägt, die Opfer vom Hörensagen haben deutlich mehr Verbrechensfurcht und beurteilen die Polizeiarbeit deutlich schlechter als diejenigen, die tatsächlich selbst Opfer geworden sind.[8]

---

8 Vgl. Thomas Feltes: „Kriminalprävention", in: Hans-Jürgen Lange (Hg.), Kriminalpolitik, Wiesbaden: VS 2008, S. 251-268.

Die subjektive Kriminalitätsangst kann zum „Hyperreiz“ und damit zur latenten Katastrophe werden: Alles dreht sich nur noch um die Kriminalität, und dies auch dann, wenn andere Ängste und Befürchtungen (Krankheit, Alter, Arbeitslosigkeit) vorhanden sind und über die Kriminalitätsangst artikuliert werden. Während man sich für Krankheit und Gesundheit, Alter und soziale Lage irgendwie selbst verantwortlich fühlt, ist Kriminalität etwas, was „die Anderen“, die „Fremden“ betrifft und von ihnen ausgeht. Diese „Sündenbockfunktion“ von Kriminalität ist schon früher in der Kriminologie beschrieben worden, ihre Bedeutung für das Sicherheitsgefühl der Menschen und die Auswirkungen auf die Gesellschaft insgesamt werden aber noch zu wenig beachtet.

Verbrechensfurcht kann Lebensqualität zumindest ebenso negativ beeinträchtigen wie tatsächliches Opferwerden. Verbrechensfurcht betrifft zudem häufig diejenigen, die eher nicht Opfer von Straftaten werden (z. B. ältere Menschen). Für sie kann sich diese gesellschaftlich vermittelte und durch Medien mit geschürte Furcht zur indirekten Katastrophe ausweiten, wenn sie sich z. B. nicht mehr trauen, ihre Wohnung alleine zu verlassen.

Verbrechensfurcht ist ein komplexes Konstrukt, dem man sich mit entsprechend komplexen Ansätzen nähern muss, wenn man diese Furcht und ihre negativen Auswirkungen beeinflussen will. Der Umgang mit Kriminalität in einer Gemeinde kann und muss erlernt werden. Kriminalität gehört zu modernen Gesellschaften wie Krankheit und Arbeitslosigkeit. Eine entscheidende Frage ist, ob es sinnvoll und sozial verträglich sei, Maßnahmen erst nach delinquentem Verhalten zu ergreifen, oder ob es nicht plausibler erscheint zu versuchen, die allgemeinen Ursachen von Kriminalität und die individuellen und gesellschaftlichen Determinanten devianten Verhaltens zu erkennen und mit von weiten Teilen der Gesellschaft getragenen präventiven Maßnahmen dagegen anzugehen.

NIEDERGANG DER GESELLSCHAFT DURCH KRIMINALITÄT?

Die Perzeption von bestimmten, sensationellen Straftaten kann dafür sorgen, dass der Niedergang der Gesellschaft gleichsam prophezeit wird. Besonderes hohes Sensationspotential weisen Straftaten auf, die in Zusammenhang mit Terroranschlägen begangen werden und große

Schäden nach sich ziehen. Ähnliche Reaktionen können aber auch Sexualstraftaten oder schwere Gewaltdelikte, die sich gegen Kinder richten, hervorrufen. Gleiches gilt auch für Gewaltstraftaten Jugendlicher, wenn sie sich in einem bestimmten Gebiet häufen. In fast allen Städten gibt es mittlerweile Bezirke, die einen schlechten Ruf haben und denen ein hohes Kriminalitätsaufkommen unterstellt wird. Wenn sich hier „sensationelle Verbrechen" am helllichten Tag ereignen und trotz „verstärktem Polizeieinsatz" nicht geahndet werden können, erscheint die Rechtsordnung und vor allem die Werteordnung in diesem Bezirk verloren zu sein – die Angst vor „rechtsfreien Räume" greift um sich und kann zum politisch missbrauchten Menetekel werden. In der Folge wird das entsprechend Gebiet häufig gemieden und es stellt sich Resignation ein. Der nahende Untergang, der durch „die Kriminalität auf unseren Straßen" hervorgerufen wird, scheint unabwendbar geworden zu sein. Alternativ wird noch mehr Polizei sowie entschlosseneres und vor allem härteres Durchgreifen der Strafverfolgungsbehörden gefordert. Da es in solchen Fällen augenscheinlich schon darum geht, die Rechts- und Werteordnung zu verteidigen, geben sich viele dem Irrglauben hin, durch eine Verschärfung von Gesetzen und Sanktionen den nahenden Untergang begegnen zu müssen. Ein Irrglaube, der durch Politiker nur zu gerne für Wahlkampfzwecke ausgenutzt wird.

DISKREPANZ ZWISCHEN DER FURCHT VOR KRIMINALITÄT UND DER ANGENOMMEN ENTWICKLUNG DES KRIMINALITÄTSAUFKOMMENS

Es erscheint daher nachvollziehbar, dass sich in kriminologischen Bevölkerungsumfragen im Hinblick auf die Einschätzung der Kriminalitätsentwicklung ein widersprüchliches Bild ergibt: Einerseits schätzt ein Großteil der Bevölkerung das individuelle Risiko, selbst Opfer von Kriminalität zu werden, relativ gering ein. Andererseits überschätzt die Mehrzahl der Befragten die Entwicklung des Kriminalitätsaufkommens teilweise dramatisch. So haben sich bspw. die Fälle von Mord und Raubdelikten in den letzten Jahren insgesamt reduziert. Den fallenden Deliktzahlen stehen allerdings Ergebnisse von Bevölkerungsbefragungen gegenüber, die nachweisen, dass etwa zwei Drittel der Be-

völkerung davon überzeugt sind, das Kriminalitätsaufkommen habe in den letzten zehn Jahren zugenommen.[9]

In Abbildung 1 sind die Ergebnisse einer Untersuchung von Windzio[10] wiedergegeben, in der die tatsächliche Entwicklung des Kriminalitätsaufkommens zwischen 1995 und 2005 mit der von der Bevölkerung vermuteten Entwicklung verglichen werden kann.

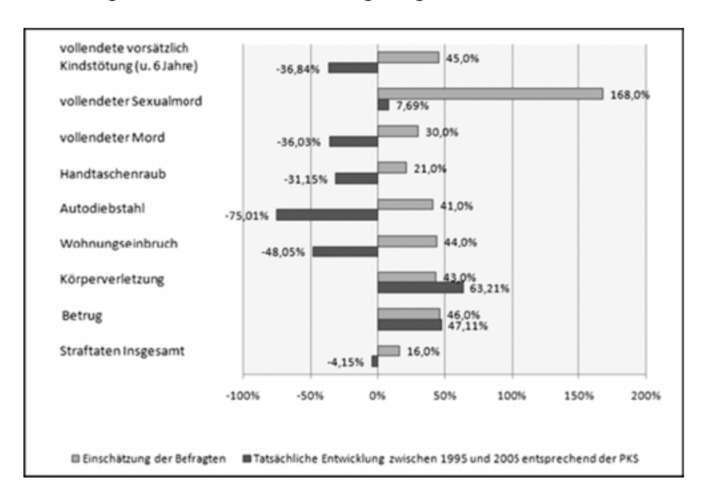


Abbildung 1: Entwicklung des Kriminalitätsaufkommens zwischen 1995 und 2005 sowie die Einschätzung der Bevölkerung entsprechend der Befunde von M. Windzio. [11]

Der Darstellung kann entnommen werden, wie oft die Häufigkeit von Straftaten überschätzt wird. Während Betrugs- und Körperverletzungsdelikte geringfügig unterschätzt wurden, zeigt sich eine teilweise erhebliche Überschätzung bei Autodiebstahl, Wohnungseinbruch, Kindstötungen und bei Sexualmorden.

9 Vgl. Dirk Baier, et al.: Sicherheit und Kriminalität in Stade – Ergebnisse einer Schüler und Erwachsenenbefragung, Hannover: KFN-Forschungsberichte 2009. *http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fb106.pdf*

10 Michael Windzio et al.: Kriminalitätswahrnehmung und Punitivität in der Bevölkerung – Welche Rolle spielen die Massenmedien? Ergebnisse der Befragungen zu Kriminalitätswahrnehmung und Strafeinstellungen 2004 und 2006, Hannover: KFN-Forschungsbericht 2007.

11 Eigene Darstellung, Datenquelle: ebd., S. 20.

Die kriminologische Forschung hat versucht dieser Mehrdimensionalität Rechnung zu tragen, indem eine Unterscheidung von personaler und sozialer Kriminalitätsfurcht vorgenommen wurde. Die personale Kriminalitätsfurcht beschreibt die Ängste und Befürchtungen, selbst Opfer einer Straftat zu werden. Die soziale Kriminalitätsfurcht beschreibt „die subjektive Einschätzung der Bedrohung der Gesellschaft durch Kriminalität“[12]. Der überwiegende Anteil von kriminologischen Untersuchungen zeigt sowohl für die soziale als auch für die personale Kriminalitätsfurcht seit Mitte der 1990er Jahre ein positives Bild. Die Bürger fühlen sich in Deutschland seit diesem Zeitpunkt zunehmend sicherer und räumen der Kriminalität als staatliche und gesellschaftliche Herausforderung eine eher untergeordnete Bedeutung ein. Nach einer Untersuchung der R+V Versicherung gaben lediglich 29% der Befragten an sich Sorgen um Kriminalität zu machen.[13] Weit mehr Befragte äußerten Sorgen und Ängste vor steigenden Lebenshaltungskosten (68%), einer Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage (67%), Naturkatastrophen (64%), überforderten Politikern (62%), Pflegebedürftigkeit im Alter (61%), höherer Arbeitslosigkeit (61%) oder schweren Erkrankungen (57%). In Abbildung 2 sind darüber hinaus die Ergebnisse einer Studie von Jörg Dittmann[14] dargestellt. Mit Hilfe von Daten des Sozioökonomischen Panels kann hier gezeigt werden, dass das Thema Kriminalität schon seit längerem an Bedeutung verloren hat.

---

12 Vgl. BMI & BMJ. Bundesministerium des Innern und Bundesministerium der Justiz (Hg.): Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht, Berlin: Eigenverlag 2006.

13 Vgl. R+V: Die Ängste der Deutschen 2010. Eine Studie des Infocenters der R+V Versicherung 2010. *http://www.ruv.de/de/presse/download/pdf/aengste-der-deutschen-2010/20100909-grafik-aengste-der-deutschen-2010.pdf* vom 01.07.2011.

14 Jörg Dittmann: „Unsicherheit in Zeiten gesellschaftlicher Transformation. Zur Entwicklung und Dynamik von Sorgen in der Bevölkerung in Deutschland“, in: SOEP Papers 243, November 2009.

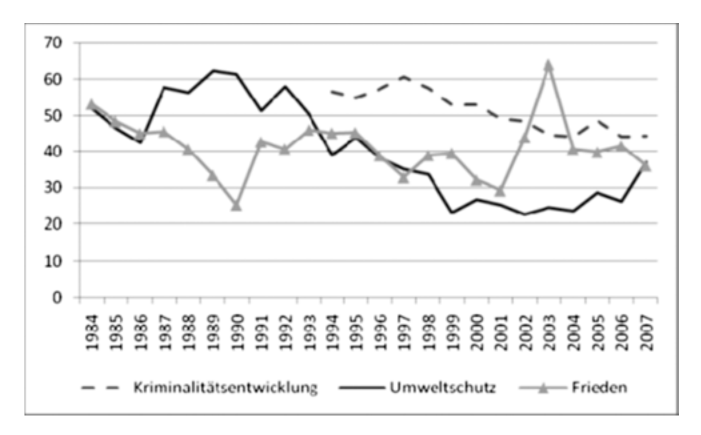


Abbildung 2: Große Sorgen in der Bevölkerung um Kriminalitätsentwicklung, Frieden und Umweltschutz von Jörg Dittmann[15], Angaben in Prozent.

KRIMINALITÄT ALS METAPHER FÜR DIE HINWENDUNG ZUM NIEDERGANG

Ungeachtet dessen konstatieren die Gesellschaftswissenschaften seit Jahrzehnten, dass die Themen Sicherheit und Kriminalität in modernen Gesellschaften westlichen Typs zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die Ursache für diesen Bedeutungsgewinn wird häufig darin gesehen, dass die gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die mit der Globalisierung und dem Um- oder (genauer gesagt) dem Rückbau der sozialen Sicherungssysteme verbunden sind, ein erhebliches Maß an gesellschaftlichen Unsicherheiten erzeugen.[16] Lebens- und Existenz-

---

15 Quelle: ebd., S. 20.

16 Vgl. Thomas Feltes: „Vandalismus und Sicherheit im öffentlichen Personennahverkehr", in: Kriminalistik 5 (2003), S. 277-285; David Garland: The Culture of Control. Crime and Social Order in Contemporary Society, Oxford: University Press 2002; Helmut Hirtenlehner: „Kriminalitätsfurcht – Ausdruck generalisierter Ängste und schwindender Gewissheiten? Untersuchung zur empirischen Bewährung der Generalisierungsthese in einer österreichischen Kommune", in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 58 (2006), S. 307-331; Albert Scheer: „Innere Sicherheit und soziale Unsicherheit. Sicherheitsdiskurse

ängste, wie die Angst vor Arbeitslosigkeit, sozialem Abstieg oder Krankheit, erschüttern die Zukunftsperspektiven. Da die ökonomischen und sozialen Zusammenhänge in Zeiten der Transformation immer unüberschaubarer und wenig beherrschbar wirken, sehen sich viele dem diffusen Konglomerat aus Sorgen nicht mehr gewachsen. Da liegt es nahe, nach vermeintlich überschaubareren Zusammenhängen für die empfundene „Hinwendung zum Niedergang" zu suchen, da diese mit einfachen Bewältigungsstrategien verbunden sein könnten. „Indem die aus Unüberschaubarkeit und Unübersichtlichkeit gespeisten Ängste auf spezifische Probleme herabgebrochen werden, werden sie benennbar, kommunizierbar, bearbeitbar und manchmal auch bewältigbar. Der sich vor Überfällen auf der Straße fürchtende Bürger kann seine Bedenken artikulieren und [meint] sein Risiko durch seine Lebensführung, sein Vermeide- und Sicherungsverhalten" [17] steuern zu können. Abstrakte und allgemeine Lebensängste werden also in den konkreten Bereich der Verbrechens- und Kriminalitätsfurcht verlagert. Die „Furcht vor Gewalt, Kriminalität und Aufruhr begleiten die Entwicklung moderner Gesellschaften [daher] von Beginn an, von der Furcht vor Vagabunden und heimatlosen Banden über den Schrecken gegenüber ‚gefährlichen Klassen' im ‚Großstadtdschungel' und der Angst gegenüber ‚gefährlichen Jugendlichen' bis zum Schrecken vor äußeren und inneren Feinden und dem Entsetzen über einzelne Gewaltanschläge und den damit einhergehenden Bedrohungsszenarien".[18] Besonders geeignete Sündenböcke – im beschriebenen Sinne – sind derzeit gewalttätige Jugendliche und Ausländer[19] sowie „islamische

---

als projektive Bearbeitung gesellschaftsstrukturell bedingter Ängste?", in: Axel Groenemeyer (Hg.), Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, Wiesbaden: VS 2010, S. 23-39.

17 H. Hirtenlehner Kriminalitätsfurcht, S. 310.

18 Axel Groenemeyer: „Wege der Sicherheitsgesellschaft. Transformation der Konstruktion und Regulierung von Unsicherheiten", in: ders. (Hg.), Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, Wiesbaden: VS Verlag, S. 7-19, hier S. 8.

19 T. Feltes: Vandalismus und Sicherheit, S. 280.

Terroristen, aber auch ‚gefährliche Serientäter' und ‚pädophile Kinderschänder'"[20].

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb kriminologische Untersuchungen häufig einen deutlichen Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung von Kriminalität und dem Vorhandensein von sozialen Ängsten nachweisen.[21] Kriminalität übernimmt also nur eine Sündenbockfunktion.[22] Keinesfalls erzeugt sie selbst das Gefühl einer Hinwendung zum Niedergang. Kriminalität ist folglich auch kein Indikator für den Untergang einer Gesellschaft, sondern die Wahrnehmung der Kriminalität gibt Auskunft über das in der Gesellschaft vorherrschende Maß an sozialen Ängsten.

Mike Davis hat in seinen Büchern zur *Ökologie der Angst* und *City of Quartz*[23] beschrieben, wie die schicken, pseudoöffentlichen Räume von heute voll unsichtbarer Zeichen sind, die den „anderen" aus der Unterschicht zum Gehen auffordern und dadurch eine Illusion von Stadt und Leben herstellen, die nichts mit der Realität gemein hat. Dort, wo diese unsichtbaren Zeichen nicht gelesen werden, wird teilweise massiv nachgeholfen. Gleichzeitig wird das Dienstleistungsproletariat in immer repressivere Gettos gedrängt. Die hellen, freundlichen und warmen Räume der Supereinkaufszentren konzentrieren sich nach innen, die Straßenfronten sind meist nackt, öffentliche Aktivitäten werden streng funktional aufgeteilt, die Besucher werden unter den wachen Augen der Privatpolizisten durch die Gänge im inneren geleitet und unerwünschte „Gäste" massiv vertrieben. Werden aber Ansammlungen von Jugendlichen verboten oder zumindest erschwert und gleichzeitig öffentliche Büchereien und Spielplätze geschlossen, dann

---

20 A. Groenemeyer: Wege der Sicherheitsgesellschaft, S. 8.

21 Werner Greve et al.: Bedrohung durch Kriminalität im Alter. Kriminalitätsfurcht älterer Menschen als Brennpunkt einer Gerontoviktimologie. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung, Baden-Baden: Nomos 1995; Joachim Obergfell-Fuchs: Ansätze und Strategien kommunaler Kriminalprävention, Freiburg im Breisgau: Max-Planck-Institut 2001; Karl-Heinz Reuband: „Gesellschaftlicher Wandel, Kriminalität und Kriminalitätsfurcht", in: Neue Praxis 26 (1996), S. 494-504.

22 T. Feltes: Vandalismus und Sicherheit, S. 280.

23 Mike Davis: Ecology of Fear. Los Angeles and the Imagination of Disaster, New York: Pan Books Picador 2003; ders.: City of Quartz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles, Berlin: Assoziation a 2006.

werden die Straßen immer trostloser und als gefährlicher wahrgenommen. Es werden architektonische und semiotische Hürden errichtet, um unerwünschte Personen herauszufiltern. Die übrige Masse wird eingezäunt. Der dadurch entstandene Zoo wird so angenehm gestaltet, dass niemandem, der sich darin aufhält, bewusst wird, wie sehr er oder sie dort gesteuert wird. In unregelmäßigen Abständen, aber relativ beständig, wird ein (zusätzlicher) Bedarf an innerer Sicherheit attestiert – interessanterweise meist von denen, die für diese Sicherheit verantwortlich sind (Innenminister und Polizeigewerkschaften). Die dabei gebetsmühlenartig vorgetragenen Forderungen nach Gesetzesverschärfungen greifen auf Argumente zurück, die ebenso alt wie rhetorisch sind und auf der unbestimmt vorhandenen Angst der Bürger aufbauen, die sie damit für politische oder Standesinteressen ausbeuten. Die allgemein vorhandene Angst hat auch in Verbindung mit dem 11. September und den Nachfolgeereignissen dazu geführt, dass der Staat als Ordnungsmacht wieder entdeckt wird: Er soll den Schutz von Leib und Leben gewährleisten und bekommt dafür mehr Geld, mehr Personal und mehr Befugnisse. Rasterfahndung nach „Schläfern" und Lauschangriffe gegen Unverdächtige gehören inzwischen zur Tagesordnung.

Isensee sprach von der Sicherheit als Grundrecht, die der Staat zu gewährleisten habe.[24] Er stellt der liberalen Maxime „Im Zweifel für die Freiheit" die These entgegen: „Im Zweifel für die Sicherheit." Dabei gibt es im Grundgesetz kein Grundrecht auf Sicherheit. Innere Sicherheit wird als die Bedingung der Möglichkeit von Freiheit betrachtet. Erst kommt die Sicherheit, dann die Freiheit. Als Begründung wird vorgetragen, dass es ohne Sicherheit keine Freiheit gebe. Die Berufung auf Thesen von Hobbes, der (im 17. Jahrhundert) davon überzeugt war, dass einzig das Gewaltmonopol des (absolutistischen) Staates imstande ist, die blutigen religiösen Bürgerkriege dieser Zeit zu befrieden, kann dabei heute nicht mehr greifen. Nicht umsonst galt nach Hobbes die Fähigkeit, den „Krieg aller gegen alle" zu beenden, als der entscheidende Grund für den Gesellschaftsvertrag. Gerade dies gilt heute auch und gerade vor dem Hintergrund von terroristischen Bedrohungen und anderen Herausforderungen nicht. Es gibt keine allum-

24 Josef Isensee: Das Grundrecht auf Sicherheit. Zu den Schutzpflichten des freiheitlichen Verfassungsstaates. Vortrag, gehalten vor der Berliner Juristischen Gesellschaft am 24. November 1982, erweiterte Fassung 1983, Berlin: De Gruyter: 1983.

fassende „Staatsaufgabe Sicherheit", aus der man die Gesamtheit der grundrechtlichen Schutzpflichten ableiten kann. Grundrechte sind von ihrer Struktur und ihrer Geschichte her Rechte des Einzelnen gegen den Staat und Abwehrrechte gegen Übergriffe der öffentlichen Gewalt. Das müssen sie auch bleiben, auch und gerade in Zeiten, in denen der Staat tatsächliche oder unterstellte Bedrohungen bemüht, um Bürgerrechte einzuschränken.

In der aktuellen sozialwissenschaftlichen Diskussion um die Verfasstheit einer Gesellschaft wird immer deutlicher, dass die Gemeinde und nicht der Staat der entscheidende Ansatzpunkt ist, wenn es um innere Sicherheit und Verbrechensfurcht geht. Auf der Suche nach den Faktoren, die Kriminalität und Verbrechensfurcht gleichermaßen zu reduzieren geeignet sind, sind zwei Begriffe geprägt worden: Die „soziale Integration" und etwas, was als „collective efficacy" bezeichnet wird, eine besondere Form sozialen Kapitals. Soziale Integration soll dabei das Ausmaß sozialer Bindung (Verbindungen, Vernetzung) bezeichnen. Collective efficacy kann man verstehen als gemeinsame bzw. gemeinschaftliche Wirkkraft und die Fähigkeit, Ziele durchzusetzen, bzw. die Bereitschaft, z. B. für das Verhalten von Jugendlichen in der Nachbarschaft Verantwortung zu übernehmen oder Reziprozität von sozialen Beziehungen zu praktizieren. Menschen sind eher in einer homogenen Nachbarschaft bereit zu intervenieren und sich zu engagieren als in einer heterogenen oder anomischen Nachbarschaft. Die spannende Frage ist, ob und wie man diese „collective efficacy" konstruieren kann. Jedenfalls kann dies nicht durch das Beschwören von Kriminalitätskatastrophen oder des Untergangs der westlichen Kultur geschehen.

KRIMINALITÄT IST KEIN INDIKATOR FÜR DEN NIEDERGANG DER GESELLSCHAFT

Die Auswirkungen von kriminalpolitisch restriktiven Modellen[25] gehen mit Einschränkungen einher, die die Freiheit und Sicherheit der Bürger mindestens ebenso beschneiden wie die Straftaten, die mit der

25 Vgl. Thomas Feltes: „Strategien und Interessen kriminalpolitischer Programme – Null Toleranz", in: Hans-Jürgen Lange (Hg.), Kriminalpolitik, Wiesbaden: VS Verlag 2008, S. 231-250.

derartigen Vorgehensweisen verhindert werden sollen. Hierin ist eine Schizophrenie angelegt, die meist in der Folge von sensationellen Straftaten übersehen wird. Beispielhaft kann hier das Jahrhundertverbrechen des 11. Septembers angeführt werden. Es waren nicht die terroristischen Anschläge selbst, die uns Freiheiten gekostet haben sondern die Reaktionen darauf. Die Schizophrenie, die den harten, restriktiv kriminalpolitischen Ansätzen immanent ist und die erhebliche Diskrepanz, die sich zwischen der Einschätzung der Entwicklung des Kriminalitätsaufkommens und der Kriminalitätsfurcht ergibt, ist ein deutliches Indiz dafür, dass der Kriminalität in postindustriellen Gesellschaften eine Sündenbockfunktion zukommt. Die Ursache hierfür muss in der (empfundenen) Komplexität der gesellschaftlichen Transformationsprozesse gesehen werden, die mit der Globalisierung verbunden sind. Es ist der Um- und Rückbau der sozialen Sicherungssysteme, der ein erhebliches Maß an gesellschaftlichen Unsicherheiten erzeugt hat.[26] Lebens- und Existenzängste, wie die Angst vor Arbeitslosigkeit, sozialem Abstieg oder Krankheit, haben die Zukunftsperspektiven erschüttert und bei vielen ein unüberschaubares Konglomerat aus diffusen Sorgen und Ängsten hinterlassen. Bei der Suche nach einfachen Bewältigungsstrategien hat sich das abweichende Verhalten des Anderen als besonders geeigneter Sündenbock erwiesen. Das Empfinden von Unsicherheiten steht in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis zur Wahrnehmung von Defiziten in der sozialen Ordnung (Feltes 2003, Hirtenlehner 2006).[27] Kriminalität kann folglich nie ein Indikator für den Untergang einer Gesellschaft sein, sondern die Wahrnehmung der Kriminalität gibt Auskunft über das in der Gesellschaft vorherrschende Maß an sozialen Ängsten. Die Katastrophe ist nicht die Kriminalität, sondern der Umgang damit.

---

26 Vgl.: T. Feltes: Vandalismus und Sicherheit; D. Garland: The Culture of Control; H. Hirtenlehner: Kriminalitätsfurcht; A. Scheer: Innere Sicherheit und soziale Unsicherheit.

27 Vgl. T. Feltes: Vandalismus und Sicherheit; H. Hirtenlehner: Kriminalitätsfurcht.

LITERATUR

Baier, Dirk et al.: Sicherheit und Kriminalität in Stade – Ergebnisse einer Schüler und Erwachsenenbefragung, Hannover: KFN-Forschungsberichte 2009. *http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fb106.pdf*

BMI & BMJ. Bundesministerium des Innern und Bundesministerium der Justiz (Hg.): Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht, Berlin: Eigenverlag 2006.

Davis, Mike: City of Quartz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles, Berlin: Assoziation A 2006.

Davis, Mike: Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe, München: Kunstmann 2003.

Dittmann, Jörg: „Unsicherheit in Zeiten gesellschaftlicher Transformation. Zur Entwicklung und Dynamik von Sorgen in der Bevölkerung in Deutschland", in: SOEP Papers 243, November 2009.

Feltes, Thomas: „Vandalismus und Sicherheit im öffentlichen Personennahverkehr", in: Kriminalistik 5 (2003), S. 277-285.

Feltes, Thomas: Abschlussbericht zum Forschungsprojekt „Wirksamkeit technischer Einbruchsprävention bei Wohn- und Geschäftsobjekten – Eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung von aktuellem Täterwissen." 2005. *http://www.kriminalpraevention.de/index.php?option=com_content&task=view&id=64*

Feltes, Thomas: „Strategien und Interessen kriminalpolitischer Programme – Null-Toleranz", in: Hans-Jürgen Lange (Hg.), Kriminalpolitik, Wiesbaden: VS Verlag 2008, S. 231-250.

Feltes, Thomas: „Kriminalprävention", in: H.-J. Lange (Hg.), Kriminalpolitik, Wiesbaden: VS 2008, S. 251-268.

Garland, David: The Culture of Control: Crime and Social Order in Contemporary Society, Oxford: University Press 2002.

Greve, Werner/Hoser, Daniela/Wetzels, Peter: Bedrohung durch Kriminalität im Alter. Kriminalitätsfurcht älterer Menschen als Brennpunkt einer Gerontoviktimologie. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung, Baden-Baden: Nomos 1995.

Groenemeyer, Axel.: „Wege der Sicherheitsgesellschaft. Transformation der Konstruktion und Regulierung von Unsicherheiten", in: ders. (Hg.), Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche

Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten, Wiesbaden: VS Verlag 2010, S. 7-19.

Hirtenlehner, Helmut: „Kriminalitätsfurcht – Ausdruck generalisierter Ängste und schwindender Gewissheiten? Untersuchung zur empirischen Bewährung der Generalisierungsthese in einer österreichischen Kommune“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 58 (2006), S. 307-331.

Isensee, Josef: Das Grundrecht auf Sicherheit. Zu den Schutzpflichten des freiheitlichen Verfassungsstaates. Vortrag, gehalten vor der Berliner Juristischen Gesellschaft am 24. November 1982, erweiterte Fassung 1983, Berlin: De Gruyter1983.

Kilchling, Michael: Opferinteressen und Strafverfolgung, Freiburg im Breisgau: Max-Planck-Institut 1995.

Laub, John H./Sampson, Robert J.: Shared Beginnings. Divergent Lives. Delinquent Boys to Age 70, Cambridge u.a.: Harvard University Press 2006.

Meier, Bernd-Dieter: Kriminologie, München: Beck 2005.

Obergfell-Fuchs Joachim: Ansätze und Strategien kommunaler Kriminalprävention, Freiburg im Breisgau: Max-Planck-Institut 2001.

Ortmann, Rüdiger: „Prisonisierung“, in: Günther Kaiser et al. (Hgg.), Kleines Kriminologisches Wörterbuch, Heidelberg: Müller 1993, S. 402-409.

Reuband, Karl-Heinz: „Gesellschaftlicher Wandel, Kriminalität und Kriminalitätsfurcht“, in: Neue Praxis 26 (1996), S. 494-504.

R+V: Die Ängste der Deutschen 2010. Eine Studie des Infocenters der R+V Versicherung 2010. *http://www.ruv.de/de/presse/download/pdf/aengste-der-deutschen-2010/20100909-grafik-aengste-der-deutschen-2010.pdf* vom 07. 2011.

Scheer, Albert: „Innere Sicherheit und soziale Unsicherheit. Sicherheitsdiskurse als projektive Bearbeitung gesellschaftsstrukturell bedingter Ängste?“, in: A. Groenemeyer (Hg.), Wege der Sicherheitsgesellschaft, S. 23-39.

Schmelz, Gerhard: „Wohnungseinbruch löst Angst aus“, in Magazin für die Polizei 31 (2000), 9-11.

Stelly, Wolfgang/Thomas, Jürgen/Kerner, Hans-Jürgen.: Verlaufsmuster und Wendepunkte in der Lebensgeschichte. Eine Untersuchung des Einflusses soziobiographischer Merkmale auf sozial abweichende und sozial integrierte Karrieren, Tübinger Schriften

und Materialien zur Kriminologie, Tübingen: Universitätsbibliothek Tübingen 2003, Band 3, verfügbar unter *http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-8788* vom 07.2011.

Windzio, Michael et al.: Kriminalitätswahrnehmung und Punitivität in der Bevölkerung – Welche Rolle spielen die Massenmedien? Ergebnisse der Befragungen zu Kriminalitätswahrnehmung und Strafeinstellungen 2004 und 2006, Hannover: KFN-Forschungsbericht 2007. *http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fb103.pdf*

Urbizid – Stadtmord. Eine Skizze

DIETRICH HENCKEL

INITIATION

Auf einer Tagung der Zeitschrift „City“ hielt einer der Herausgeber einen Vortrag über Urbizid. Diese neue Begriffsschöpfung hat mich seitdem – eher in Form schwebender Aufmerksamkeit als im Sinne systematischer Behandlung – nicht mehr losgelassen. Als Kind habe ich noch in Ruinen gespielt – vor allem aber: Meine Mutter und meine vier Geschwister haben den „Untergang Dresdens“, also den Angriff der Alliierten am 13. Februar 1945 auf Dresden, miterlebt, bei dem auch das (groß)elterliche Haus in Trümmer fiel. Dieses Ereignis hat die Familiengeschichte und mich stark geprägt. Dresden spielt für meine Stadtwahrnehmung eine entscheidende Rolle; der Begriff Urbizid bedeutet eine Möglichkeit theoretischer Bewältigung, eine neue Form der intellektuellen Auseinandersetzung. Prägnant verbinden sich in Dresden die militärischen und stadtpolitischen Aspekte des Urbizid-Arguments. Der Begriff erweist sich als (rhetorische) Schaltstelle zwischen Stadtzerstörung und -erneuerung, zu dem es so gut wie keine Literatur gibt: ebenso wenig zur Zerstörung von Städten oder Stadtteilen und ihren (Wieder)Aufstieg. Es ist zu fragen, wer diese Zerstörung und den (Wieder)Aufstieg von Städten zu welchen Zwecken konstatiert: Politiker, feindliches Militär oder Konkurrenten, Stadtplaner oder Bewohner? Im Zusammenhang mit verschiedenen Forschungsprojekten bin ich dem Thema immer wieder am Rande begegnet: In einer Untersuchung über die Folgen der Vereinigung für das deutsche Städte-

system war Magdeburg eine Fallstudienstadt.[1] Mehrere Interviewpartner betonten, es habe zwei historische Ereignisse gegeben, von denen sich die Stadtentwicklung nie erholt habe: den Dreißigjährigen Krieg und den Zweiten Weltkrieg. Dresden war eine andere Fallstudienstadt. Dort hat sich seitdem viel verändert, aber für den empfindsamen Beobachter sind die Wunden des Krieges nach wie vor erkennbar. Es ist daher nicht nur zu fragen, was Urbizid bedeutet, wer diesen erklärt oder welche analytischen Räume durch dieses neue Konzept erschlossen werden können. Es muss auch darum gehen, die Zusammenhänge zwischen dem verkündeten Urbizid und der langfristigen Entwicklung der betroffenen Städte zu untersuchen und zu fragen, wie die Städte mit Zerstörung respektive proklamiertem Urbizid umgehen, wie die urbanen Akteure die Ereignisse und den Begriff in die „städtische Erzählung" integrieren. Unklar ist, wie weit Urbizid dem Stadtbild oder vor allem dem symbolischen Image der Städte eingeprägt ist, Bestandteil oder Kennzeichen der Stadtentwicklung und des Selbst- oder Fremdbildes wird. Wichtig ist deshalb die Frage nach der Perspektive und dem Sprecher; welche stadtpolitischen Konzepte sich durchsetzen, hängt auch davon ab, wie bestimmte Erklärungen den Diskurs bestimmen und stadtpolitische Taten legitimieren. Selbst die Vorstellungen von blühenden bzw. verfallenden Städten weichen je nach herrschenden Diskursen voneinander ab. Akteure entwickeln unterschiedliche Bilder und Erwartungen, die sie, wenn nicht verwirklicht, rhetorisch mit dem Begriff Urbizid verknüpfen, sodass der Begriff selbst für eine Stadterneuerung stehen kann, die bestimmte Bevölkerungsgruppen exkludiert. Gleich einem Indikator zeigt der Begriff auf Krisen in der Stadtentwicklung und versucht sie zugleich radikal aufzuheben. Das Exzeptionelle des Begriffs sucht eine entsprechend rigorose Praxis zu provozieren, diskursive Verhandlungen zu eliminieren und einzelne Interessen zu verallgemeinern bzw. durchzusetzen. Urbizid imaginiert gleichsam eine Richtstatt, auf der ein Urteil vollstreckt und politische Deutungs- wie Handlungshoheit behauptet werden sollen.

---

1 Dietrich Henckel et al.: Entwicklungschancen deutscher Städte – Die Folgen der Vereinigung. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1993.

BELEBUNG

Städte gehören zu den komplexesten Artefakten, die die Menschheit hervorgebracht hat, ihre Struktur wie Entwicklung verweigern sich häufig rationalem Begreifen. Eduardo Mandieta bezeichnet Städte als „lebende Gebilde“ („cities as a living entity“).[2] Damit rücken intendierte Vernichtungen und Zerstörungen von Städten in die semantische Nähe von Tötungsdelikten und auch „Mord“ kommt ins semantische Blickfeld. Kreiert die Urbizid-Erklärung einen metaphorischen Leib, die Stadt als organisches Gebilde, so wird Öffentlichkeit als rationaler wie politischer Raum dirigiert und sukzessive als kritisch-rationale ausgeschlossen, Existenzielles als unüberbietbares Argument aufgeboten, dem nicht mehr zu widersprechen ist. Der im Begriff implizite Bezug auf körperliche Not suggeriert sowohl dringend Handlungsbedarf, der diskursive Einwände abdrängt, als auch unbedingt Akteure, die machtvoll bestimmte Forderungen durchsetzen. Rationales Erklären scheint ausgeschlossen, weil alles schon bedacht, im Begriff beschlossen sei, nur auf moralische Empörung wird beharrt als einzigem Motiv des Handelns, nur ein gemeinsames Innen beschworen.

Eine systematische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Urbizid“ befördert zunächst die Vorstellung von einem unbestimmten begrifflichen Feld. Die begriffliche „Ausdehnung“ reicht vom Protest, der die Abweichung vom behaupteten Bild einer „angemessenen“ Stadtentwicklung formuliert und zugleich die eigene Perspektive kaschiert, über den kritischen Befund ausgrenzender Planung bis zur systematischen Zerstörung der Stadt als materiellem (Infrastruktur, öffentlicher Raum) oder immateriellem (Symbole, Bilder, Identitätskonzepte) Lebensraum. Bei diesem ausgedehnten Begriffsfeld sind auch die betroffenen Analysedisziplinen und Politikfelder entsprechend weit gespannt – sie reichen von räumlich orientierten Sozialanalysen und Sozialpolitik, Urban Design und Planungspolitik, Infrastrukturpolitik, Sicherheitspolitik bis hin zur urbanen Kriegstheorie und -geschichte, Kriegsplanung und der Militarisierung der Stadtpolitik insgesamt.

---

2 Eduardo Mandieta: „The Destruction of Cities: From Dresden and Hiroshima to Fallujah“, Vortrag auf der Tagung „What Urban Crisis – Whose Urban Opportunity“, City Journal, TU-ISR, CMS, Berlin 26.-27.11.2005 (eigene Aufzeichnungen).

Nicht genug damit: Es geht auch um das Verhältnis von Innen und Außen, das konstitutiv für die Stadt als Körper ist, sowie die an vielen Stellen unscharfen Grenzen und Übergänge, die die Bestimmung von Selbst- und Fremdzerstörung relativieren. Selbst innerhalb der Stadt zieht die Urbizid-Behauptung Grenzen zwischen denjenigen, die ein Stadtmodell unterstützen und dessen Kritikern, und radikalisiert den internalisierten Gegensatz als einen zwischen Innen und Außen. Entsprechend kann sich das Verhältnis von Innen und Außen zu einem innerstädtischen entwickeln, denn der Begriff, eine existenzielle Beziehung zum städtischen Organismus beteuernd, entscheidet über Zugehörigkeit und Ausschluss; er markiert eine Grenze, die moralische Scheidung zwischen Gut und Böse, Zwischenraum für rationales Zweifeln verweigert er dagegen.

Schließlich verwischt die Breite des Begriffes seine mögliche Kontur. Gestellt in den Kontext seiner Entwicklung und Verwendung, wird seine Bedeutung kenntlicher, wird bestimmt, in welchen Zusammenhängen und mit welchen Intentionen er gebraucht wird, welchen analytischen Gehalt er bezeugt und wie er als rhetorischer Kampfbegriff benutzt wird und nicht zuletzt, was neu an ihm ist. Denn die vorläufige Begriffsbestimmung verschleiert die rhetorische Disposition des Begriffs, das politische Verfahren seiner Proklamation. Dazu trägt die Herkunft des Begriffs bei: Genozid bezeichnet massenhaft geplanten Mord und zugleich das Unbegreifliche, Irrationale eines grauenhaften Ereignisses. Es markiert den Endpunkt eines Denkens, über den hinaus nicht zu gehen ist. Verwandt mit dem rhetorischen Erhabenheitsbegriff, verkündet der Begriff höchsten Schrecken, größte Überwältigung. Genozid behauptet den Abschluss eines Diskurses, um diesen zu beherrschen. Erst aus historischer Distanz lassen sich also Anlass, Wirkung und Berechtigung der Erklärung analytisch feststellen. Der abgeleitete Urbizid-Begriff intendiert Ähnliches: Deutungsmacht über die – hier – städtische Geschichte und Entwicklung.

HERKUNFT

Der Begriff „urbicide" wurde, soweit das zu überprüfen ist, 1987 erstmals vom marxistischen Philosophen Marshall Berman im Zusammenhang mit der Erneuerung der Bronx und der Zerstörung alter baulicher und sozialer Strukturen in New York aufgebracht: „In the South Bronx alone, more than 300,000 people fled in the 1970s as their

homes were being destroyed. […] No one has seriously tried to add up the victims of this latest wave of urban destruction. […] These stricken people belong to one of the largest shadow communities in the world, victims of a great crime without a name. Let us give it a name now: urbicide, the murder of the city".[3] Militärischen, juristischen und ethischen Zusammenhängen entliehen, sprengt der Begriff die herkömmlichen Kategorien und den Begriffskanon der Stadtentwicklung. Berman bezieht sich mit seiner Formulierung dezidiert auf eine verborgene Tradition, die die moderne Stadt seit dem 19. Jahrhundert prägt, und wendet sie sprachpolitisch gegen die vorherrschende Stadtplanung.

Die erste Verwendung erfolgt also im Zusammenhang einer von der Stadtverwaltung ausgehenden, nach innen gerichteten – rücksichtslosen – Stadtentwicklungsstrategie, bei der allerdings nicht ohne weiteres zu erkennen ist, dass die Intention in der Zerstörung des Lebensraumes (einer bestimmten Bevölkerungsgruppe) besteht. Es geht um die Erneuerung der Stadt, allerdings mit massiven Folgen für bestimmte Bevölkerungsschichten. Diese Linie der Argumentation wurde von Berman 1996 weiterentwickelt mit Ausblicken auf Zerstörungen im Krieg, aber letztlich bezogen auf die amerikanische Stadtentwicklungspolitik.[4] In gleicher Richtung argumentiert der Architekt Eyal Weizman, wenn er beschreibt, wie Bauen und Repression eng miteinander verbunden sind. Er verweist auf die Zerstörung Algiers 1840 durch den französischen Marschall Robert Bugeaud, dessen Strategie von Haussmann für den Umbau von Paris kopiert wurde.[5] Als Militär und beeinflusst von den Pariser Straßenkämpfen 1834 bereitete Bugeaud eine kriegstaugliche Stadt, die die alte arabische Struktur zerschlagen und zugleich als Festung im eroberten Gebiet dienen sollte. Die Stadt wird also nicht urbanen, sondern militärisch-kolonialen Kriterien unterworfen und die moderne Stadt aus der Idee der Aufstandsbekämpfung erschaffen. Überspitzt könnte man von einem „Bürgerkrieg"

---

3 Marshall Berman: „Among the Ruins", in: new internationalist 178 (1987), *http://www.newint.org/features/1987/12/05/among/* vom 02.11. 2010.

4 Vgl.: Berman, Marshall: „Falling Towers. City Life After Urbicide", in: Dennis Crow (Hg.), Geography and Identity. Living and Exploring Geopolitics of Identity, Washington: Maisonneuve Press 1996, S 172-192

5 Weizman, Eyal: „Krieg der Städte. Eyal Weizman im Gespräch mit Philipp Misselwitz", in: Arch+ H. 164/165 (2003), S. 64-71, hier S. 64.

gegen die Stadtstruktur sprechen, wofür es neben Haussmann viele andere Beispiele rigoroser Sanierungen, Ghettobildungen, Vertreibungen in der Stadt gibt. Marshall Berman spricht von den Haussmanns und Robert Moses' – Moses war der verantwortliche Planer für die Bronx – dieser Welt (1996: 181). Er geht so weit, eine der großen Errungenschaften der Modernisierungswelle, die Ende des 18. Jahrhunderts begann, zu charakterisieren als „to incorporate urbicide into the process of urban development".[6] Der Architekturprofessor Andrew Herscher geht noch einen Schritt weiter. Er ordnet den Hurrikan Katrina, der New Orleans in weiten Teilen zerstörte, in den Kontext geplanter Stadtzerstörung ein: „[…] I will pose the destruction that Katrina precipitated as both a component of and a conceptual frame for a paradigmatically American variety of urbicide, a form of urban destruction that occurs through the confluence of racial segregation, structural impoverishment, urban disinvestment, and natural hazard".[7]

Für solche Zerstörungen von „Innen", durch die Stadtplanung, gibt es eine Vielzahl von Beispielen und Dokumenten: „Meine Beziehung zu Liverpool", formuliert der Filmregisseur Terence Davis, „ist bittersüß. Die Arbeiterklasse, der ich entstamme, wurde verraten von Leuten, die wirklich daran glaubten, dass sie ein neues Jerusalem bauten. Aber das taten sie nicht: Sie eliminierten Häuser aus dem 18. Jahrhundert – und bauten billig, hässlich und schnell. Die neuen Siedlungen verwandelten sich binnen einem Jahrzehnt in Slums. Das nenne ich bürgerlichen Vandalismus".[8] Dieser Sozialkritik gesellt sich eine architektonische aus bürgerlich-konservativen Geist zu: Wolf Jobst Siedler scheut sich nicht, die Zerstörung der bürgerlichen Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Moderne in Tötungskategorien einzuordnen, wenn er sein Buch die „Gemordete Stadt" (1964) nennt – das Titelbild zeigte ein Bild aus dem Hansaviertel in Berlin, Standort der Interbau von 1957.

---

6 Marshall Berman: „Falling Towers. City Life After Urbicide", in: Dennis Crow (Hg.), Geography and Identity. Living and Exploring Geopolitics of Identity, Washington: Maisonneuve Press 1996, S 172-192, hier S. 181.

7 Andrew Herscher: „American Urbicide", in: Journal of Architectural Education 60, 1 (2006), S. 18-20, hier S. 18.

8 Terence Davis: „‚Das ist bürgerlicher Vandalismus'. Interview mit T. Davis von Stefan Grissemann", In: Die Tageszeitung 26.11.2010, S. 28.

Zumindest der architekturkritischen Perspektive folgend, akzentuiert der politische Geograf Ulrich Oslender Urbizid als einen Begriff radikalen Wandels, gar der bewussten Geschichtsklitterung; er erklärt, dass „Urbizid […] sodann als Strategie der Vergangenheitsverleugnung gesehen werden" kann.[9] Wenn er die Stadt allgemein beschreibt „als strategische Stätte der Artikulation von Konflikten", die nicht nur in der Zerstörung der urbanen Infrastruktur im Kriegsfall, sondern auch im „Normalfall" städtischen Lebens ausgetragen werden, bezieht er sich auf den britischen Stadtgeografen Stephen Graham. Denn es sind nicht allein Kriege, die Städte zerstören, sondern auch Prozesse der „kreativen Zerstörung", wie z. B. die Stadtentwicklung durch Gentrifizierung und Sanierung. „Für Graham konstituiert sich hier die ‚dark side of urban modernity', in der *Platz* geschaffen wird für neue kapitalistisch strukturierte Räume und Beziehungen, die durch Geographien der Ausgrenzung gekennzeichnet sind".[10] Schon das Errichten von Einkaufszentren kann dann zum Mord an der Stadt werden.[11] Die Semantik des Begriffs weitet sich also aus, indem ihm geopferte Geschichte angelastet wird, und verschärft zugleich das dem Argument eingeprägte Bild organischer Städte, dem sich selbst die Historie zu unterwerfen hat. Nicht mehr nur werden Städte ästhetisch-körperlich verletzt, sondern ihrer historischen Kontinuität und Identität beraubt – die Analogie mit einer menschlichen Person ist somit vollendet und der Begriff als anthropomorphisierender endgültig durchgesetzt.

Hier deutet sich an, wie wenig der Begriff des Urbizids in der Stadtplanung eindeutig zu fassen ist. Gerade bei Stadterneuerung und Stadtentwicklung handelt es sich in der Intention der Akteure häufig um den (modernen) Anspruch, städtisches Leben zu verbessern, es auf die Zukunft (wie auch immer vorgestellt) auszurichten – mit allen berechtigten Zweifeln, ob das gelingt und um welchen Preis. Changierend zwischen Deskription und rhetorischem Schlagwort, bewegt sich der Begriff – so scheint es – eher auf der Erklärungsebene von Politi-

---

9 Ulrich Oslender: „Rezension: Stephen Graham (Hg.): Cities, War, and Terrorism: Towards an Urban Geopolitics, Oxford 2004", in: geographische revue 1 u. 2 (2005), S. 134-140, S. 137.

10 Ebd., S. 136.

11 Manfred Sack: „Mord an der Stadt", In: Die Zeit 39 (1996). *http:// www.zeit.de/1996/39/Mord_an_der_Stadt* vom 20.12.2010.

kern, Wissenschaftlern und Journalisten, auch wenn der Diskurs, der Wettkampf der Erklärungen, zuletzt Einfluss gewinnt auf die Stadtplanung. Als rhetorischer Kampfbegriff nimmt „Urbizid“ Stellung jeweils nach dem politischen Standpunkt, eine eindeutige Zuordnung zu einem bestimmten städteplanerischen oder -zerstörerischen Aspekt erscheint unmöglich.

STADT-KRIEG

Jenseits stadtplanerischer Konflikte und den ursprünglichen etymologischen Zusammenhang offenbarend, rückt der Begriff mit dem Bosnienkrieg 1992 bis 1996 intensiv in die öffentliche Aufmerksamkeit, dieses Mal verbunden mit ethnischen und kriegerischen Konflikten. Hier scheint das Verhältnis von Innen und Außen kenntlich. So wurde der Begriff von Bogdan Bogdanovitch,[12] einem ehemaligen Belgrader Bürgermeister, Architekten und Intellektuellen, sowie Personen und Gruppen, die den Balkankrieg analysierten, aufgegriffen, um eine systematische Zerstörung von außen – zumindest als durch einen Feind verursacht, selbst wenn er vor Kurzem noch der Mitbürger war – zu beschreiben. Oder er wurde Bestandteil der Kriegsrhetorik, um eindringlich militärische Unterstützung (von der NATO) einzufordern. Später wurde unter der Überschrift „Urbizid“ das Vorgehen der Israelis gegen die Städte der Palästinenser analysiert.[13]

---

12 Zit. nach Christian Salmon (2002): „Du sollst nicht wohnen“, in: Le Monde diplomatique Nr. 6751 vom 17.05.2002. *http://www.monde-diplomatique.de/pm/2002/05/17.mondeText.artikel,a0041.idx,11* vom 26.09. 2010.

13 U. a. Nurhan Abujidi/Han Verschure: „Military Operation as Urbicide by „Construction and Destruction“. The Case of Nablus, Palestine“, in: The Arab World Geographer 9, 2 (2006), S. 126-154; Stephen Graham: Cities under Siege. The New Military Urbanism, London/New York: Verso 2010; Eyal Weizman,: „Krieg der Städte. Eyal Weizman im Gespräch mit Philipp Misselwitz“, in: Arch+ H. 164/165 (2003), S. 64-71 und ders.: „Strategic Points, Flexible Lines, Tense Surfaces, and Political Volumes. Ariel Sharon and the Geometry of Occupation“, in: Stephen Graham (Hg.), Cities, War and Terrorism. Towards an Urban Geopolitics, S. 172-191.

Vor allem durch den Jugoslawien-Krieg, insbesondere durch die Belagerung und Bombardierung von Städten, wurde die Verbindung von Stadt und Krieg offensichtlich, mithin eine Gemeinsamkeit von Urbizid und Genozid konstatiert. Entsprechend erklärt Martin Shaw 2001, dass Urbizid grundsätzlich ein Bestandteil von Genozid sei: „Urbicide is a form of genocide, the fundamentally illegitimate form of modern war in which a civilian population as such is targeted for destruction by armed force". Auch wenn in der Geschichte Städte immer in Kriege einbezogen waren und spezifische antiurbane Gewalt eine Erscheinung jüngerer Kriegführung ist, „it does not make sense to separate urbicide (or other ‚cides') from genocide".[14]

In jüngerer Zeit hat sich Martin Coward am ausführlichsten mit dem Urbizid-Begriff befasst und dazu 2009 eine eigene Monografie vorgelegt. Für ihn steht der Angriff auf die Urbanität im Zentrum; er fragt, warum Städte bzw. bestimmte (repräsentative) Gebäude zerstört werden. Begriffliche Analogien bemühend, definiert er: „Just as genocide refers to the killing of individuals qua representatives of a particular group, so urbicide refers to the destruction of buildings qua representatives of urbanity. In other words, buildings are destroyed because they are constitutive of the existential condition known as ‚urbanity'. ‚Urbicide' thus refers to an assault on buildings in order to destroy urbanity".[15] Urbizid zielt also auf die Zerstörung von Gebäuden und öffentlichen Räumen als konstitutiven Elementen von Urbanität: „Urbicide is, therefore, the destruction of urbanity for its own sake. The logic of urbicide then is the destruction of possibility of heterogeneity".[16]

In der Definition von Coward spielt also die intentionale Vernichtung der Voraussetzungen des sozialen und vor allem heterogenen Lebens als Grundbedingung des Urbanen die zentrale Rolle; entsprechend registriert er die Bedeutung von Gebäuden und öffentlichen Räumen für die Konstitution einer sozialen Gruppe.[17] Hier wird ein

---

14 Martin Shaw: „New wars of the city: ‚urbicide' and ‚genocide'". *http://www.sussex.ac.uk/Users/hafa3/city.htm* vom 02.11.2010.

15 Martin Coward: Urbicide. The Politics of Destruction, London/New York: Routledge 2009, S. 15.

16 Ebd., S. 43.

17 Ähnlich auch Robert Bevan: The Destruction of Memory. Architecture at War, London: Reaktion Books 2006.

anderer Aspekt der „organischen Stadt“ eröffnet, die, wie auch „Urbizid“, unterschiedlichen Deutungen ausgeliefert ist. Stehen symbolisch und repräsentativ unterschiedliche Gebäude für die lebensweltliche Vielfalt der Stadt, so fordert der Begriff implizit die Erhaltung eines urbanes Idealtypus; der rhetorisch-politische Anspruch des Begriffs wird erkennbar, nicht zuletzt auch durch die Offensichtlichkeit rhetorischer Techniken.

Diese dem Begriff Urbizid innewohnende strukturelle Vorstellung thematisiert polemisch, dass es in diesem Stadt-Krieg um die Zerstörung der Grundlagen des Städtischen geht, nicht nur in der materiellen Form der Vernichtung von Gebäuden, Infrastruktur und öffentlichen Räumen, sondern auch in der immateriellen Form der Moral, der Geschichte, der Identifikation, der Heterogenität und des sozialen Lebens der Einwohner. Im Zweiten Weltkrieg (und danach) scheint diese Art der Zerstörung von Städten eine besondere Rolle gespielt zu haben – auf beiden Seiten. Bei der Zerstörung von Coventry ging es um die materielle wie symbolische Vernichtung der Stadt im Gegensatz zur Vernichtung der Kriegsindustrie in Birmingham –, was zu der Formulierung des „Coventrieren“ führte.[18] Bei dieser Zerstörung ging es nicht um strategische, kriegswichtige Standorte, sondern um den Angriff auf die „Moral“ der Einwohner, wobei die Effekte auf die Moral weitgehend unklar sind.[19]

Funck weist auf die teilweise unterschiedlichen Strategien der Kriegsparteien hin: „Während die alliierten Bombardierungen deutscher Städte primär auf die Zerstörung der gebauten Stadt gerichtet waren und dabei die partielle Vernichtung der gelebten Stadt in Kauf nahmen, zielte diese deutsche Variante des Städtekrieges auf die Auslöschung der gelebten und gedachten Stadt“.[20] Selbst das scheint aber nicht so eindeutig zu sein, wie die Stichworte „Baedeker-Angriffe“ und „Coventrierung“[21] andeuten. Die Baedeker Angriffe (benannt nach

18 Zit. nach Klaus A. Maier: „Eine Stadt wird vernichtet. Wendepunkt im Luftkrieg. Vor 70 Jahren verwandelten deutsche Bomber das englische Coventry in ein Flammenmeer“, in: Die Zeit vom 11.11.2010, S. 24.

19 R. Bevan: The Destruction of Memory, S. 66 passim

20 Marcus Funck, Marcus: „Urbanisierte Gesellschaften, Krieg und Gewalt. Stand und Perspektiven der Forschung“, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 72-79, hier S. 77.

21 Vgl. K. Maier: Eine Stadt wird vernichtet.

dem Reiseführer) waren als Vergeltung für die Angriffe auf Lübeck und Rostock gedacht.[22] In der Folge ergab sich eine „open season of indiscriminate bombing of cultural and civilian centres“, ohne erkennbare militärische Ziele, denn Städte und Zivilisten sind keine legalen militärischen Ziele, sodass sich beide Seiten Kriegsverbrechen schuldig gemacht haben.[23] Das Maß der Zerstörung nahm im Kriegsverlauf massiv zu und ist historisch bis dahin beispiellos: „This was now urbicide, the murder of the city and its citizens in a continuing campaign of terror“.[24]

Doch nicht nur die Angreifer artikulieren den Begriff (Coventrieren wird hier synonym mit Urbizid gesetzt), ebenso wird er von den Opfern verwendet als vernichtendes Urteil, das die Moral des Feindes in Frage stellt, also ein feindliches Außen situiert. Ungeachtet der eigenen kriegerischen Mittel wird der Gegner delegitimiert, der systematische Angriff auf zivile Ziele begrifflich und somit ethisch geahndet. Die psychologisch-demoralisierende Wirkung der zerstörerischen Bomben wird aufgehoben durch die Formulierung eines Begriffs, der die nationale, politische, moralische und ethische Einheit und Souveränität wieder herstellt und verstärkt; der Angriff des Feindes richtet sich nun gegen ihn selbst. Erstaunlich nun ist, dass es offenbar relativ wenig Forschung zu diesen Themen gibt, „[…] dass die rechtlichen und politischen Voraussetzungen, welche zu Stadtzerstörungen führten, wie auch die ideologisch begründeten Motive und bewusst gewählten Umstände der Verwüstungsaktionen noch keineswegs erschöpfend durchforscht sind und auf diesen Gebieten noch erstaunlich viel Neuland zu begehen ist“.[25]

Gleichwohl ist offenkundig, dass der Krieg *gegen* die Stadt, systematische Plünderungen und Zerstörungen von Städten nichts Neues sind, sondern sich durch die gesamte Geschichte ziehen, seit Menschengedenken geführt wird – von der Bibel und der Zerstörung Jeru-

22 R. Bevan: The Destruction of Memory, S. 75.

23 Ebd., S. 78.

24 Ebd., S. 83.

25 Martin Körner: „Zur Zerstörung von Städten durch die Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege und zu den Problemen des Wiederaufbaus von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg“, in: ders., Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Band 2: Zerstörung durch Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege, Bern u.a.: Haupt 2000. S. 9-43, hier S. 13.

salems über die Zerstörung Karthagos durch die Römer bis hin zum Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg mit der Kulmination in der Zerstörung Hiroshimas und Nagasakis: „Die Liste der Städte, deren bloße Nennung bereits Bilder der kriegerischen Zerstörung und des Schreckens evozieren, ist lang und erweitert sich beständig. Seit Menschen in Städten zusammenleben, gelten diese als erstrangige Ziele kriegerischer Gewalt, sodass die Beziehungsgeschichte zwischen Stadt und Krieg zunächst durch einen fortwährenden Wettlauf zwischen militärischer Aggression gegen Städte und entsprechenden Versuchen von Städten, immer neue (zumeist jedoch sehr unvollkommene) Wege der Verteidigung und des Schutzes zu entwickeln, charakterisiert werden kann. Dies gilt in ganz außerordentlichem Maße gerade für das 20. Jahrhundert, das vom Urbizid, der systematischen Zerstörung und Vernichtung von Städten maßgeblich geprägt ist“.[26] Auch Graham weist darauf hin, dass „die bewusste Zerstörung von Städten und ihrer Versorgungssysteme in Zeiten der Krise und des Krieges eine nun seit über 8.000 Jahren Urbanisierungsgeschichte währende Konstante“[27] bleibt.

Wenn auch der Begriff Urbizid bisher kaum in der Alltagssprache etabliert ist, in den einschlägigen Online-Suchmaschinen oder Archiven großer deutscher Tages- und Wochenzeitungen der Begriff nur geringfügige Spuren hinterlassen hat, so demonstrieren selbst mit Stadtentwicklungsfragen vertraute oder daran interessierte Personen, befragt nach dem Begriff „Urbizid“, nicht selten völliges Unverständnis. Häufig assoziiert wird die begriffliche Nähe zu Suizid, also Selbstmord, weniger oft Genozid, also Völkermord. Etymologisch geht „zid“ auf das lateinische caedere fällen, töten zurück. Die beiden assoziierten „zid“-Begriffe – Suizid und Genozid – beschreiben den Mord von Menschen. Bei Suizid geht es um die gewollte Selbsttötung. Beim Genozid oder Völkermord, seit 1948 ein Straftatbestand im Völkerstrafrecht, handelt es sich – die Definition geht auf Raphael Lemkin zurück – um die planvolle Absicht, „eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe ganz oder teilweise zu zerstören“. Ohne diese Analogie zur planvollen Auslöschung von Völkern machte der Begriff Urbizid keinen Sinn. Leitet dieser Begriff sich direkt von der Bezeichnung

26 Marcus Funck: „Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert“. in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 5-9, hier S. 5.

27 S. Graham: Cities, War, and Terrorism, S. 55.

eines maßlosen wie geplanten Mordens ab, so ist ihm, übertragen auf das Städtische, die entsprechende Empörung eingeprägt, erweist er sich als entsprechende Akklamation, die Geschichte und Ereignisse vor allem nach moralischen Kategorien beurteilt. Zugleich aber gewinnt der Urbizid-Begriff seine anthropologische Bedeutung, die Analogie von Stadt und Organismus aus dem Genozid-Begriff.

Die beiden Begriffe Genozid und Urbizid ließen sich von Suizid und dem klassischen Mordbegriff in einem weiteren Aspekt unterscheiden, der sich vor allem auf die Nachwirkung eines realen Ereignisses bezieht. Wenn man vom Mord*versuch* und dem Selbstmord*versuch* absieht, bleiben Genozid und Urbizid – trotz aller Intention – in der Regel unvollständig bzw. erstreckt sich ihre Vervollständigung auf Traumatisierung und Demoralisierung der Überlebenden. Insofern spielen das „Danach“, das „Weiterleben nach dem Mord“ und die langfristigen Folgen für die betroffenen Menschen und Räume eine ganz entscheidende Rolle, die bislang kaum thematisiert worden ist.

Die Übertragung des Mordbegriffes auf die Stadt, wendet die Tötungsvorstellung direkt auf menschliche Artefakte an. Es geht also um die bewusste Zerstörung von „Sachen“, von materiellen und immateriellen Grundbedingungen menschlichen Lebens: Gebäuden, Infrastrukturen, symbolischen Bauten oder Räumen; materiellen und immateriellen Netzwerken etc. Begrifflich geht es vorrangig um die Vernichtung der *Voraussetzungen* des sozialen Lebens, die Verunmöglichung des sozialen Lebens, weniger um die Zerstörung des Lebens der Menschen selbst und schon gar nicht um militärische Ziele im engeren Sinne. Bei Toten würde es sich nach dieser Lesart überspitzt gesprochen um „Kollateralschäden“ handeln.

Der Begriff des (möglicherweise) nicht intendierten „Kollateralschadens“ kann womöglich zu einer Schärfung des Urbizid-Begriffs beitragen. Martin Coward definiert Kollateralschaden: „Of principle importance in understanding the idea of collateral damage is that it is an unintended (or incidental) consequence of military action. Even where a military action is clearly seen to risk such destruction, in order for any resultant destruction to be classified as collateral damage it must be assumed that the resultant destruction was, despite the risk,

unintended".[28] Können Kollateralschäden städtisches Leben im gleichen Umfang wie ein Urbizid zerstören, so unterscheiden sich beide Begriffe in ihrer Intentionalität. Während die Rede von Kollateralschäden Absichtslosigkeit behauptet, unterstellt Urbizid das Gegenteil, die beabsichtigte Zerstörung. Ist Intentionalität somit zentraler Bestandteil der Definition, so wird deutlich, dass der Erklärung des Urbizids die Rede vom Kollateralschaden negierend oder ggf. kaschierend antworten kann. Bei aller Unterscheidung besteht die Gemeinsamkeit der Begriffe also im rhetorischen Gebrauch. Hieran müssen sich die Anwendungen des Urbizid-Begriffs messen lassen, es müssen aber auch die Gefahren erkannt werden, relationale und in ihrer Wirkung nur schwer abschätzbare Begriffe blindlings in politischen, aber auch wissenschaftlichen Sprachgebrauch zu übernehmen.

Im urbanen Umfeld gab es schon viele Beispiele von Kriegsführung. Da Städte schon immer kriegerischen Handlungen ausgesetzt waren, folgte ihre Planung einer Verteidigungslogik. „Dennoch gibt es Tendenzen, die unser heutiges Verständnis von Krieg und Stadt radikal verändern. Deren Wurzeln sind im 19. Jahrhundert zu suchen, in den kriegerischen Auseinandersetzungen der Armeen der Kolonialmächte mit dem lokalen, in den Städten angesiedelten Widerstand. Kriege, die bis dahin in der Regel in offener Feldschlacht oder vor den Toren der Stadt ausgetragen wurden, verlagerten sich nun in die Tiefe des urbanen Dickichts. Die Stadt wurde selbst zum Kriegsschauplatz".[29] Offenbar hat es mit dem Zweiten Weltkrieg und den neuen kriegerischen Mitteln eine neue Systematik der Stadtzerstörung gegeben, die häufig nicht durch militärstrategische Ziele geprägt war, sondern von der Intention, die Städte als Grundlage städtischen Lebens zu zerstören, die Einwohner in den Grundlagen des sozialen Lebens und symbolisch zu treffen. Im Bewusstsein der Militärstrategen spielen daher die Städte eine immer größere Rolle.[30] Mit dieser wachsenden Bedeutung entsteht auch die Herausbildung des Phänomens der Urban Warfare, eines Krieges, der sich immer mehr in die Stadt hinein verlagert und schließ-

---

28 Martin Coward: „Urbicide in Bosnia", in: Steven Graham (Hg.), Cities, War and Terrorism. Towards an Urban Geopolitics, Oxford: Blackwell 2004, S. 154-171, hier S. 159.

29 Eyal Weizman: „Krieg der Städte. Eyal Weizman im Gespräch mit Philipp Misselwitz", in: Arch+ H. 164/165 (2003), S. 64-71, hier S. 64.

30 Ebd., S. 67.

lich dazu führt, dass Städte selbst zum Instrument des Krieges werden.[31] Dies steht in engem Verhältnis zur Urbanisierung der Welt und der wachsenden Bedeutung der Städte.

Es könnte nun im Gebrauch des Begriffs zwischen direktem und indirektem Urbizid differenziert werden: Beim direkten Urbizid handelte es sich um die materielle Zerstörung, während indirekter Urbizid Maßnahmen umfasst, die die Normalität alltäglichen Lebens verhindern sollen, etwa indem Mobilität unmöglich gemacht wird.[32] Die von Abujidi und Verschure, Weizman[33] oder Salmon[34] für Palästina beschriebenen – in der Regel militärischen – Maßnahmen der Verhinderung von Zugängen, der Schaffung von Barrieren, der Erzeugung funktionaler und ethnischer Separierung können in diesen Kontext eingeordnet werden, die als „Zerstörung durch Design“[35] bezeichnet werden. Bei Urbizid geht es also nicht zwangsläufig um eine „Großaktion“, sondern es kann sich auch um schleichende Prozesse handeln, die Städten (von außen) die Grundlagen entziehen oder dem Niedergang des „Überlebenswillens“ einer Stadtbevölkerung Vorschub leisten. Daran zeigt sich, dass es kein unmittelbares Verhältnis zwischen dem Begriff „Urbizid“ und einem bestimmten exzeptionellen Ereignis gibt. Urbizid ist ein relationaler Begriff, der historische Prozesse als katastrophal darstellt und die Perspektive auf Stadtentwicklung in bestimmter Weise ausrichtet.

Auf der deskriptiven Ebene, verwendet als Beschreibungsbegriff, kann Urbizid als eine systematische Zerstörung von Gebäuden und materiellen sowie immateriellen, symbolischen Strukturen der Stadt bezeichnet werden, die darauf zielt, die Grundlagen des materiellen, sozialen und kulturellen städtischen Lebens intentional zu vernichten. Deshalb spielen dabei nicht nur Versorgungseinrichtungen eine Rolle, sondern gerade auch städtische Strukturen und Gebäude, die für die

---

31 Ebd., S. 64.

32 Report of CER Discussion on Resisting Urbicide: Restoring Palestinian Heritage (2008). *http://old.princeclausfund.org/en/what_we_do/cer/CerResistingurbicide.shtml* vom 15.12.2010

33 E. Weizman: Strategic Points, S. 172-191.

34 Christian Salmon: „Du sollst nicht wohnen“, in: Le Monde diplomatique Nr. 6751 vom 17.05.2002.

35 E. Weizman: Krieg der Städte, S. 68 passim; A. Abujidi/H. Verschure: Military Operation as Urbicide by „Construction and Destruction“.

Gemeinschaft und ihre Vielfalt zentrale Bedeutung haben, also Plätze, Verbindungen (Brücken – die Zerstörung der Brücke von Mostar ist ein häufig beschriebenes Beispiel) oder identitätsstiftende Gebäude und Ensembles. „Urbicide posed as the target of destruction the city itself – as an ensemble of architecture, a community of citizens, a medium of collective memory, or even a site of civilization as such".[36] Bezogen auf Kriegsziele geht es nicht in erster Linie um militärisch relevante Strukturen, sondern um Strukturen, die für das städtische und damit gesellschaftliche Leben maßgeblich sind.[37] Urbizid steht damit für eine Zerstörung der städtischen Identität, was häufig gezielt in Konfliktzeiten passiert.[38] „In these circumstances structures and places with certain meanings are selected for oblivion with deliberate intent. This is not ‚collateral damage'. This is the *active* and often systematic destruction of particular building types or architectural traditions that happens in conflicts where the erasure of the memories, history and identity attached to architecture and place – enforced forgetting – is the goal itself."[39]

Zum anderen aber erscheint Urbizid als rhetorisches und polemisches Schlagwort, das, eine Analogie von Organischem und Artifiziellem unterstellend, weniger praktische bzw. städteplanerische Veränderungen bezeichnet als eher einen generellen politischen Wandel durchzusetzen sucht. Verschiedene Akteure, Politiker wie Wissenschaftler, gebrauchen diesen Begriff, um bestimmte Ziele unabhängig von öffentlichen Meinungen, Diskursen und Institutionen zu verwirklichen. Die unscharfe Abgrenzung des Begriffsfeldes wird mehr als deutlich. Kaum ist davon auszugehen, dass sich auf absehbare Zeit eine Definition von Urbizid durchsetzen wird, zu deutlich unterscheiden sich die unterschiedlichen Perspektiven und zeigt sich eine starke Kontextabhängigkeit der Begriffsverwendung. Erkennbar wird aber, dass sich der Begriff – in besonderer Weise im Kontext von Stadtumbau, Stadterneuerung und Gentrifizierung, teilweise aber auch im Kontext aktueller Konflikte – zu einem Kampfbegriff entwickelt hat, bei dem

36 A. Herscher: American Urbicide, S. 18.

37 Léopold Lambert: Weaponized Architecture (2010). *http://weaponizedarchitecture.wordpress.com/2010/08/31/research-chapter-2-urbicide/* vom 10.03.2011.

38 Report of CER Discussion.

39 R. Bevan: The Destruction of Memory, S. 8.

es darum geht, mit dem „großen Wort“ Deutungs- und Handlungshoheit über bestimmte Ereignisse und die Zukunft zu gewinnen.

URBIZID ALS AUSDRUCK STÄDTISCHER KONFLIKTE

Städte waren schon immer Zentren der Kultur, der Wissensproduktion, der Innovation, der Steuerung und der symbolischen Repräsentation. Mit dem Wandel zur Wissensgesellschaft und der zentralen Rolle der repräsentierten Knotenfunktionen (in den verschiedenen materiellen und immateriellen Netzen – von Verkehr und Information zu Kultur und Macht) kommt es nicht nur zu einem neuerlichen Bedeutungszuwachs von Städten, sondern verstärkt sich auch die Komplexität urbaner Strukturen. Dies setzt Städte entsprechenden Gefahren aus: „Urban combat operations may be conducted in order to capitalize on the strategic or tactical advantages which possession or control of a particular urban area gives or to deny these advantages to the enemy. Major urban areas represent the power and wealth of a particular country in the form of industrial bases, transportation complexes, economic institutions, and political and cultural centers. The denial or capture of these centers may yield decisive psychological advantages that frequently determine the success or failure of the larger conflict“.[40]

Zugleich aber potenziert sich der politische Gebrauch des Begriffs „Urbizid“. In den heterogenen urbanen Strukturen entwickeln sich Gruppen mit unterschiedlichen Ansprüchen an die gemeinsame Stadt; die sukzessive Segregation fördert innerstädtische Konflikte, die scheinbar nur mit Kampfbegriffen gelöst werden können. Behauptet der Begriff den Machtanspruch einzelner Gruppen über die gesamte Stadt, so sind die innerstädtischen Grenzen radikal und beinahe unüberwindlich gezogen. Paradox markiert gerade „Urbizid“ den Zerfall der proklamierten „organischen“ Städte, dem ideologische Postulate entgegengesetzt werden.

Die wachsende Bedeutung der Städte, die zunehmende Verstädterung – erstmals in der Geschichte lebt mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten, in den entwickelten Ländern bis zu 80 Prozent – macht die Städte oder Stadtregionen immer stärker zum Zentrum der

---

40 MOUT (Military Action on Urban Terrain). *http://www.globalsecurity.org/military/ops/mout.htm* vom 22.11. 2010.

wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und damit auch stärker zum Zentrum (kriegerischer) Konflikte. Schon die Entwicklung der Kriegstoten zeigt, dass sich das Verhältnis von getöteten Kämpfern zu getöteter Zivilbevölkerung kontinuierlich zulasten der Zivilisten verschoben hat. Der Begriff Urbizid scheint eine Antwort hierauf, indem er einerseits versucht, diesen Konflikt, den symbolischen Krieg in den Städten, um den urbanen Raum, anhand empirischer Beschreibungen zu fassen. Andererseits wird er durch seine polemische Verwendung zum Teil dieser Konflikte selbst, erklären sich die Nutzer des Begriffs zu Katalysatoren dieser Konflikte.

Die Veränderungen der Frage nach dem kollektiven Gedächtnis, der Globalisierung von Identitäten, die Auseinandersetzungen um Identitäten und die Debatte darum, wer Zugriff auf kollektive Räume und ihre Veränderung haben könne oder dürfe (Dürfte z. B. die Bürgerschaft von Paris allein entscheiden, den Eifelturm abreißen?), macht Städte mit weit reichenden symbolischen Gebäuden oder Räumen zu besonders gefährdeten Räumen. 9/11 könnte somit ein Vorbote von Angriffen auf Ikonen im kollektiven Gedächtnis der Welt angesehen werden. Schon im Zweiten Weltkrieg plante Hitler die Zerstörung von Paris mit allen monumentalen Bauten, allen Ikonen der Stadtsilhouette, was nur durch die Befehlsverweigerung des Kommandanten verhindert wurde.[41] Bei so weit reichenden Zerstörungen identitätsrelevanter Strukturen muss allerdings die Wirkung auf die Weltöffentlichkeit in Rechnung gestellt werden.

Nach der Bombardierung Dresdens stellte Winston Churchill diese Strategie jedoch in Frage: „In destroying Dresden, a city of delicacy, music and architecture, porcelain and art, the Allies had launched an assault on their own cultural selves".[42] Damit verdeutlicht der britische Premier, dass die Auslöschung der feindlichen Kultur letztlich immer auch eine Bedrohung für die eigene ist. Churchill verweist – und dies allein für den europäischen Kulturraum – damit ante litteram auf die Relationalität des Urbizid-Begriffs und auf die Gefahr seiner rhetorischen, prinzipiell nicht abschließbaren Wirkung. Churchill befürchtet, dass gewissermaßen der erklärte Urbizid sich in diesem Fall wiederum gegen ihn selbst bzw. die Alliierten richten könnte. Sich berufend auf die Erfahrung von Coventry, wo die Zerstörung der Stadt

---

41 R. Bevan: The Destruction of Memory, S. 90.

42 Ebd., S. 84.

auf die Angreifer als Ausweis ihres Barbarentums auf diese zurückfiel, droht das gleiche Szenario mit der Zerstörung Dresdens.

FAZIT

Die gegenwärtige Debatte um Urbizid scheint mir in Teilen tagesbezogen und ahistorisch, auch berauscht vom „großen Wort" stadtpolitischer Sprecher. Mehr noch aber markiert der Begriff die moderne heterogene und konfliktuelle Stadt, den Zerfall in konkurrierende Bevölkerungsgruppen. Der Begriff liefert ein Bindeglied zwischen der Beschreibung katastrophaler urbaner Veränderungen und der (Sprach-) Politik, die mit diesen Ereignissen betrieben wird, ist ein soziolinguistischer Term zur Analyse von sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Phänomen in den Städten.

Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob und wie weit der Begriff Urbizid überhaupt universell anwendbar ist – nicht nur über die unterschiedlichen Wissenschaften hinweg, sondern auch über die verschiedenen Perspektiven des Innen und Außen, des Zusammenhangs mit Genozid und Suizid, der Stadtzerstörung als Kriegsfolge oder als Planungsfolge. Es stellt sich damit stets die Frage nach dem historischen, politischen, sozialen Kontext: Wer nimmt was als Urbizid wahr? In welchen Zusammenhängen wird Urbizid thematisiert? Welche Intentionen werden durch welche Art der Konstruktion und Diskursführung verfolgt? Welche Rolle spielt das starke Wort im Kampf um Deutungshoheit?

Interessanterweise spielen in der Debatte um Urbizid und in der Literatur die – vor allem langfristigen – Folgen von Urbizid kaum eine Rolle. Es bleibt erstaunlich, dass fast nichts an Literatur zum Wiederaufbau nach der Zerstörung im Kontext von Urbizid zu finden ist. Natürlich gibt es zahlreiche Veröffentlichungen über den städtischen Umgang mit Katastrophen und den Wiederaufbau von Städten nach Naturereignissen oder Kriegen.[43] Im Kontext des Wortes „Urbizid" tauchen diese Fragen allerdings – zumindest nach meinem Eindruck – nicht auf. Auch der vielversprechende Titel des Sammelbandes von Körner *Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Zerstörung durch Stadt-*

43 Vgl. u. a. Martin Körner: Stadtzerstörung und Wiederaufbau, Band 1-3, Bern u.a.: Haupt 1990-2000.

herrschaft, innere Unruhen und Kriege[44] erweckt falsche Hoffnungen, weil sich die Artikel fast ausschließlich mit der Zerstörung befassen, aber nicht mit den langfristigen Folgen des Wiederaufbaus. Wird Urbizid im Hinblick auf bestimmte Ereignisse erklärt, um Aufmerksamkeit für die empirischen Phänomene zu erregen, so scheint eine Gefahr, dass die wissenschaftliche Verwendung oder Übertragung nur ein affirmativer Nachhall dieses politischen Gebrauchs bleibt. Was also wäre zu tun, damit der Begriff Urbizid wissenschaftlich Geltung beanspruchen kann?

Voraussetzung ist, dass der Begriff Urbizid zunächst als eine Erklärung verstanden wird. Es bedarf sodann der kritischen Distanz zur politischen Wirklichkeit des Begriffs, um hierauf aufbauend wissenschaftliche Fragestellungen zu entwickeln und den Begriff überhaupt erst zu einer Kategorie zu entwickeln. Folgende Pfade lassen sich beschreiten: Einerseits gilt es, für künftige Untersuchungen die Bedingungen der Urbizid-Erklärung selbst nachzuvollziehen und zu problematisieren, gewissermaßen die jeweils strategischen Interessen der Erklärenden auszuloten. Der Begriff erweist sich als Kennzeichen bestimmter Konstellationen und Konflikte, deren stadtsoziologischer Ausdruck er ist. Die empirische Beschreibung dieser Konstellationen und Konflikte muss im Zentrum einer Beschäftigung stehen, um sodann den Begriff Urbizid eher als Strategie und Resultat innerhalb dieser zu begreifen und zu reflektieren, anstatt diesen affirmativ zu behaupten und damit die Konflikte zu perpetuieren. Wer, also welche Bevölkerung, welche Bevölkerungsteile sind von der Zerstörung der materiellen und sozialen und kulturellen Basis des urbanen Lebens betroffen? Ist die Stadt als Ganzes einbezogen oder nur Teile davon? Werden „nur“ die symbolträchtigen Zentren zerstört oder wesentliche Teile der Stadt? Wird Urbizid als Prozess wahrgenommen, der schleichend passiert, oder als großes Ereignis? Wird das Ergebnis oder die Intention als Urbizid bezeichnet? Wer erklärt den Urbizid und mit welchen Zielen? Auch: Wie wird Urbizid erklärt? Gibt es Wortfelder, politische Strategien, die eine Erklärung substituieren oder auch als solche beschreibbar machen? Wer bestimmt die Bilder, den Diskurs, die soziale Konstruktion dessen, was als Urbizid anzusehen ist? Wie verändert sich der Diskurs über die Zeit, durch wen?

---

44 M. Körner: Stadtzerstörung und Wiederaufbau, Bd. 2.

Darüber hinaus sind aber die Folgen der Urbizid-Erklärungen zu untersuchen. Es bleibt zu fragen, welchen Einfluss die Urbizid-Erklärung auf die weitere Stadtentwicklung hat, wie sich die Begriffsverwendung in Taten umsetzt. Wie dauerhaft sind die materiellen und sozialen Folgen? Hier kommt der neuen Forschungsrichtung der Resilienz[45] von Städten eine besondere Bedeutung zu. Welche neuen Entwicklungen werden ermöglicht? Graham beschreibt den totalen Bombenkrieg im Zweiten Weltkrieg nicht nur als einen gewaltigen Akt geplanter Zerstörung, sondern auch als einen Beschleuniger moderner Stadtplanung und Architektur.[46] Auch Berman deutet an, dass Urbizid nicht das Ende ist, „but rather an intermediate stage in a spiral, part of an historic process that will eventually lead to renewal and progress“[47] und „that there is cultural creativity in those ruins“.[48] Die Ambivalenz der Deutung der langfristigen Folgen wird anschaulich am Pariser Stadtumbau durch Haussmann: Sehen die einen darin einen Bürgerkrieg gegen die Stadt, ist das Ergebnis, die Boulevards, für die anderen ein integraler Teil der Faszination der Stadt und ihres Bildes.

LITERATUR

Abujidi, Nurhan/Verschure, Han: „Military Operation as Urbicide by „Construction and Destruction“. The Case of Nablus, Palestine“, in: The Arab World Geographer 9, 2 (2006), S. 126-154.

Berman, Marshall: „Among the Ruins“, in: new internationalist 178 (1987): *http://www.newint.org/features/1987/12/05/among/* vom 02.11.10.

---

45 vgl. Hans Joachim Bürkner: Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. Erkner: IRS Leibnitz Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Working Paper Nr. 43) 2010; Gabriela Christmann et al.: Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen. Erkner: IRS (Working Paper Nr. 44) 2011.

46 Stephen Graham: „Postmortem City. Plädoyer für eine Geopolitik des Urbanen“, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 54-71, hier S. 65.

47 M. Berman: Falling Towers. City Life After Urbicide, S. 179.

48 Ebd., S. 189.

Berman, Marshall: „Falling Towers. City Life After Urbicide“, in: Dennis Crow (Hg.), Geography and Identity. Living and Exploring Geopolitics of Identity, Washington: Maisonneuve Press 1996, S 172-192.

Bevan, Robert: The Destruction of Memory. Architecture at War. London: Reaktion Books 2006.

Bürkner, Hans Joachim: Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. Erkner: IRS Leibnitz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Working Paper Nr. 43) 2010.

Christmann, Gabriela/Ibert, Oliver/Moss, Timothy/Kilper, Heiderose: Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen. Erkner: IRS (Working Paper Nr. 44) 2011.

Coward, Martin: „Urbicide in Bosnia“, in: Steven Graham (Hg.), Cities, War and Terrorism. Towards an Urban Geopolitics, Oxford: Blackwell 2004, S. 154-171.

Coward, Martin: Urbicide. The Politics of Destruction, London/New York: Routledge 2009.

Davis, Terence: „‚Das ist bürgerlicher Vandalismus‘. Interview mit Terence Davis von Stefan Grissemann“, In: Die Tageszeitung 26.11.2010, S. 28.

Funck, Marcus: „Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert“. in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 5-9.

Funck, Marcus: „Urbanisierte Gesellschaften, Krieg und Gewalt. Stand und Perspektiven der Forschung“, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 72-79.

Graham, Stephen: „Krieg den Städten“, in: Arch+ H. 164/165, (2003), S. 54-55.

Graham, Stephen (Hg.): Cities, War, and Terrorism: Towards an Urban Geopolitics. Oxford: Wiley-Blackwell 2004.

Graham, Stephen: „Postmortem City. Plädoyer für eine Geopolitik des Urbanen“, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 54-71.

Graham, Stephen: Cities under Siege. The New Military Urbanism, London/New York: Verso 2010.

Henckel, Dietrich et al.: Entwicklungschancen deutscher Städte – Die Folgen der Vereinigung. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1993.

Herscher, Andrew: „American Urbicide“, in: Journal of Architectural Education 60, 1 (2006), S. 18-20. *www.onlinelibrary.wiley.com* vom 16.11.2010.

Körner, Martin: Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Band 1: Zerstörung durch Erdbeben, Feuer und Wasser. Bern u.a.: Haupt 1990.

Körner, Martin: Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Band 2: Zerstörung durch Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege. Bern u.a.: Haupt 2000.

Körner, Martin: Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Band 3: Schlussbericht. Bern u.a.: Haupt 2000.

Körner, Martin: „Zur Zerstörung von Städten durch die Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege und zu den Problemen des Wiederaufbaus von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg“, in: ders., Stadtzerstörung und Wiederaufbau. Band 2: Zerstörung durch Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege. Bern u.a.: Haupt 2000. S. 9-43.

Lambert, Léopold: Weaponized Architecture (2010). *http://weaponizedarchitecture.wordpress.com/2010/08/31/research-chapter-2-urbicide/* vom 10.03.2011.

Maier, Klaus A.: „Eine Stadt wird vernichtet. Wendepunkt im Luftkrieg: Vor 70 Jahren verwandelten deutsche Bomber das englische Coventry in ein Flammenmeer“, in: Die Zeit vom 11.11.2010, S. 24.

Mandieta, Eduardo: „The Destruction of Cities: From Dresden and Hiroshima to Fallujah“, Vortrag auf der Tagung „What Urban Crisis – Whose Urban Opportunity“, City Journal, TU-ISR, CMS, Berlin 26.-27.11.2005 (eigene Aufzeichnungen).

MOUT (Military Action on Urban Terrain). *http://www.globalsecurity.org/military/ops/mout.htm* vom 22.11. 2010.

Oslender, Ulrich: „Rezension: Stephen Graham (Hg.): Cities, War, and Terrorism: Towards an Urban Geopolitics, Oxford 2004“, in: geographische revue 1 u. 2 (2005), S. 134-140.

Report of CER Discussion on Resisting Urbicide: Restoring Palestinian Heritage (2008). *http://old.princeclausfund.org/en/what_we_do/cer/CerResistingurbicide.shtml* vom 15.12.2010. Die genaue Herkunft des zitierten Dokuments konnte nicht mehr ermittelt werden. Die zitierten Textteile finden sich nur noch teilweise auf der Website.

Sack, Manfred: „Mord an der Stadt“, In: Die Zeit 39 (1996). *http://www.zeit.de/1996/39/Mord_an_der_Stadt* v. 20.12.2010.

Salmon, Christian: „Du sollst nicht wohnen“, in: Le Monde diplomatique Nr. 6751 vom 17.05.2002. *http://www.monde-diplomatique.de/pm/2002/05/17.mondeText.artikel,a0041.idx,11* vom 26.09. 2010.

Shaw, Martin: „New wars of the city: ‚urbicide‘ and ‚genocide‘“. *http://www.sussex.ac.uk/Users/hafa3/city.htm* vom 02.11.2010. Leicht verändert unter: Shaw, Martin: „New Wars of the City: Relationships of ‚Urbicide‘ and ‚Genocide‘“, in: Stephen Graham Stephen (Hg.), Cities, War and Terrorism. Towards an Urban Geopolitics, Malden, MA/Oxford: Blackwell 2004, S. 141-153.

Siedler, Wolf J.; Niggemeyer, Elisabeth: Die gemordete Stadt – Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum, Berlin: Siedler 1993, Erstausgabe 1964.

Urban Operation: *http://www.dtic.mil/doctrine/new_pubs/jp3_06.pdf* vom 02.11.2010.

Weizman, Eyal: „Krieg der Städte. Eyal Weizman im Gespräch mit Philipp Misselwitz“, in: Arch+ H. 164/165 (2003), S. 64-71.

Weizman, Eyal: „Strategic Points, Flexible Lines, Tense Surfaces, and Political Volumes. Ariel Sharon and the Geometry of Occupation“, in: Stephen Graham (Hg.), Cities, War and Terrorism. Towards an Urban Geopolitics, Malden MA/Oxford: Blackwell 2004, S. 172-191.

Wikipedia (2011): *http://de.wikipedia.org/wiki/Völkermord* vom 12. 03.2011.

„Es lohnt immer, den ganzen Menschen wahrzunehmen“

Ein Interview zur Praxis der humanitären Hilfe

INA BLÜMEL

Ina Blümel ist weltweit als humanitäre Helferin in Katastrophengebieten tätig. Als Krankenschwester startete sie 2003 ihren ersten Einsatz in den Iran. Heute verfügt sie über einen Master in International Health und gehört zu denen, die als Erste nach einem Ereignis vor Ort eintreffen und eine Bedarfsanalyse durchführen, auf deren Basis entschieden wird, welche Hilfe vor Ort benötigt wird. Sie war im Einsatz u. a. in Indonesien nach dem Tsunami (2004), beim Erdbeben Sichuan, China (2008), in Pakistan im Zuge der Überflutungen (2007 & 2010), sowie in weniger bekannten Naturkatastrophen und politischen Konflikten im Mittleren Osten, auf dem Afrikanischen Kontinent und in der Karibik. Ina arbeitet heute weitgehend freiberuflich für verschiedene Hilfsorganisationen.

Frage (F): Wie fängt ein Einsatz für Sie an? Sie sehen die Bilder in den Nachrichten und vier oder fünf Tage später kommt das Hilfsgesuch?

Antwort (A): Je nachdem, um was es sich handelt, hört man entweder über die Medien oder spezielle Plattformen im Internet von der Katastrophe. Seitdem ich freiberuflich arbeite, nehme ich oft selber den Hörer in die Hand und kontaktiere die Organisationen, von denen ich weiß, dass sie sich engagieren werden: „Ich habe die nächsten sechs Wochen nichts vor, könnt Ihr meine Hilfe gebrauchen?“. Oft habe ich ein zwei Tage, um zu packen und aufzubrechen, es kommt auch mal vor, dass es nur zwei bis drei Stunden sind.

Viele Organisationen haben mittlerweile Personal, das ihnen das ganze Jahr über zur Verfügung steht, in Entwicklungshilfeprojekten arbeitet und im Fall einer Katastrophe eingesetzt wird.

F: Wie läuft das auf der Arbeitsebene ab, also vom Anruf bis zur Analyse?

A: Ich habe die ersten Jahre hauptsächlich für verschiedene Rotkreuzgesellschaften gearbeitet und später auch für Ärzte der Welt, Merlin UK, Save The Children UK und kürzlich Goal Ireland. Im Grunde funktionieren alle ähnlich. Das Rote Kreuz hat in fast jedem Land nationale Rotkreuzgesellschaften, andere Organisationen arbeiten in vielen Regionen der Welt an längerfristigen Projekten. Wenn eine Katastrophe passiert, sind also oft schon Kollegen vor Ort und in der Lage, die Situation einzuschätzen und im Bedarfsfall um internationale Hilfe zu bitten. Der Vorgang, Hilfe zu mobilisieren, hat sich in den letzten zehn Jahren drastisch verändert, sowohl in den einzelnen Organisationen als auch organisationsübergreifend zwischen UN- und Nichtregierungsorganisationen (NGO's).

F: Ist es eine Voraussetzung für den Anruf, dass die Organisation schon vor Ort ist?

A: Nicht unbedingt. Es kommt auf das Ausmaß der Katastrophe an. Wenn eine Katastrophe vom Ausmaß des Erdbebens in Haiti 2010 eintritt, kommen oft alle zusammen, inklusive der zwei-Mann-Organisation mit einem Koffer Geld unterm Arm, die sich in der heimischen Kirche formiert hat. Das hat sehr viel mit dem Medienwirbel zu tun, der nach der Katastrophe entsteht und keinen unerheblichen Druck auf Organisationen ausübt. Die Entscheidung, ob Hilfe geleistet werden kann, hängt aber an einem viel komplexeren Netzwerk von Zusammenhängen, in dem das Mandat der Organisation, Personalfragen und Geldgeber die vielleicht wichtigsten Rollen spielen. Entscheidet man sich zu helfen, wird dann auch in Länder, in denen die Organisation keine Präsenz hat, ein Team entsendet, um die Situation zu analysieren und entsprechend Hilfe zu leisten.

F: Kennen Sie Kollegen, die im Namen einer Hilfsorganisation zum ersten Mal ein Land betreten haben?

A: Da gibt es einige Beispiele die mir einfallen, z. B. die Hilfeleistungen des Britischen Roten Kreuzes nach dem Tsunami 2004 auf den

Malediven. Die Malediven waren eines der wenigen Länder, die zu dem Zeitpunkt noch keine Rotkreuzgesellschaft hatten. Da haben die Kollegen in einem „Rotkreuz-leeren Raum“, gearbeitet. Neben der Soforthilfe ging es längerfristig auch darum, die Gründung einer nationalen Gesellschaft zu unterstützen.

F: Ist das eine andere Arbeitsorganisation in diesem Fall?

A: Es fehlt ein Stück weit die Infrastruktur, auf die man bauen kann. Doch auch wenn eine Organisation schon vor Ort etabliert ist, fällt die Infrastruktur oft genug durch die Katastrophe zusammen. Dabei geht es eher um schon bestehende Beziehungen zu Behörden oder Personal, das die Zusammenhänge kennt und einen durch die eventuellen Untiefen politischer oder kultureller Art leiten kann als um ein Bett, einen funktionierenden Drucker oder Generatoren, die hat man oft im Gepäck. Eine der größten Hürden, die es zu überwinden gilt, ist das Einstellen von Personal sowohl in Bezug auf Qualität als auch Quantität; und es ist für mich immer wieder ein schwieriger Balanceakt zwischen der Notwendigkeit, schnell zu handeln, und der Ruhe, die es bedarf, um neue Mitarbeiter gut anzuleiten, damit sie motiviert sind und qualitativ gute Arbeit leisten.

F: Man betritt ja wahrscheinlich nicht das Land wie der Papst, der zunächst den Boden küsst. Betritt man das Land mit einer bestimmten Scham?

A: Ich betrete ein Land immer mit dem Gefühl großer Dringlichkeit. Nach einem knappen Tag oder anderthalb mit den Bildern der Medien vor Augen werde ich unausstehlich, wenn ich nicht helfen darf. Mit meiner Berufserfahrung glaube ich, eine ganze Menge Antworten schon auf der Hand zu haben, plane ich, was zu tun ist, und kann nicht abwarten, beginnen zu dürfen. Mit der Einstellung komme ich an und falle oft erst einmal auf den Bauch, weil absolut jede Situation ihre eigenen Herausforderungen mit sich bringt und es sich jedes Mal anfühlt, als würde ich immer wieder neu lernen müssen.

F: Entsteht das dringliche Gefühl zu helfen durch Medienbilder?

A: Ich weiß noch, wie es war, als es nach dem schweren Erdbeben von Bam in den Iran ging. Das war mein erster Einsatz und meine Vorstellungen waren geprägt durch das, was wir in den Medien gesehen hatten und was man auch heute immer wieder hört: gefährliche

Krankheiten, Leichengerüche, Massengräber... Anfangs war es der große Drang zu verstehen, welche dieser Bilder korrekt sind und welche nicht. Heute weiß ich, dass z. B. Massengräber oft in unbegründeter Hysterie, aus übertriebener Sorge vor Seuchen entstehen und die Trauer der Hinterbliebenen erschwert, oder dass Leichengerüche nicht wie eine Wolke über einem Ort wabern. Die Leichen werden entsorgt häufig ohne Rücksicht auf kulturelle Gepflogenheiten. Ich schalte in einer Mischung aus Wut und Frustration über die immer wiederholte Pauschalisierung von „Katastrophe“ oft einfach den Fernseher aus und packe meine Sachen.

Inzwischen bedarf es keiner Bilder mehr. Es reichen der Anruf, dass etwas passiert ist, und das Wissen darum, dass ich Antworten darauf haben könnte, um loszuwollen. Es ist eher so, dass ich die Berichterstattung nicht ertrage, wenn ich nicht weiß, dass ich auf dem Weg bin, meinen Beitrag zur Linderung der Not zu leisten. Bei der anhaltenden Dichte von Kriegen und Krisen macht das auf Dauer schon ein wenig verrückt...

F: Sind Sie den Teams, die in den Katastrophengebieten an längerfristigen Projekten arbeiten, übergeordnet? Wie lassen sich deren Kräfte nutzen?

A: Bestehende Strukturen können ein großer Vorteil oder ein absoluter Albtraum sein, je nachdem, wie man wahrgenommen wird und natürlich auch, wie man sich verhält. Es gibt Kollegen, die alles blockieren, was man vorschlägt und umzusetzen versucht. Oft aber überwiegen die Vorteile. Im Roten Kreuz z. B. ist es klar, dass das Team entsendet wird, um die nationale Gesellschaft zu unterstützen. Die nationale Gesellschaft bleibt absolut federführend. Es ist ein wichtiger Teil der Arbeit festzustellen, in wie weit schon bestehende Beziehungen helfen können oder womöglich blockieren, und was wir machen können und müssen, um einerseits schnellstmöglich die bestmögliche Hilfe zu etablieren, ohne andererseits an den bestehenden Beziehungen oder schon erreichten Zielen eines längerfristigen Programms Schaden anzurichten.

F: Führen Sie die Bewertung, das *assessment*, durch?

A: Wenn es möglich ist, arbeite ich zusammen mit einem Counterpart, den ich in seiner Arbeit technisch unterstütze. Unter dem extremen Zeitdruck nach einer Katastrophe bin oft ich diejenige, die die Arbeit

plant und vorbereitet, und der Counterpart übernimmt erst im Laufe der Zeit die Verantwortung. Wir arbeiten oft in größeren Teams über die verschiedenen Bereiche hinweg miteinander. Das spielt vor allen Dingen in den ersten *assessment*s eine große Rolle, weil im Bereich Gesundheit nichts erreicht werden kann, wenn die betroffenen Menschen nicht z. B. auch Zugang zu sauberem Wasser und ein Dach über dem Kopf haben.

F: Das *assessment* scheint für und im gesamten Prozess sehr wesentlich zu sein. Funktioniert es als Schaltstelle?

A: Auf jeden Fall. Das erste *assessment* entscheidet darüber, welche Hilfe in den folgenden Monaten geleistet wird. Der Druck, Entscheidungen zu treffen, von denen viele Menschen hoffentlich profitieren, ist sehr hoch. Das kann nervenaufreibend sein, ist aber auch der Teil an meiner Arbeit, der mir besondere Freude bereitet. Ich schrecke nicht vor der Verantwortung zurück und bin dankbar, inzwischen in der Position zu sein, die Richtung vorgeben zu können.

F: Was macht man konkret in einem *assessment*? Nimmt man einen Taschenrechner und sammelt quantitative Daten? Stellen Sie Statistiken auf, wie viele Menschen betroffen sind?

A: Das sind Teile eines *assessments*, aber für das große Bild, auf Grund dessen wir Entscheidungen treffen, reichen Zahlen auf keinen Fall aus. Es ist nicht nur wichtig zu wissen, wie viele Menschen z. B. Durchfall haben, sondern auch, wo und wie sie leben, wie die Situation vor der Katastrophe war, was sie über Krankheiten wissen, wie sie sich waschen, kochen, ob sie Decken haben, unter einem Moskitonetz schlafen und vieles mehr. Es reicht in der Eile manchmal, mit wenigen, wichtigen Vertretern bestimmter Gruppen zu sprechen, wie Frauen, Jugendlichen, Älteren, Gesundheitspersonal. Wir brauchen aber auch die Statistiken und Erfahrungsberichte von Kollegen, die schon seit Jahren in der Region arbeiten, müssen wissen, welche anderen Organisationen vor Ort sind, was sie planen und wo, damit man sich ergänzt und Hilfe nicht dupliziert – oder schlimmer noch Lücken in der Versorgung entstehen. Das ist wie ein großes Puzzle. Am wichtigsten ist es nach dem schnellen *assessment*, dass die erste Hilfe auslöst, weiter zu blicken, Fragen zu stellen, die in der Eile des ersten *assessments* keine Priorität haben konnten, immer wieder die Meinungen der betroffenen Menschen zu hören, sie in die Planungen einzubeziehen, ent-

sprechend die Hilfe zu erweitern und an die sich verändernden Bedingungen anzupassen.

F: Das heißt, es gibt auch Gespräche mit den unmittelbar Betroffenen, um ein Lagebild zu schaffen?

A: So ein *assessment* macht man in einem Team, in dem jeder klare Aufgaben und Kompetenzen besitzt. In einem Dorf oder Stadtteil angekommen, trennen wir uns nach kurzer Vorstellung und gehen unseren Fragen nach. Als Teamleitung fällt es oft mir zu, die offiziellen Gespräche mit Bürgermeistern oder Ministerien zu führen. Gespräche sind für mich im Grunde der wichtigste Bestandteil meiner Arbeit, weil ich alles andere auch von zu Hause aus machen könnte. Viel zu oft wird eine dramatische Situation von Leuten analysiert, die in der fernen Hauptstadt sitzen.

Uns stehen verschiedene Methoden zur Verfügung, um ein möglichst umfassendes Bild der Situation zusammenzutragen. Zum Beispiel den *trans sect walk*, bei dem man sich umschaut und die Situation einfach nur visuell aufnimmt. In *focus group discussions* spricht man mit einer möglichst homogenen Gruppe von z. B. Frauen oder Landwirten, medizinischem Personal, je nachdem, wen man vorab als besonders wichtig für das *assessment* identifiziert hat. Am Ende schließlich kommen wir zusammen, tragen unsere Erkenntnisse zusammen, diskutieren und versuchen, gemeinsam auf einen Nenner zu kommen, indem wir unsere Informationen triangulieren.

F: Warum ist Ihnen das Interview mit dem Menschen vor Ort wichtiger als die Statistik?

A: Für mich ist die direkte Begegnung wichtig, weil ich ansonsten Gefahr laufe, meine eigenen Prioritäten als die der Empfänger unserer Hilfe vorauszusetzen. Als Medizinerin gilt meine Sorge vorrangig der Gesundheit der Bevölkerung, die der Betroffenen kann jedoch ganz woanders liegen. Oft denken wir, die Prioritäten lägen auf Essen, Trinken und trockenen und sauberen Schlafstätten. Aber für viele Menschen liegen die Prioritäten ganz anders: Da geht es darum, zunächst die verlorenen Nachbarn wiederzufinden. Auch wird Geld benötigt, um auf dem Markt Dinge zu kaufen, z. B. Samen, weil die Pflanzzeit vor der Tür steht, Ziegen oder Kamele, weil die eigene Herde in der Dürre umgekommen ist. Häufig stehen sie noch unter dem Eindruck der schrecklichen Ereignisse, haben Angst, dass ihre Tiere

wieder sterben. Erstaunlich oft wird um Schulen für die Kinder und Ausbildung für die Jugendlichen gebeten, bevor es um Krankenversorgung geht.

Wenn ich nicht frage, kann ich nur darauf hoffen, mit meiner Planung aufgrund meiner langjährigen Erfahrung grob richtig zu liegen; frage ich jedoch, so bemerke ich, dass wir auf etwas achten müssen, das mir so noch nicht begegnet ist. Man lernt jedes Mal viel Neues, egal ob man Land und Leute schon kennt – und auch nach zehn Jahren stolpere ich immer noch über meine Vorurteile. Klapperdünne Kühe bedeuten nicht immer gleich Dürre, sprich Hungersnot, sondern können für die Schuhproduktion gezüchtet und extraknochig gehalten werden, um schöneres Leder zu ergeben. Menschen ohne Schuhe – als mein ultimativer Hinweis auf große Armut – sind auch ein schlechter Indikator, denn manche Menschen tragen ihre Schuhe in der Regenzeit gerne auf dem Kopf, um sie nicht zu verschmutzen! Es lohnt immer, den ganzen Menschen wahrzunehmen. Ein *assessment* gut zu machen und Schlüsse daraus zu ziehen, die dann die richtige Hilfe auslösen, ist für mich das Wichtigste an meinem Beruf. Ich habe immer wieder Sorge, dass uns das unter dem unglaublichen Zeitdruck, der nach einer Katastrophe herrscht, nicht sorgfältig genug gelingt.

F: Gibt es eine bestimmte Methode, um die *assessments* zu optimieren und das Gelingen zu garantieren?

A: Für *assessments* gibt es natürlich viele Methoden, die auch organisationsübergreifend verwendet werden, damit Informationen verglichen werden können. Ich finde das sehr wichtig und versuche gerne, mich der verschiedenen Methoden zu bedienen, oft genug stößt man jedoch in der Realität auf Grenzen, vor allem, wenn es um so sensible Fragestellung wie sexuelles Verhalten oder Gewalt in der Familie geht. Deshalb reichen mir vorformulierte Fragebögen nicht aus. Für mich hat meine Arbeit viel mehr damit zu tun, sich aus der Situation heraus neue Informationen und ein Verständnis für die Probleme zu erarbeiten.

Es ist mir ein Rätsel, wieso gerade ich so gern *assessments* durchführe, denn es gibt für mich nichts Schwierigeres, als Fragen zu stellen. Oft ist schon unser Erscheinen ein großer Hoffnungsschimmer für Menschen in Not und die Erwartungshaltung entsprechend hoch. Man dringt in ganz persönliche Bereiche vor, nimmt alles unter die Lupe und hat – wenn überhaupt – nur pauschalisierte Lösungen anzubieten.

Das beginnt damit, dass man um Einlass in das Zuhause, oft nur eine kleine Hütte, bittet, und sich dann durch seinen Fragenkatalog arbeitet bis hin zu der Frage, ob das Familienoberhaupt seine Familie ernähren kann oder nicht. Für mich ist das eine der intimsten Fragen, die man stellen kann. Trotz guter Vorbereitung weiß ich vor einem Gespräch oft nicht, ob wir die Möglichkeit haben, in genau dieses Dorf zurückzukehren oder genau dieser Familie zu helfen, und wie diese Hilfe aussehen wird. Häufig entsteht also ein großes Missverhältnis zwischen den mir entgegengebrachten Erwartungen und dem, was ich potentiell geben kann. Das ist ein schmaler Grat, auf dem man wandert; oft genug sitze ich nach dem *assessement* im Auto und hoffe, nie wieder durch dieses Dorf fahren zu müssen, denn sie haben alles Recht, mit Steinen nach mir zu werfen.

F: Wie verhält man sich in so einem schwierigen Gespräch, in der Hütte?

A: Das liegt ganz an der Kultur des Landes, und es gehört zu meinen Hausaufgaben, schon vorher zu wissen, wie man am besten fragt, wo man sitzt und mit wem man spricht. Oft benutzen wir halb strukturierte Gesprächsleitfäden, um nicht rigide Katalogfragen abzuhaken. Manchmal kommt man schnell zum Punkt, weil man spürt, den Menschen liegt ihr Anliegen schon auf der Zunge, dann wieder lässt man sich Zeit, spricht über vermeintlich Belangloses, bis man auf Umwegen auf die wichtigen Themen zu sprechen kommt. Oft passiert es, dass ich als Frau nicht direkt mit meinem männlichen Gegenüber sprechen kann. Dann wird mein Fahrer zum Gesprächsführer. Ich bin an der Information interessiert und fühle mich persönlich nicht angegriffen, wenn ich als Frau vermeintlich weniger geachtet werde wie mein männlicher Begleiter. Eine ähnliche Haltung habe ich auch gegenüber dem Kopftuchtragen. Ich habe natürlich eine persönliche Meinung, wenn es aber darum geht, meine Arbeit zu leisten, und das Tragen eines Kopftuches quasi ein Teil der Voraussetzungen dafür ist, dass Hilfe geleistet werden kann, dann trage ich es natürlich.

F: Gibt es in dieser existenziellen Situation Gesprächsrituale?

A: Auf jeden Fall gibt es Rituale, die sich oft auch in der Krise noch durchsetzen. Aber es kann auch zu einer aus der Situation entstehenden vollkommenen Veränderung des Normalen kommen. Ich erinnere ein Beispiel aus dem Iran [Erdbeben in Bam 2003, Anm.], wo in den

ersten 28 Tagen, der offiziellen Trauerphase, sehr viel möglich war, das nach deren Ende undenkbar erschien. Emotionen, Trauer und die Überwältigung haben die bestehenden Normen zeitweilig ausgesetzt: Geschlecht, Kleidung, Umgangsform wurden belanglos, wichtiger wurde es, sich mitteilen zu können. Ich erinnere besonders die große Mitteilungsbedürftigkeit der Menschen. Nach einem anstrengenden Monat direkt nach dem Erdbeben durfte ich nach Hause, abgelöst wurde ich von einem zweiten Team, das ich von Berlin aus weiter betreut habe. Meine Kollegen hatten eine vollkommen andere Wahrnehmung der Situation. Eine rigide Haltung im Umgang mit fremden Menschen kehrte zurück, ein traditioneller Kleidungsstil wurde verlangt und besonders meine Kolleginnen stießen an Grenzen, die uns in den ersten Wochen nicht bewusst waren.

F: Suchen sich die Menschen in den Gesprächen auch Vorteile zu verschaffen?

A: Gerade in sich wiederholenden Krisen, wie zum Beispiel Fluten oder großen Dürreperioden, hat man immer wieder auch mit Menschen zu tun, die genau wissen, wie sie ein Gespräch beeinflussen, wie sie den Eindruck erwecken können, besonders bedürftig zu sein. Sie kennen die wirksamen Bilder: Die mageren Kinder werden gezeigt und die kräftigeren zum Spielen hinter den Zaun geschickt. Mit der Zeit bekommt man ein Gefühl dafür, woran man ist, auch weil ein *assessment* sich aus mehr zusammensetzt als dem einen Gespräch. Bild und Sprache und Daten – miteinander abgeglichen – geben mir letztendlich ein relativ korrektes Bild. Im Gespräch selbst gibt es einen Punkt, an dem man spürt, das ist kein Manipulationsversuch, sondern eine einfache Schilderung des oft Unfassbaren. Ich bin unendlich dankbar, wenn jemand das Vertrauen aufbringt, sich mir mitzuteilen. Gleichzeitig entsteht ein gewaltiger Druck, einerseits helfen zu wollen, und es andererseits nicht so auf sich wirken zu lassen, dass man beim nächsten Schluck aus der Wasserflasche ein schlechtes Gewissen bekommt.

F: Merkt man eine Veränderung in den sozialen Strukturen, Regeln und Ritualen während einer Katastrophe? Gibt es ein Gespür für den Punkt, an dem die letzten stützenden Elemente eines menschlichen Lebens nicht mehr halten, wo es wirklich brüchig wird, wo das Ärmchen so dünn wird oder die Mütter sich vollkommen aufopfern?

A: Ich denke, dass dies vor allem im Angesicht plötzlich einsetzender Katastrophen geschieht, wenn ohne Vorwarnung der Verlust von Familienmitgliedern, von Haus und Hof, von Nachbarn und Freunden eintritt oder auch von Strukturen wie Gesundheitsfürsorge oder Polizei. Die Frage erinnert mich vor allem an die Situation im Norden Sumatras nach dem Tsunami 2004.

Nach Einsätzen im Iran und Sudan erlebte ich in Sumatra zum ersten Mal die Aufhebung der Unterscheidung zwischen mir als ausländischem, nicht die Sprache sprechenden, visuell nicht ins Bild passenden Wesen und den Menschen vor Ort. Trotz der schwierigen Bedingungen waren wir sehr schnell dort. Die Zerstörung war unbegreifbar, Überlebende und Helfer waren physisch und emotional vermutlich an ihren absoluten Grenzen. Und in diesem Zustand langandauernder Grenzerfahrung hatte ich das Gefühl, dass sich alle Unterschiede aufheben zwischen verschiedenen Religionen, Kleidungs- und Lebensstilen und Wahrnehmungen. Mir scheint, je grösser die Zerstörung, umso unwichtiger – wahrscheinlich stilisiere ich das etwas zu sehr – werden die Differenzen. Ich glaube, man wird mehr Mensch, je größer die Katastrophe ist, und weniger Teil von Kultur und Institutionen. Ein Land, in dem mir dieses Phänomen am wenigsten aufgefallen ist, trotz großer Krisen ist Pakistan. Ganz besonders der Norden ist sehr religiös und hatte damals gerade einen Konflikt mit politisch-religiösem Hintergrund. Da löste sich nichts auf.

F: Wie geht man damit um, wenn die Menschen um Hilfe bitten? So selbstverständlich ist es ja nicht. Auf der staatlichen Ebene wird in politikwissenschaftlichen Zusammenhängen von Staatszerfall und Souveränitätsverlust gesprochen, aber auf der kleinen Ebene in der familiären Struktur begegnet man dem doch viel unmittelbarer.

A: Das ist ein schmaler Grat. Im *assessment* erfährt man, was die Familie, der Familienvater, das Dorf, die Gemeinschaft selber leisten, um die Situation zu bewältigen. Das hat auch viel mit dem Staat zu tun. Erwarten die Menschen, dass sie Hilfe bekommen, sitzen sie da und legen die Hände in den Schoß. Dann ist es oft schwer für mich, nicht vollkommen unprofessionell zu werden und zu fragen, meint ihr nicht, ihr könnt mal dies oder das versuchen? Auf der anderen Seite begegnet man Familien oder Dorfgemeinschaften, die trotz Aufwendung all ihrer Fähigkeiten am Ende ihrer Ressourcen und Kräfte sind. Dann finde ich es wichtiger, sie darin zu bestätigen, was von ihnen schon geleistet

wurde, als mit seiner Hilfe wie ein guter Samariter anzukommen, der jetzt alle rettet; wichtiger, einfach nur ganz pragmatisch zu sagen: Phantastisch, was ihr bisher geleistet habt. Was können wir gemeinsam tun, um weiter zu kommen? Am Schönsten ist es, etwas unterstützen zu können, das als Dynamik, und sei sie noch so schwach, aus den Menschen selbst hervorkommt.

F: Wie sind Sie gekleidet? Uniformiert?

A: Das kommt auf den Kontext an. In vielen Einsatzorten ist es sehr heiß: dünne Baumwolle, langarmig, gemütlich. Kopftuch und lange weite Kleidung in muslimisch geprägten Ländern. Selten formell, es sei denn, es handelt sich um offizielle Termine. Oft haben unsere T-Shirts Aufdrucke der jeweiligen Organisation, damit man uns auseinanderhalten kann.

F: Worüber entscheiden Sie genau?

A: Ich analysiere und schlage vor, welche Hilfe angebracht ist. Und dann wird auf einer anderen Ebene entschieden, ob und in wie weit die Vorschläge, die *recommendations*, die ich mache, finanziert werden können.

F: Bedeutet das, die *recommendations* werden angepasst an die Adressaten geschrieben?

A: Ich formuliere so objektiv wie möglich, welche Situation ich/wir vorgefunden haben und welche Lösungsansätze ich/wir für richtig halten. Dabei geht es natürlich um den Adressaten, ich muss aber auch bedenken, welcher Rahmen mir/uns zur Verfügung steht, wie viel Geld kann beantragt werden, geht es nur um Gesundheit oder auch um andere Bereiche, wie kann man möglichst effektiv mit den Mitteln, die potenziell zur Verfügung stehen, umgehen? Wie alle meine Kollegen bin ich inzwischen relativ geschickt im Formulieren von Dringlichkeiten. Worte wie *strongly*, *definite*, *absolute*, *precarious* werden vorsichtig und strategisch eingesetzt. Ich gerate oft genug ins Kreuzfeuer der Gespräche mit meinen Auftraggebern, die wissen wollen, was ich damit meine, wenn ich *strongly recommended* schreibe, oder wann ich absolut von etwas überzeugt bin. Meine Berichte landen direkt bei den großen Geldgebern, und immer häufiger sitzt man während einer Katastrophe vor einem Vertreter z. B. von ECHO (European Commission

Humanitarian Office), der Abteilung für Entwicklungshilfe in der Europäischen Kommission, und muss sich rechtfertigen.

F: Wen gibt es neben ECHO?

A: Es gibt unzählige Geldquellen, und viele Organisationen bewerben sich um dieselben Gelder. Größere Summen kommen oft von den Außenämtern finanzstarker Länder oder aus der Europäischen Union, DFID (Department for International Development) z. B. ist der humanitäre Zweig des Britischen Außenamtes, OFDA (Office for Foreign Disaster Assistance) der des US-Amerikanischen, CIDA (Canadian International Development Agency) mit C gehört zur Kanadischen Regierung und SIDA (Swedish International Development Cooperation Agency) mit S zu Schweden. Viele Organisationen erhalten auch große Summen direkt aus Spendenaufrufen der Bevölkerung. Das Amerikanische Rote Kreuz hat für die Hilfe nach dem Erdbeben auf Haiti 480.000.000 USD aus privaten Spenden erhalten und wurde damit selbst zum Finanzier anderer Hilfsorganisationen vor Ort. Es ist fast unmöglich, als einzelne Organisation so viel Geld sinnvoll in Hilfe umzuwandeln.

F: Wer sind die anderen Akteure vor Ort?

A: Es gibt unzählige Nichtregierungsorganisationen, die UN, die Rotkreuzbewegung, Ärzte Ohne Grenzen und viele mehr. Interessanter aber finde ich, wie sich die Arbeit zwischen den verschiedenen Mitarbeitern einer einzelnen Organisation aufteilt. Es gibt die klassischen Entwicklungshelfer, die uns Soforthelfer ganz furchtbar finden, weil wir – ihrer Empfindung nach – auf oft jahrelang gepäppelten Beziehungen herum trampeln und kurzfristig das gesteckte Ziel auf „Lebenserhaltung“ und nicht „Lebensverbesserung“ umpolen. Als ich mit meiner Arbeit begonnen habe, gab es nur den Katastrophenhelfer und den Entwicklungshelfer, die sich Stirn an Stirn gegenüberstanden. In den letzten Jahren ist noch eine Sparte in der Mitte entstanden. Die sogenannten Wiederaufbau- oder *early recovery* Spezialisten bilden eine Brücke zwischen den lebensrettenden und erhaltenden Maßnahmen der Katastrophenhelfer und dem Bestreben, für dauerhaft verbesserte Lebensumstände zu sorgen. Dieses *built back better* haben sich die *early recovery* Spezialisten auf ihr Schild geschrieben. Da ist eine Katastrophe oft ein sich öffnendes Gelegenheitsfenster, in dem in relativ kurzer Zeit Dinge auf den verschiedensten Ebenen entstehen oder ver-

ändert werden können, für die sonst Jahre oder Jahrzehnte benötigt würden.

F: Ist der *early recovery* Mitarbeiter somit eher der Entwicklungshilfe zuzuordnen? Er nutzt das Katastrophenfenster, um schneller umzusetzen, wofür der Entwicklungshelfer naturgemäß mehr Zeit braucht?

A: Das ist meine Interpretation der Dinge. Die *early recovery* Sparte gibt es noch nicht lange. Ich treffe sie immer häufiger im Feld und finde es spannend zu sehen, wie es ihnen dank der Position, die sie einnehmen, gelingt, das große Bild zu sehen, Zusammenhänge zu erkennen, die mir oft in der ersten, sehr arbeitsintensiven Phase der Arbeit entgehen. Zugegebenermaßen bin ich auch ein wenig ‚neidisch‘. Die *early recovery* Spezialisten gehen weiter und nehmen eine Komplettanalyse der gesamten Situation vor, beurteilen, welche politische Situation im Land herrscht, die vorherige Situation und die aktuelle und welche Möglichkeiten existieren. Pakistan mit seinen immer wiederkehrenden Fluten ist ein spannendes Beispiel: Wie kann man trotz schwierigster politischer und kultureller Lage sinnvolle Hilfe leisten, die langfristig die Lebenssituation der Betroffenen verbessert? Oft muss man sich damit zufriedengeben, dafür gesorgt zu haben, die Bevölkerung für die nächste Flut besser zu wappnen, und auch das ist leider nicht immer der Fall.

F: Inwieweit bereitet die Entwicklungshilfe Pfade für Einflussnahme sowohl ökonomischer, politischer als auch militärischer Art, wie z. B. in Haiti. Haben Sie Zusammenarbeit mit dem Militär erlebt?

A: Die Zusammenarbeit mit dem Militär hängt von vielen Faktoren ab. Neutralität ist notwendig, um ungehindert und unvoreingenommen Hilfe leisten zu können, setzt geradezu voraus, dass Hilfsorganisationen sich vor allem in Konfliktsituationen ganz klar distanzieren. Es gibt spezielle Schulungen in *civil-military-cooperation* für Mitarbeiter von Hilfsorganisationen. Wichtig ist, dass die Trennung deutlich bleibt zwischen humanitärer und militärischer Hilfe. Wenn Soldaten als humanitäre Helfer auftreten, wird diese Grenze verwaschen, unsere Neutralität gefährdet, unsere Arbeit und unser Leben.

Vor allem den *beneficiary* trifft die häufig fehlende Ununterscheidbarkeit: An einem Tag erleben sie Luftangriffe durch Helikopter und am nächsten Tag werfen Helikopter Brot ab. Es gibt einen Punkt, an dem das Militär eher verhindert als hilft. Häufig ist das Militär uns

dennoch eine große Hilfe. In Sumatra nach dem Tsunami zum Beispiel hatten wir US-Militär- und auch deutsche Bundeswehrhelikopter nonstop zur Evakuierung von Patienten im Einsatz.

In diversen Situationen war ich für Militärhelikopter sehr dankbar, denn mein Ziel ist es, Menschen zu helfen. Die Entscheidung, ob militärische Hilfe angenommen wird, fällt oft auf höherer Ebene und das ist auch gut so, weil mir in der Notsituation Leben zu retten wichtiger erscheint als die potentiellen Konsequenzen von militärischer Unterstützung.

F: Ist es nicht häufig so, dass der Zustand nach der Katastrophe dem vor der Katastrophe gleicht. Resignieren Sie nicht in diesem Fall.

A: Nein! Da sind wir wieder beim *window of opportunity*. Wenn, wie z. B. in der Sahel Zone oder am Horn von Afrika eine Dürreperiode ein Ausmaß annimmt, dass die Not in das Bewusstsein der internationalen Gesellschaft dringt, dann hat man die Gelegenheit, Gelder zu generieren, die sich sonst nicht mobilisieren lassen. Das ist eigentlich eine sehr traurige Sache, denn es handelt sich oft genug um chronische Probleme, deren Lösungen eher in der Verhinderung ihrer immerwährenden Wiederholung, ihrer Ursachen liegen als in der Soforthilfe. Es ist mir wichtig, dass unsere Projekte auch darauf abzielen, diese Wiederholung zu verhindern oder zumindest in ihrem Ausmaß zu reduzieren.

F: Wo und wie erfolgt dieser Katastrophenerklärungsprozess? Muss er nicht an vielen verschiedenen Orten politisch erklärt werden?

A: Oft ist es tatsächlich so, dass nicht Standards, sondern politische Interessen das Deklarieren einer Katastrophe bestimmen. Im Gesundheitsbereich kann man das sehr oft beobachten. Ein internationaler Standard z. B. ist, dass ein einziger laboratorisch bestätigter Fall von Cholera einen Ausbruch der Seuche, also eine Epidemie, definiert. Je nach politischer Notlage wird gerade Cholera entweder unter den Tisch gekehrt oder besonders hervorgehoben.

Die Äthiopische Regierung verneint das Vorhandensein von Cholera in ihrem Land, auch wenn alles dafür spricht, dass die Krankheit endemisch ist. In Simbabwe war es zur Zeit des großen Ausbruchs 2008-2009 genau das Gegenteil. Cholera wurde politisiert, die internationale Aufmerksamkeit entsprechend genutzt.

Es ist die souveräne Aufgabe des entsprechenden Gesundheitsministeriums, den Ausbruch einer Epidemie zu deklarieren. Der Regierung unterstellt und von Medien und Hilfsorganisationen bedrängt, handelt es sich dabei oft um eine politisch motivierte Entscheidung.

F: Mit der Deklarierung der Katastrophe bekommen Hilfsorganisationen ihr Geld von einem der großen Geldgeber, z. B. dem Auswärtigen Amt. Die treffen die Entscheidung, spontan Geld zu geben. Läuft diese Entscheidung über die Botschaften vor Ort? Oder ruft die WHO an und sagt: Das muss zu einem Desaster erklärt werden? Wie funktioniert dieses Netzwerk? Es scheint ja nicht DEN Souverän zu geben.

A: Das ist von Organisation zu Organisation unterschiedlich. Es bestehen natürlich Beziehungen oder auch Abkommen, die dafür sorgen, dass Gelder relativ schnell zugesagt werden. Oft haben gerade die größeren Organisationen auch spezielle Fonds, aus denen sie erst einmal schöpfen, um handeln zu können, und die dann später gegenfinanziert werden. Die Finanzierung wird oft aufgrund der Informationen, die aus dem ersten *assessment* kommen, zugesagt. Es besteht auch für die Geldgeber ein gewisser Druck, das zur Verfügung stehende Geld zu investieren, und oft spielen historische Erfahrungen eine Rolle bei der schnellen Zusage. Etablierte Organisationen wie das Rote Kreuz oder Ärzte ohne Grenzen haben dabei große Vorteile gegenüber jüngeren oder kleineren Organisationen. Die Zusammenarbeit mit Botschaften oder Geldgebervertretern vor Ort spielt immer eine große Rolle.

F: Braucht es denn dafür überhaupt die Erklärung der Katastrophe?

A: Nein, das braucht es nicht. Es braucht eine klare Analyse der Situation und entsprechende Mechanismen, um Gelder zu mobilisieren und Hilfe bereitzustellen. Es hilft natürlich, wenn eine Katastrophe erklärt wird – Medien spielen dabei eine große Rolle.

F: Trägt die humanitäre Hilfe dazu bei, dass der Begriff der Katastrophe häufiger benutzt wird? Man würde meinen, wenn irgendjemand Interesse daran hat, dass etwas Katastrophe genannt wird, ist es eine auf Spenden angewiesene Organisation. Freut man sich als Ärzte-Ohne-Grenzen-Mitarbeiter oder auch beim DRK, wenn Claus Kleber in den Nachrichten endlich von einer Katastrophe spricht?

A: Das hängt sehr von der Katastrophe selbst ab. Gerade bei schleichenden Katastrophen wie einer schwerwiegenden Dürre ärgere ich

mich persönlich eher, weil der Zeitpunkt der Deklarierung scheinbar wahllos gewählt wird. Weil wir entweder schon Tage, Wochen und Monate um Hilfe ringen und wirklich professionell mit Beweisen für die Katastrophe aufwarten und dennoch nichts passiert. Und dann haben wir eine Sommerlücke in der Berichterstattung oder ein politisches Dilemma muss übertüncht werden und plötzlich wird etwas eine Katastrophe genannt. Aber dann wiederum funktioniert manchmal das Timing, und man sagt, ja, danke, genau das haben wir jetzt gebraucht. Ich habe ja schon die Mandate verschiedener Organisationen erwähnt – und Berichterstattung, die auf eine Katastrophe aufmerksam macht, sich für oder gegen bestimmte Vorkommnisse ausspricht, ist bei vielen Organisationen ein wichtiger Bestandteil ihres Mandates. Deren Umgang mit dem Begriff ist sicher ein Anderer als mein persönlicher.

F: Dann ist die Verwendung des Katastrophenbegriffs in dem Moment am besten, wenn er am meisten nützt?

A: Das ist eine schwierige Frage, die aus verschiedenen Blickwinkeln sicherlich eine spannende Debatte auslösen würde. Für mich persönlich spielt der Begriff kaum eine Rolle. Mir ist wichtig, dass eine Situation analysiert und entsprechend gehandelt wird. Wenn die Instrumentalisierung des Begriffes etwas Positives für die Menschen bewirkt, würde ich nicht davor zurückschrecken, ihn einzusetzen. Und ihn zu benutzen, ohne zu handeln, ist eine Farce, unangenehm und traurig in meinen Augen. Im Grunde ist das die Antwort.

Das Interview führten Marie Bartels und Leon Hempel.

Shiriagari Kotobuki: Ano hi kara no manga (Manga seit jenem Tag)

LEON HEMPEL, MARIE BARTELS, THOMAS MARKWART

Nach Seebeben, Tsunami und dem Reaktorunfall von Fukushima sah sich Shiriagari Kotobuki, eigentlich Toshiki Mochizuki, geb. 1958, 2011 genötigt, mit den Mitteln des Comics auf die Ereignisse zu reagieren. Im Gegensatz zu 9/11 habe, wie der japanische Manga-Zeichner erklärt, die unmittelbare Betroffenheit, die Nähe der schrecklichen Geschehnisse die Künstler zur unmittelbaren Auseinandersetzung über Twitter und Blogs gedrängt. Chronologisch und tagebuchartig notieren die Mangas Kotobukis Assoziationen und Phantasien, ohne unmittelbare Erklärungen oder Beschreibungen der Ereignisse zu geben.

Der Band[1] versammelt, wie der Titel nüchtern verrät, die im Laufe eines halben Jahres entstehenden Mangas, die ohne einen ersichtlichen narrativen Zusammenhang allein durch ihr Thema verbunden sind. Unterschiedliche Manga-Stile aber auch Elemente der Tuschemalerei treffen aufeinander und verstärken den Eindruck, dass es keine einheitliche Wahrnehmung, sondern nur unterschiedliche individuelle Perspektiven gibt. „I asked myself what a manga artist could usefully do in a situation like this. I thought about the scientists who were trying to explain the impact of the accident in the media. They come out with all these numbers. Some people accept them, some people refute them, and other people don't really care either way."

Die quantifizierenden Aussagen der Experten in den Medien rechtfertigen zwar Katastrophen-Maßnahmen, finden jedoch kaum Entsprechung in der Erfahrung der Menschen. Kotobuki grenzt sich

1 Shiriagari Kotobuki: Ano hi kara no manga, Tokyo: Enterbrain 2011

ab, indem er den unterschiedlich Betroffenen durch seine Bild-Erzählungen eine Stimme zu verleihen sucht. Nicht die Katastrophe wird erklärt, sondern gleichsam anti-katastrophisch verfahren: „It's that mixture of different people with different views that creates the atmosphere of the times. That's what I wanted to depict. I felt that manga needed to show the daily reality that went beyond the scientists' figures. Despite all the hardships and pain we're living through now, there are still plenty of reasons for hope if we look ahead 50 years into the future.“[2]



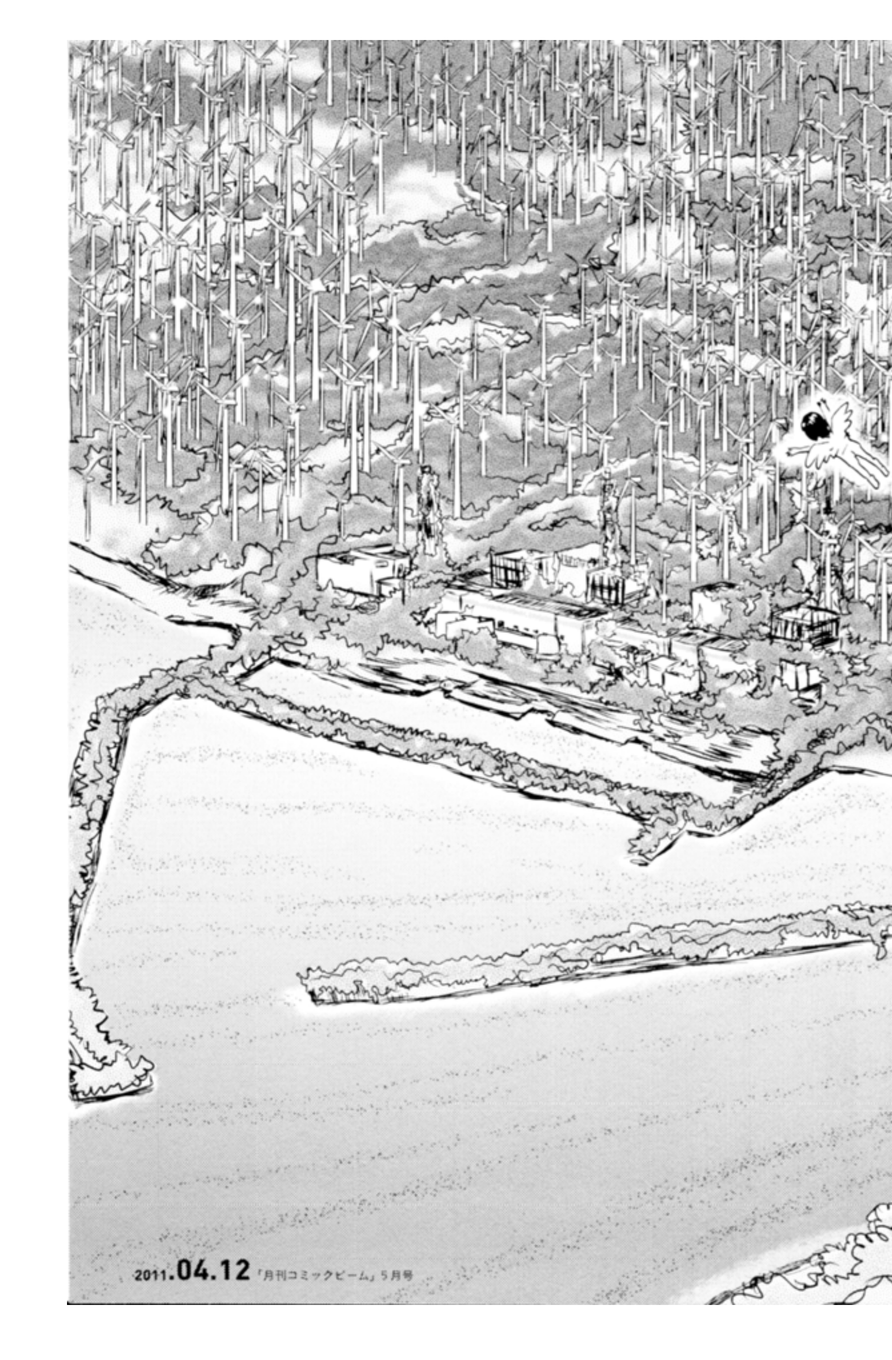
Weniger Dokumentarisches wird präsentiert, als vielmehr symbolisch-visionäre Bilderzählungen. Die verschiedenen Stilebenen übersetzen die Erfahrungen, die Ängste und Sehnsüchte der Menschen in Grotes-

2 Alle Zitate in: The Role of Manga in Postdisaster Japan. International Manga Artists Respond to 3/11. *http://www.nippon.com/en/views/b00803/*

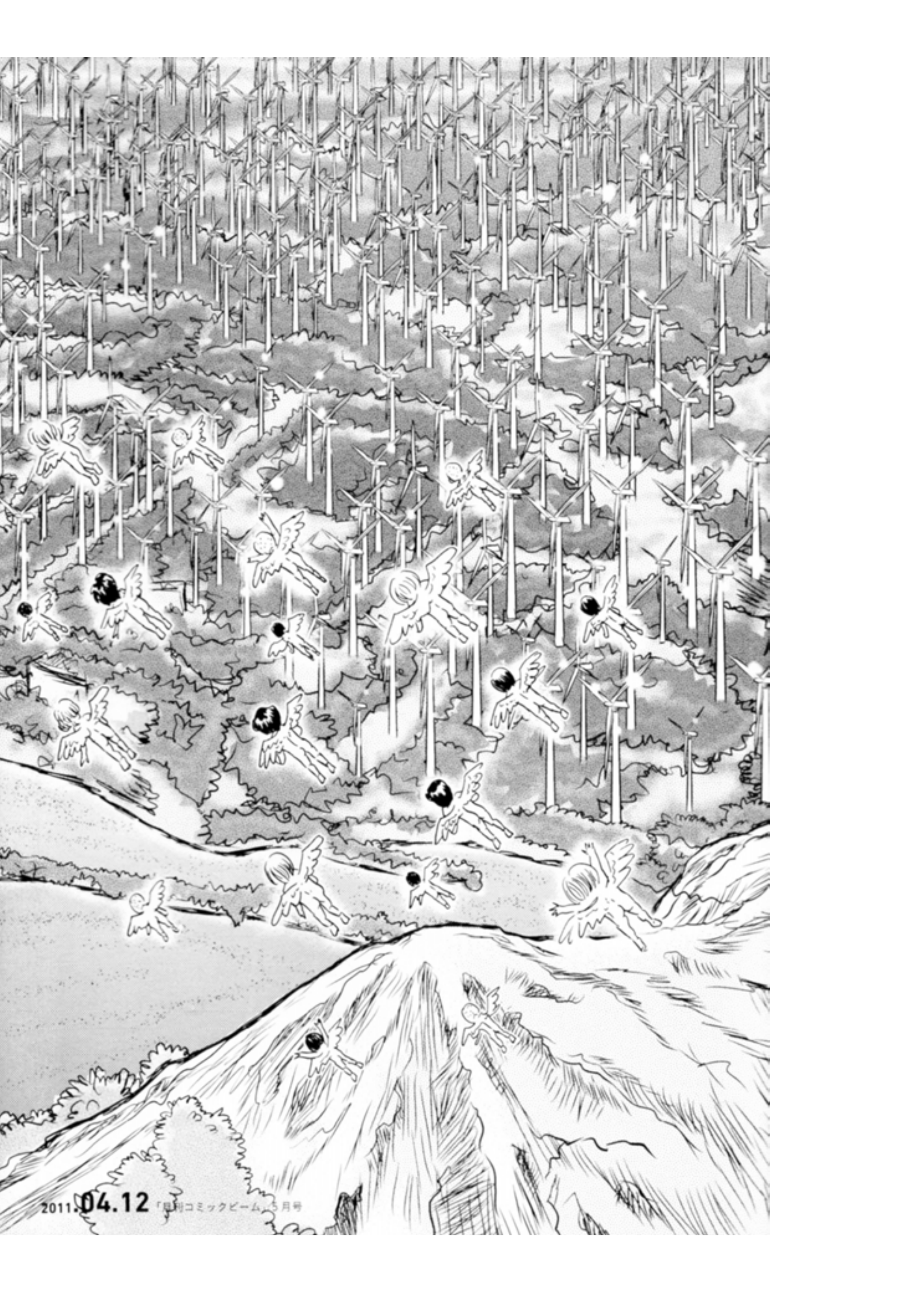
ken und Traumerzählungen, in Karikaturen und Zukunftsvisionen. Die Irritation ergibt sich aus der Spannung zwischen Witz und Ernsthaftigkeit. In einem Manga streiten sich Atomteilchen unterschiedlicher Verfallszeiten darüber, entweder im Reaktor zu bleiben oder auszubrechen, bis sie, im Augenblick der Reaktorexplosion gemeinsam entkommend, zueinander finden. In einem anderen verabschieden sich die Toten der Katastrophe von den Nachkommen, die Vergangenheit versöhnt sich mit der Zukunft. Immer wieder kehrt die Versöhnung der Generationen als Leitmotiv in Kotobukis Mangasammlung auf.



In der Geschichte *Dorf am Meer* sind seit Fukushima 50 Jahre vergangen. Weitere Beben haben stattgefunden, tektonische Spannungen sich dadurch abgebaut. Nicht plötzlich, sondern im Laufe der Jahre hat sich die Welt verändert. Anstatt aus Öl und Kernkraft wird Energie jetzt aus Wind und Sonne Energie gewonnen. Annehmlichkeiten wurden dafür aufgegeben. Kinder fliegen neugierig über das zerstörte AKW. Ihnen sind Flügel gewachsen.



2011.04.12「月刊コミックビーム」5月号



2011.04.12 「月刊コミックビーム」5月号



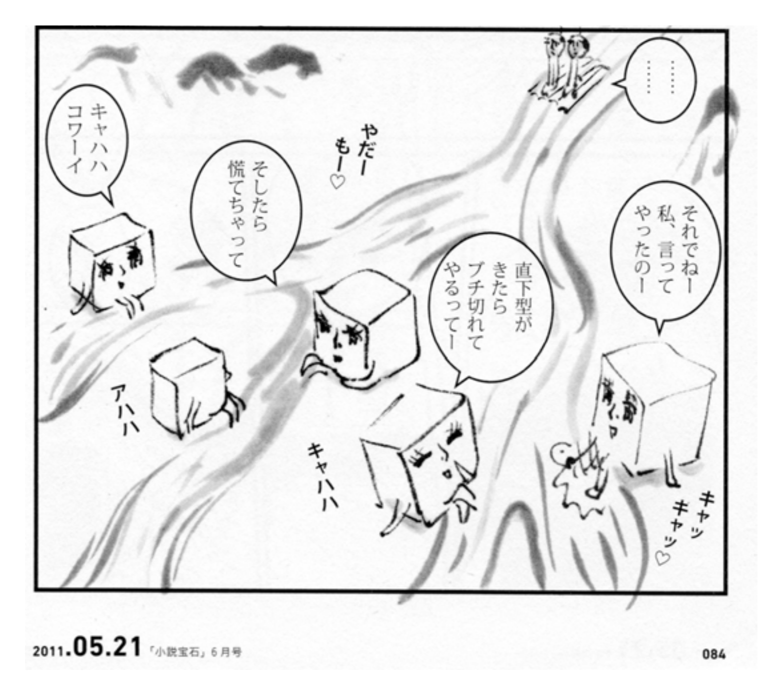
In Analogie zur Entstehung des Vogels aus dem Dinosaurier erklärt der Comic die geflügelten Kinder als evolutionäre Weiterentwicklung des Menschen. Dem behaupteten entwicklungsgeschichtlichen Bruch, das Aussterben jener Urtiere durch eine Katastrophe, welches seit ‚Erfindung' der Dinos als eine in die Vergangenheit projizierte apokalyptische Zukunftsvision eine moralische Forderung an die Menschheit formuliert, wird widersprochen. Die Natur kenne nur Evolutionen. Das Schreckensbild von Fukushima ist aufgenommen im historischen Kontinuum, aufgehoben in der Landschaft. Die Ruinen des Atomkraftwerks sind selbstverständlicher Bestandteil der japanischen Landschaft geworden, sie markieren keinen historischen Ausnahmefall. Die Erzählung endet mit einem Medienbericht über eine Technologie, mit deren Hilfe wieder unbegrenzt Energie zur Verfügung stehen soll. Die Rückkehr des Komforts wird gefeiert, von dem der Großvater stets geschwärmt und an den noch die mittlere Genration sich sehnsüchtig erinnerte. Die differierenden Erfahrungen und Bedürfnisse der Generationen vereinen sich in einem Idyll jenseits von Geschichtlichkeit.

In einer anderen Bilderzählung treiben zwei alte Männer, deren Erscheinung an überlieferte ikonografische Darstellungen von Samurai, Inbegriff der Verhaltensweisen des alten Japans, erinnert, auf einem Floß gleichgültig einen Fluss hinab. Erdbeben markieren auf ihrer Lebensfahrt nur eine vorübergehende Zäsur im Fortgang profaner Alltäglichkeit. Schließlich stoßen sie auf ein beschädigtes AKW, personifiziert als verletzte und attraktive junge Frau, die im Fluss ihre Wunden kühlt.



Die Technik erscheint subjektiviert, ist Ausdruck eines Verhältnisses von Mensch und Technik, in welchem der Technik menschliche Bedürfnisse und Ängste aufgetragen sind. Die melancholische AKW-Dame erzählt den alten Männern ihre Geschichte: Erdbeben und

Tsunami haben sie verletzt, Menschen versucht, ihr zu helfen. Doch musste sie deren Hilfe zurückweisen, weil sie ihnen zu gefährlich geworden sei. Sie beklagt, früher sei ihr geschmeichelt, ihre hundertprozentige Sicherheit gepriesen worden und jetzt beschimpfe man sie grausam. Die Menschen hätten sie zu sich geholt, obwohl doch erst in 500 Jahre in der Lage, sie zu beherrschen. Es ist die Technik zur Unzeit, die hier – in einer verkehrten Welt – desillusioniert die alten Männer beauftragt, die Technik, die verbliebenen AKWs Japans, vor leichtfertiger Naivität gegenüber den Menschen zu warnen.



Kotobuki parodiert die Entlastungsfunktion, die gemeinhin mit Technik assoziiert wird. Noch in der Kritik an ihr artikuliert sich Anthropomorphisierung, die Delegierung menschlicher Verantwortung und Handlungsmacht (Souveränität) an Maschinen. Der Witz der Geschichte könnte nun darin bestehen, dass durch die Technik dem Menschen Verantwortung wieder aufgegeben wird. Weil der Mensch ihr offenbar nur so begegnen kann, wird die Technik hier zum persuasiven sozialen Akteur, um jenem selbstbestimmten Umgang zu lehren. Das Reaktorunglück scheint geradezu als Katastrophe wirken, als Ein-

schnitt, um im Verhalten der alten Japaner eine Wendung zur Verantwortlichkeit herbeizuführen.

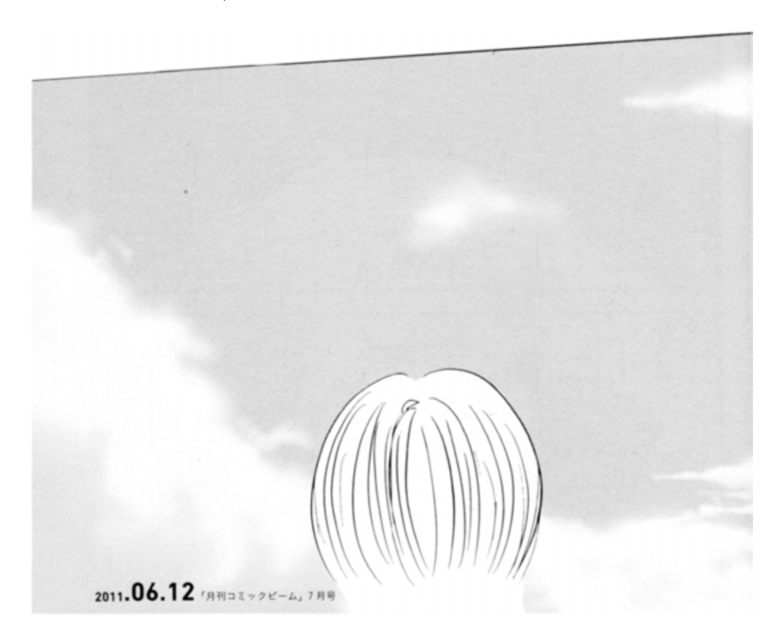
In der Parodie verborgen, richtet sich Kotobukis Kritik offenbar gegen die hergebrachten Verhaltensweisen, die alles andere als selbstbestimmtes Handeln zeigen. Die Erzählung *Angst in der Stadt* nimmt dagegen eine besondere Stellung ein. Nicht nur enthält sie zahlreiche Realitätsindizien, sie zeigt insbesondere selbstbewusstes Handeln. Eine junge Frau verfolgt, besorgt um ihre Zukunft, Twitter- und Medienmeldungen über die hohe Strahlenbelastung in Tokyo, über Vergleiche mit Tschernobyl, das Fehlverhalten der TEPCO-Mitarbeiter, eine Kernschmelze. Sie äußert ihrem Freund gegenüber ihre Ängste, in dieser Situation ihr Kind zu bekommen. Seine Empfehlung, die Stadt zu verlassen, macht sie wütend: Außerhalb der Stadt sehe sie keine berufliche Perspektive, ihr Kind müsse sie selber versorgen und großziehen – weil er nicht mehr lebe.





Der Mann existiert lediglich in Einbildung, ist Ausdruck ihrer Traumatisierung. Ein Freund warnt sie, so könne sie nicht weiter leben, und empfiehlt, an einen Ort zu gehen, der sicher sei, in den Norden Japans, wo ihr Freund gestorben und das Beben stattgefunden habe. Sie entschließt sich, dorthin zu ziehen, wo die Gefahr und ihre Ängste ihren Ursprung haben. Fünfzig Jahre später erzählt der Freund, als alter Mann friedlich am Meer liegend, der Enkelin von ihrer Großmutter,

mit der er vor Jahren Tokyo verlassen habe. Zerbrechlich aussehend, sei sie doch die Stärkste von allen gewesen. Spricht der alte Mann von der Stärke Großmutter, so soll die Kontinuität einer selbstbestimmten Verhaltensweise hergestellt werden. Wie die Großmutter bricht die Enkelin ins Offene, Unversicherbare auf.



Kotobukis Mangas suchen Trost zu spenden, gewiss auch sich selbst gegenüber. Die Datenangaben, mit denen die einzelnen Seiten der Sammlung gekennzeichnet sind, markieren die Schritte eines Selbstverständigungsprozesses. Sie binden die überzeitlichen Utopien zurück an die Geschichtlichkeit der jeweiligen Gegenwart, terminieren und relativieren die jeweiligen Mangas. Anlässe sind angedeutet: in einer Karikatur, wo Menschen murrend und nörgelnd Trümmer beseitigen, in einem Zeitungsausschnitt, in dem Kotobuki selbst abgebildet ist. Als Protokolle künstlerischer Auseinandersetzung verwahren sie sich gegen absolute Aussagen, die darauf zielen die individuellen Wahrnehmungen in dem einen Augenblick aufzuheben. Es sind, entsprechend dem Medium des Comic und seiner Herkunft, Kotobuki veröffentlicht selbst täglich Strips in Zeitungen, tagesaktuelle Ausschnitte, die – gemeinhin – eine bestimmte Verfallszeit haben. Das hohe Pathos, die sich aus individueller Trauer immer wieder anfachende Sentimen-

talität, wird durch die Tagesangabe relativiert und hierdurch gerettet – vor dem großen Pathos der Katastrophenerklärer, die den Anspruch erheben, für alle zu fühlen und zu sprechen.

Wir danken Atsumi Yoshida für den Hinweis sowie für die Besorgung und Übersetzung des Mangas.

Autorinnen und Autoren

Bartels, Marie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Technik und Gesellschaft (ZTG) an der TU-Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wahrnehmung von und Umgang mit Risiken, Katastrophenforschung, organisationelles Lernen.

Blümel, Ina ist weltweit als humanitäre Helferin in Katastrophengebieten tätig. Als Krankenschwester startete sie 2003 ihren ersten Einsatz in den Iran. Sie war im Einsatz u. a. in Indonesien nach dem Tsunami (2004), beim Erdbeben in Sichuan, China (2008), in Pakistan im Zuge der Überflutungen (2007 & 2010), sowie in weniger bekannten Naturkatastrophen und politischen Konflikten im Mittleren Osten, auf dem Afrikanischen Kontinent und in der Karibik. Ina arbeitet heute weitgehend freiberuflich für verschiedene Hilfsorganisationen.

Dombrowsky, Wolf R. (Prof. Dr.) lehrt Katastrophenmanagement an der Steinbeis Hochschule Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind Risiko- und Krisenkommunikation, Katastrophenforschung, emergente Organisationen sowie Verhalten in Extremsituationen.

Dunn Cavelty, Myriam (Dr.) ist Dozentin für Sicherheitspolitik und Leiterin der Forschungsgruppe „Risk & Resilience" am Center for Security Studies der ETH Zürich. Ihr Forschungsschwerpunkt sind sich verändernde Gefahrenkonzepte und entsprechende Gegenmaßnahmen in der Sicherheitspolitik mit spezifischem Fokus auf Cyber-Sicherheit.

Ellebrecht, Nils (M.A.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Seine Forschungsinteressen liegen in der Organisations-, Technik- und Katastrophensoziologie, die

er derzeit in einer empirischen Studie zum „Massenanfall von Verletzten“ zusammenführt.

Feltes, Thomas, (Prof. Dr. iur., M.A.) ist Inhaber des Lehrstuhls für Kriminologie, Kriminalpolitik und Polizeiwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum, www.thomasfeltes.de.

Ghamari-Tabrizi, Sharon is a historian of science, an ordained Buddhist minister (the Zen Peacemaker's Order) and currently training for a second career as a palliative care interfaith chaplain at Harvard Divinity School. She received her PhD from the History of Consciousness Program at the University of California Santa Cruz in 1993. For more than two decades she has worked on topics having to do with nuclear war, war-games, exercises, and simulations. In 2008, Ghamari-Tabrizi decided to shift her emphasis from war to death and began preparations to train for a second career as a chaplain and palliative care researcher. For more about her academic work, see her website www.sharonghamari.com.

Gramelsberger, Gabriele (Dr. phil.) lehrt Wissenschafts- und Technikphilosophie an der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Wandel von Wissenschaft und Gesellschaft durch den Computer, Computersimulationen als neue Instrumente der Wissensproduktion, die ubiquitäre Informationsgesellschaft und die Philosophie der angewandten Mathematik.
WWW:userpage.fu-berlin.de/~gab/

Hempel, Leon (Dr. phil.) leitet die Sicherheits- und Innovationsforschung am Zentrum Technik und Gesellschaft (ZTG) der TU Berlin. Er lehrt an der Universität St. Gallen.

Henckel, Dietrich (Prof. Dr.) lehrt Stadt- und Regionalökonomie am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin. Forschungsschwerpunkte sind wirtschaftlicher Strukturwandel und Stadtentwicklung, Stadt und Zeit, Zukunft der Stadt.

Kaufmann, Stefan (Prof. Dr.) lehrt Soziologie an der Universität Freiburg, sein derzeitiger Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich Sicherheit und Gesellschaft.

Kudlacek, Dominic ist Sozialwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum. Studium an der Leibniz Universität Hannover und an der Universidad Complutense in Madrid.

Lorenz, Daniel F. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Katastrophenforschungsstelle am Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften an der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Katastrophensoziologie, Kritische Infrastrukturen, Resilienz, Politische Philosophie. Ausgewählte Publikationen: Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung, Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit 2010.

Markwart, Thomas (Dr. phil.) ist Literatur- und Kulturwissenschaftler.

Münkler, Herfried (Prof. Dr.) lehrt Theorie der Politik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind Politische Ideengeschichte und Politische Kulturforschung, Theorie und Geschichte des Krieges sowie Sicherheit und Risiko in modernen Gesellschaften.

Sticher, Brigitta (Prof. Dr.) lehrt Psychologie und Führungslehre an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin.
Email: birgitta.sticher@hwr-berlin.de; Homepage: http://www.hwr-berlin.de/hwr-berlin/lehrende/detailansicht/sticher

Voss, Martin ist Leiter der der Katastrophenforschungsstelle sowie Gastprofessor für Katastrophenforschung am Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften an der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Katastrophensoziologie, Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung, Klimawandel. Ausgewählte Publikationen: Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe, Bielefeld: Transcript 2006; „The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research“, in: Behemoth. A Journal on Civilisation 1 (2008), S. 39-56.

Sozialtheorie



Marc Amstutz,
Andreas Fischer-Lescano (Hg.)
Kritische Systemtheorie
Zur Evolution einer normativen Theorie

Juni 2013, 410 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-2412-0



Ullrich Bauer,
Uwe H. Bittlingmayer,
Carsten Keller,
Franz Schultheis (Hg.)
Bourdieu und die Frankfurter Schule
Kritische Gesellschaftstheorie
im Zeitalter des Neoliberalismus

Juli 2013, ca. 350 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1717-7



Wolfgang Bonss, Oliver Dimbath,
Andrea Maurer, Ludwig Nieder,
Helga Pelizäus-Hoffmeister,
Michael Schmid
Handlungstheorie
Eine Einführung

Juni 2013, ca. 280 Seiten, kart., ca. 22,80 €,
ISBN 978-3-8376-1708-5

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Sozialtheorie

Jörg R. Bergmann, Ulrich Dausendschön-Gay, Frank Oberzaucher (Hg.)
»Der Fall«
Zur epistemischen Praxis professionellen Handelns
Juli 2013, ca. 280 Seiten, kart., ca. 32,80 €,
ISBN 978-3-8376-1969-0

Eva Bonn, Christian Knöppler, Miguel Souza (Hg.)
Was machen Marker?
Logik, Materialität und Politik von Differenzierungsprozessen
März 2013, 348 Seiten, kart., 34,80 €,
ISBN 978-3-8376-2244-7

Pradeep Chakkarath, Doris Weidemann (Hg.)
Kulturpsychologische Gegenwartsdiagnosen
Bestandsaufnahmen zu Wissenschaft und Gesellschaft
Juli 2013, ca. 226 Seiten, kart., ca. 25,80 €,
ISBN 978-3-8376-1500-5

Lutz Eichler
System und Selbst
Arbeit und Subjektivität im Zeitalter ihrer strategischen Anerkennung
Juni 2013, ca. 490 Seiten, kart., ca. 37,80 €,
ISBN 978-3-8376-2213-3

Ronald Hartz, Matthias Rätzer (Hg.)
Organisationsforschung nach Foucault
Macht – Diskurs – Widerstand
Oktober 2013, ca. 270 Seiten, kart., ca. 34,80 €,
ISBN 978-3-8376-2171-6

Christian Mersch
Die Welt der Patente
Soziologische Perspektiven auf eine zentrale Institution der globalen Wissensgesellschaft
Januar 2013, 466 Seiten, kart., zahlr. Abb., 34,80 €,
ISBN 978-3-8376-2056-6

Martin Petzke
Weltbekehrungen
Zur Konstruktion globaler Religion im pfingstlich-evangelikalen Christentum
April 2013, 530 Seiten, kart., 39,80 €,
ISBN 978-3-8376-2241-6

Kathrin Popp
Das Bild zum Sprechen bringen
Eine Soziologie des Audioguides in Kunstausstellungen
Juni 2013, ca. 200 Seiten, kart., zahlr. Abb., ca. 26,80 €,
ISBN 978-3-8376-2185-3

Sophia Prinz
Die Praxis des Sehens
Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung
September 2013, ca. 420 Seiten, kart., ca. 33,80 €,
ISBN 978-3-8376-2326-0

Michael Schönhuth, Markus Gamper, Michael Kronenwett, Martin Stark (Hg.)
Visuelle Netzwerkforschung
Qualitative, quantitative und partizipative Zugänge
April 2013, 362 Seiten, kart., zahlr. z.T. farbige Abb., 35,80 €,
ISBN 978-3-8376-2257-7